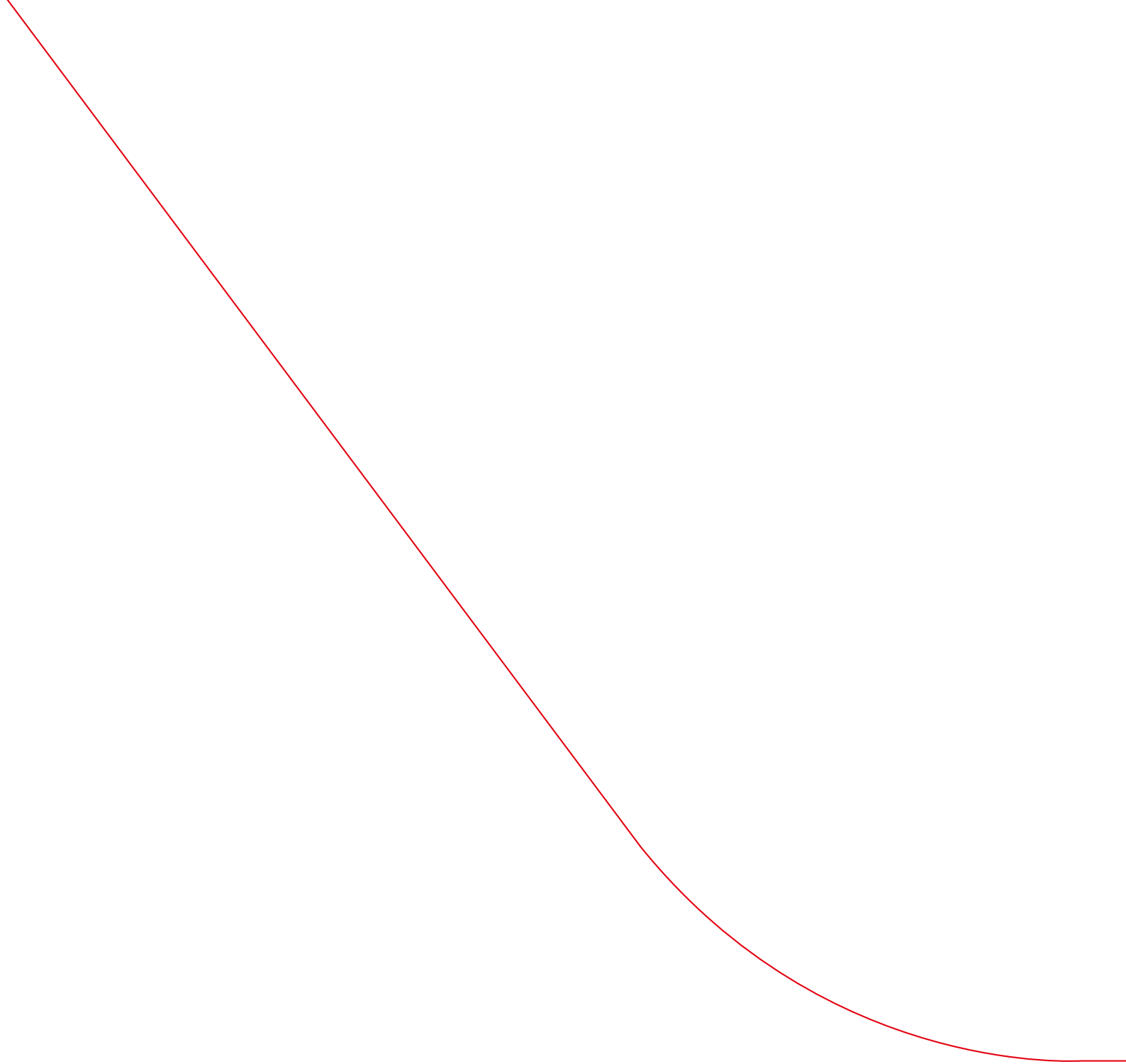


Daniel Schönherr
Martina Zandonella
Saskja Schindler
(Foresight)

Carina Altreiter (AK Wien)
Alexandra König (GAW)

KLASSISMUSERFAHRUNGEN IN ÖSTERREICH

Zur Abwertung von Menschen aufgrund ihrer sozialen Klasse



Daniel Schönherr
Martina Zandonella
Saskja Schindler
(Autor:innen)

Carina Altreiter (AK Wien)
Alexandra König (GAW)
(Projektleitung)

KLASSISMUSERFAHRUNGEN IN ÖSTERREICH

Zur Abwertung von Menschen aufgrund ihrer sozialen Klasse

EXECUTIVE SUMMARY

Die vorliegende Studie untersucht Diskriminierungserfahrungen, die Menschen in Österreich aufgrund ihrer sozialen Klassenherkunft oder Klassenposition in der Gesellschaft machen. Diesen Klassismus verstehen wir dabei als Diskriminierung und Abwertung, die sich gegen Menschen in unteren Klassenpositionen richten. Methodisch basiert die Studie auf einer österreichweiten Onlineumfrage und zwanzig leitfadengestützten Einzelinterviews mit Betroffenen, die zwischen Herbst 2023 und Frühjahr 2024 durchgeführt wurden. Sämtliche Betroffene stuften sich selbst oder ihre Klassenherkunft dabei unterhalb der Mittelklasse ein.

Die Ergebnisse belegen, dass erste Wahrnehmungen sozialer Ungleichheit bereits in früher Kindheit entstehen, meist in alltäglichen Vergleichsprozessen zu Kindern und Familien aus höheren Klassenlagen. Das Schulsystem vertieft diese Abwertungserlebnisse, etwa durch die frühe Selektion nach Ende der Volksschule oder in Zusammenhang mit der finanziellen Lage, wenn etwa Schulmaterial nicht besorgt werden konnte oder durch klassistische Beleidigungen seitens Mitschüler:innen und Lehrpersonen.

In der Arbeitswelt setzen sich Klassismuserfahrungen vielerorts fort. So werden heute insbesondere nicht-akademische sowie vermeintlich „einfache“ Dienstleistungsberufe in Form fehlender Anerkennung der Arbeit und Leistung systematisch abgewertet. Klassismuserfahrungen in prekären Arbeitsverhältnissen werden vor allem im Kontext von Arbeitsunfällen und schweren Erkrankungen gemacht, wenn diese z.B. zu Kündigungen und Benachteiligungen bei der Abklärung der Arbeitsfähigkeit und Arbeitssuche führen. Arbeitslose Interviewpartner:innen erleben zudem den politischen und medialen Diskurs über Arbeitslose in Österreich als klassistisch. In anderen Lebensbereichen wie z.B. im Gesundheitssystem oder am Wohnungsmarkt offenbaren sich weitere klassistische Diskriminierungsmechanismen, die sich häufig gegen den gleichberechtigten Zugang zu einer adäquaten medizinischen Behandlung oder leistbarem Wohnraum richten.

Die Studie identifiziert auch Bewältigungsstrategien im Umgang mit Klassismuserfahrungen, die von aktiver Gegenwehr über Anpassung und Situationsvermeidung bis hin zu resigniertem Hinnehmen der Diskriminierungen reichen. Diese Strategien können im Lebenslauf variieren und hängen stark von den individuellen Ressourcen und dem Zugang zu rechtlichen Unterstützungsangeboten ab.

Abschließend diskutiert die Studie, wie der Rückzug des Klassenbegriffs aus dem öffentlichen Diskurs zu einer Verunsicherung der Betroffenen führt, wenn diese ihre klassenbasierten Diskriminierungserfahrungen nicht mehr adressieren können. Die Ergebnisse verdeutlichen zuletzt, dass Klassismus als spezifische Form der sozialen Ausgrenzung in einer neoliberalen Gesellschaft verstanden werden muss, in der die Illusion der Chancengleichheit aufrechterhalten wird, während strukturelle Benachteiligungen unterer Klassen persistieren.

Inhaltsverzeichnis

Kurzfassung des Berichts	1
Einleitung	18
1 Klasse, Klassismus und Klassismuserfahrungen	22
2 Sozioökonomischer Status, Klassenzuordnung und Diskriminierungserfahrungen: Ausgewählte Ergebnisse einer Onlineumfrage	32
2.1 Subjektive Klassenzugehörigkeit und ihre Determinanten	33
2.2 Klassismuserfahrungen	40
2.3 Ableitungen für qualitative Interviews	48
3 Klassismuserfahrungen und Klassismus	52
3.1 Kindheit und Bildungssystem	55
3.2 Arbeitslosigkeit und Zugang zu Erwerbsarbeit	66
3.3 Arbeitsleben	79
3.4 Gesundheitssystem	91
3.5 Andere Lebensbereiche	104
3.6 Zum Zusammenhang zwischen Klassismus und Rassismus ..	110
4 Umgang mit Klassismuserfahrungen	116
4.1 Gegenwehr	117
4.2 Habitusanpassung	120
4.3 Situationsvermeidung	121
4.4 Zielorientiertes Hinnehmen	123
4.5 Resignatives Hinnehmen	124
4.6 Zusammenfassung der Reaktionen auf Klassismus	124
5 Abschließender Blick auf Klassengesellschaft und Klassenidentität	126
6 Fazit	130
Literaturverzeichnis	133
Tabellenverzeichnis	143
Abbildungsverzeichnis	144
Daten zur Untersuchung	145

Kurzfassung des Berichts

Die kürzeste Zusammenfassung der vorliegenden Studie lautet:

Österreich ist eine Klassengesellschaft – das belegen die strukturell verankerten Diskriminierungserfahrungen, die Menschen alltäglich aufgrund ihrer Klassenzugehörigkeit machen.

Tatsächlich gab bereits in einer von uns 2018 durchgeführten repräsentativen Umfrage mehr als jede:r Zehnte an, aufgrund der meist niedrigeren sozialen Herkunft oder sozialen Stellung diskriminiert worden zu sein. Die soziale Klasse war damit der häufigste angeführte Diskriminierungsgrund. Auch von anderen Formen von Diskriminierung wie etwa Sexismus, Rassismus oder Homophobie waren Arbeiter:innen, Arbeitslose oder Armutsgefährdete jeweils häufiger betroffen.¹

Die vorliegende Studie schließt an diese Ergebnisse an und stellt die grundsätzliche Frage: Welche Diskriminierungserfahrungen machen Menschen – insbesondere Menschen mit wenig Privilegien und Ressourcen – aufgrund ihrer Klassenzugehörigkeit und wie prägen sie das Leben in einer Gesellschaft, in der Klasse zwar eine nach wie vor ausschlaggebende Ungleichheitskategorie ist, Politik und Medien jedoch nicht mehr über soziale Klassen und Klassenkonflikte sprechen?

Diese Forschungsfrage bedarf mehrerer Klärungen vorab.

Zum einen: **Was verstehen wir unter sozialen Klassen?**

Soziale Klassen konstituieren sich zunächst als Gruppen von Menschen mit ähnlichem ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital, also mit vergleichbarem Einkommen und Vermögen, formalen Bildungsabschlüssen und sozialen Beziehungen. Klassen entstehen zudem aus gemeinsamen Bedingungen von Erwerbsarbeit und Arbeitsinhalten. Letztendlich weisen Angehörige sozialer Klassen auch jeweils eigene Wertehaltungen und Lebensweisen auf, ein ähnliches Auftreten und eine ähnliche Sprache, ähnliche Gewohnheiten und Vorlieben. Klassen sind aber nicht nur unterschiedliche Positionen in der Gesellschaft ähnlich einer Stufenleiter, sondern sie stehen in sozialen Beziehungen zueinander – „*das Glück der Starken*“ ist mit „*der Not der Schwachen*“ verbunden.²

¹ Schönherr, D., Leibetseder, B., Moser, W. & Hofinger, C. (2019): Diskriminierungserfahrungen in Österreich. Erleben von Ungleichbehandlung, Benachteiligung und Herabwürdigung in den Bereichen Arbeit, Wohnen, medizinische Dienstleistungen und Ausbildung, SORA – Institute for Social Research and Consulting.

² Boltanski, L./Chiapello, E. (2003): Der neue Geist des Kapitalismus, Konstanz 2003, S. 398

Zum zweiten: Stimmt es, dass Klassen und Klassenunterschiede heute nicht mehr öffentlich thematisiert werden?

Im österreichischen Parlament wurde die „Arbeiterklasse“ zwischen 1945 und 1980 114 Mal adressiert, zwischen 1981 und 2000 nur noch 13 Mal und seit 2001 nur noch in sechs Redebeiträgen. Umgekehrt stiegen die Erwähnungen der „Mittelschicht“ allein seit 2001 von 19 auf 147 Beiträge. Der Schichtbegriff wurde jedoch nicht auf Arbeiter:innen ausgeweitet: Von einer „Arbeiterschicht“ sprachen zwischen 2001 und 2023 null Abgeordnete. Und von „oberen Klassen“ oder der „Oberschicht“ sprach man in den letzten achtzig Jahren überhaupt nur 45 Mal.³ Schichten und soziale Konflikte werden heute vielmehr an anderen Merkmalen festgemacht, etwa anhand von Zuwanderung, Geschlecht, Alter oder sexueller Orientierung.

Zu diesem Verschwinden des Klassenbegriffs aus dem öffentlichen Diskurs im deutschsprachigen Raum haben auch die Sozialwissenschaften beigetragen. Vor fünfzig Jahren war Klasse noch ein zentraler Begriff in der Soziologie und den Politikwissenschaften. Im Lauf der 1980er Jahre aber traten zunehmend die Erforschung individueller Wünsche, Einstellungen, Lebensstile und Präferenzen an ihre Stelle. Statt Gesellschaftsanalysen rückte nun die „Markterkundung“ von Zielgruppen, Lebensmilieus und Konsument:innen in den Vordergrund. Dabei haben gerade die politischen Entwicklungen seit den 1980er Jahren – die Privatisierung der verstaatlichten Industrie, die Liberalisierung und Deregulierung der Märkte, die Abkehr vom Keynesianismus und veränderte Migrationsbewegungen – zu einem Anstieg sozialer Ungleichheiten beigetragen.

Soziale Klasse als Analysekategorie feiert seit kurzem wieder ein Comeback, zumindest in den deutschsprachigen Sozialwissenschaften und Feuilletons. Unter dem Eindruck der „Brexit“-Bewegung und des anhaltenden Trump-Fantums hat etwa Didier Eribons Erzählung „Rückkehr nach Reims“ ein mediales Interesse an der Klassengesellschaft ausgelöst, das sich jedoch noch nicht aus den Feuilletons hinaus in die politische Berichterstattung übersetzt hat. Einen zweiten wichtigen Impuls für die Rückkehr des Klassenbegriffs liefert die Debatte um „Klassismus“.

Womit wir bei der dritten notwendigen Klärung sind: **Was meinen wir, wenn wir von Diskriminierungserfahrungen aufgrund der Klassenzugehörigkeit sprechen?**

Klassismus wird zumeist analog zu anderen Diskriminierungsformen wie z.B. Rassismus, Sexismus, Antisemitismus, Homophobie oder Ableismus

³ Momentum Institut: Parlagram. Abfrage der Begriffe „Mittelklasse“, „Mittelschicht“, „Arbeiterklasse“, „Arbeiterschicht“, „Obere Klasse“, „Oberschicht“ am 30. August 2024

verwendet, um die Ausgrenzung und Abwertung von Personen aufgrund ihrer sozialen Herkunft oder sozialen Stellung zu thematisieren. Auffällig ist, dass „Klassismus“ ein vor allem bewegungspolitischer Begriff ist, d.h. er wird meist aus einer direkten Erfahrung heraus artikuliert. Dementsprechend fehlt aber eine genaue Definition. **Klassismuserfahrungen** sind dabei noch am ehesten zu bestimmen: Sie bezeichnen eine von Menschen subjektiv erlebte Schlechterbehandlung, die sie selbst auf ihre Klassenherkunft, Klassenposition oder damit assoziierter bzw. attribuiertes Merkmale zurückführen (z.B. Bildungsabschlüsse, Einkommen, berufliche Stellung, aber auch Kleidung, Sprache, Aussehen, Verhaltensweisen oder bestimmte Werthaltungen).

Eine solche subjektiv erlebte Schlechterbehandlung ist noch kein Beweis für eine Diskriminierung im rechtlichen oder sozialwissenschaftlichen Sinne, also eine Ungleichbehandlung bestimmter Personen aufgrund z.B. ihrer Einkommenssituation oder ihrer formalen Qualifikation. Denn nicht jede *empfundene* Diskriminierung entspricht einer tatsächlichen Ungleichbehandlung, wenngleich bereits *Diskriminierungserfahrungen* oftmals negative Folgen für Betroffene haben. Umgekehrt nehmen auch nicht alle Betroffenen Diskriminierungen immer als solche überhaupt wahr. Vor allem mittelbare Diskriminierungen, bei denen die Ungleichbehandlung einer Person nicht wegen eines bestimmten Merkmals, sondern aufgrund einer scheinbar neutralen Regelung erfolgt, sind für Betroffene oft schwer erkennbar oder zu benennen. Subjektive Diskriminierungserfahrungen und tatsächliche Ungleichbehandlungen (im rechtlichen oder sozialwissenschaftlichen Sinn) sind also nicht immer ineinander überführbar.

Klassismus ist in unserem Verständnis daher nur jene tatsächliche Ungleich- bzw. Schlechterbehandlung von Menschen, die sich gegen ihr verfügbares ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital, aber in weiterer Folge auch gegen ihre Position am Arbeitsmarkt und letztlich gegen ihre Lebensführung richtet, oftmals mit der Absicht, Zugangschancen zu besseren Lebensbedingungen zu erschweren oder zu verhindern. **In unserem Verständnis richtet sich Klassismus immer von oben nach unten und damit gegen untere soziale Klassen.**

Der Fokus der vorliegenden Studie lag auf *Klassismuserfahrungen* von Menschen. Die Frage war, ob und wie Menschen der unteren sozialen Klasse eine Ausgrenzung, Abwertung oder generell Schlechterbehandlung aufgrund ihrer sozialen Herkunft oder Stellung wahrnehmen. Die Studie liefert Einblicke in diese subjektiven Wahrnehmungen von Betroffenen, wenngleich wir aus den Schilderungen unserer Interviewpartner:innen heraus auch auf klassistische Regelungen und Gesetze, Umgangsweisen und behördliche Verfahren sowie vergleichbare Prozesse und Mechanismen in der österreichischen Gesellschaft

hinweisen, die für die Herstellung und Aufrechterhaltung der Klassengesellschaft bis heute zentral sind.

Methodik der Studie

In die Studie flossen sowohl Neuauswertungen bereits bestehender Daten als auch die Ergebnisse einer neu durchgeführten österreichweiten Umfrage ein. Dies erlaubt Rückschlüsse auf die Verbreitung von Klassismuserfahrungen als auch Zusammenhänge zu Indikatoren der Klassenposition von Menschen. Die empirische Basis der vertiefenden Beforschung von Klassismuserfahrungen bilden qualitative Einzelinterviews mit Betroffenen. Diese unterschiedlichen methodischen Zugänge ermöglichten es, sowohl Ausmaß als auch konkrete Ausgestaltungen von Klassismuserfahrungen im Detail zu untersuchen, wodurch neue und fundierte Einblicke in die Mechanismen sozialer Ungleichheiten gewonnen werden konnten.

Insgesamt führten wir zwischen Herbst 2023 und Frühjahr 2024 zwanzig Einzelinterviews mit Menschen in ganz Österreich. Die leitfadengestützten Interviews dauerten jeweils zwischen 60 und 90 Minuten, in Summe lagen am Ende 1.625 Minuten Interviewmaterial bzw. 523 Seiten Transkripte vor. Der jüngste Interviewpartner war 34, der älteste 72 Jahre alt. 10 Interviewpartner waren Männer, 9 Interviewpartnerinnen Frauen und eine Person trans*ident. 7 der 20 Interviewpartner:innen sind im Ausland geboren. Die meisten lebten zum Zeitpunkt der Interviews in urbanen Regionen, die wenigsten aber stammten aus Städten, sondern wuchsen in ländlichen Regionen auf.

Um geeignete Interviewpartner:innen zu finden, führten wir im Frühjahr 2023 eine österreichweite Onlineumfrage zu Erlebnissen und Erfahrungen mit Klassismus durch. 665 Menschen beantworteten den Onlinefragebogen vollständig. Die Ergebnisse der Umfrage sind statistisch nicht repräsentativ, lieferten aber wichtige Hinweise auf den Zusammenhang zwischen subjektiven Klassismuserfahrungen, objektiven Indikatoren der Klassenposition und der individuellen Klassenzuordnung der Befragten, zumal es dazu keine vergleichbaren Daten aus Österreich gibt. Dabei zeigten sich zunächst starke Zusammenhänge zwischen sozioökonomischen Indikatoren einerseits und der subjektiven Klassenzugehörigkeit andererseits. Allein der Bildungsabschluss der eigenen Eltern, die eigene formale Qualifikation, der Erwerbsstatus, die berufliche Stellung sowie das Haushaltseinkommen bestimmen im hohen Maße, zu welcher sozialen Klasse sich Befragte später subjektiv zuordnen. Aber auch andere klassenspezifische Indikatoren wie z.B. der Arbeitsinhalt, die Wohnregion, bestimmte gesellschaftspolitische Einstellungen und nicht zuletzt Diskriminierungserfahrungen tragen statistisch nachweisbar dazu bei, dass Menschen sich in einer bestimmten Klasse verorten.

Die weiteren Analysen führten schließlich zu einer Einteilung der Befragten in drei Klassen – unten, Mitte und oben. Fortan folgten wir diesen subjektiven Klassenzuordnungen der Befragten selbst. Unsere Auswertungen belegten zwar, wie stark die subjektive Verortung der Menschen in der Gesellschaft immer noch von traditionellen Klassenindikatoren wie z.B. Berufstätigkeit oder Einkommen abhängt, und dennoch verstehen wir aber Klassen in der vorliegenden Studie auch als subjektiv erlebte Kategorien. Der Fokus der Studie lag dabei auf jenen Befragten, die sich selbst unterhalb der Mitte verorteten – dies inkludiert nicht nur armutsgefährdete oder arbeitslose Menschen, sondern auch Menschen mit mittleren Ausbildungen, Bildungsaufsteiger:innen oder Produktionsarbeiter:innen und Dienstleistungsarbeiter:innen.

Die letztendliche Auswahl der Interviewpartner:innen erfolgte entlang der drei Klassen, wobei wir zusätzlich die subjektive Klassen*mobilität* berücksichtigten. Am Ende führten wir zehn Interviews mit Menschen, die sowohl ihre Kindheit als auch ihre aktuelle Position der unteren Klasse zurechnen, sechs Interviews mit Menschen, die ihre aktuelle Klassenposition höher als ihre Klassenherkunft beschreiben, aber aus unteren Klassen stammen, und vier Interviews mit Menschen, die einen Klassenabstieg aus der Mittelklasse in die untere soziale Klasse erlebt haben.

Nun folgen die **wichtigsten Ergebnisse** der vorliegenden Studie in 12 Punkten:

I. Klasse lernen in der Kindheit

Erste Vorstellungen von sozialer Ungleichheit sind schon ab der frühen Kindheit vorhanden, wie die Interviews zeigten. Kinder wachsen über alltägliche soziale Prozesse und Interaktionen in die Klassenstrukturen einer Gesellschaft hinein. Unsere Interviewpartner:innen erinnern sich dabei vor allem an Unterschiede, die ihnen im Vergleich zu anderen Kindern und Familien aufgefallen seien. *„Ich habe ein Butterbrot mitgekriegt in der Früh und die anderen sind sich halt dann Wurstsemmeln kaufen gegangen, ich habe die Schulmilch getrunken, die anderen haben sich ein Cola gekauft.“*, schildert etwa ein älterer Interviewpartner. Diese ersten Erfahrungen mit Klasse sind dabei generationenunabhängig. Sie prägen die Erzählungen von in den 1950er Jahren geborenen Interviewpartner:innen genauso wie jene von in den 1990ern Geborenen bis hin zu Eltern von Kindern, die heute in die Schule gehen.

Diese Vergleiche in der Kindheit stellen vor allem Verbindungen zwischen der unteren und Mittelklasse her und orientieren sich meist an den ökonomischen Ressourcen und der Berufstätigkeit der Eltern. Mit dem Schulbesuch wurden den Teilnehmer:innen dann auch ungleiche Zugangschancen erstmals bewusst. Ein Interviewpartner, der in ein Gymnasium wechselte, erinnert sich: *„Es war einfach finanziell nicht möglich da wie die aus der Schule mitzumachen. Das war aber auch eine kurze Diskussion. Ich habe gesagt, ich will Klavier*

lernen, Papa hat gesagt: „Geht nicht.““ Diese Form der sozialen Schließung wird schon gegenüber Kindern über Zugangsbeschränkungen hergestellt: Ist der angesprochene Klavierunterricht zu teuer, bleibt dem Kind eine angesehene Aktivität und Kompetenz verwehrt. Die Chancenhaltung in den mittleren und oberen Klassen stellt wiederum die zur Statussicherung notwendige Kumulierung von ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital sicher. Kinder erleben dies dann im Schulalltag in Form klassistischer Abwertungen und Platzzuweisungen, oder wie eine Teilnehmerin zusammenfasst: *„Mit Söhnen, Töchtern von reicheren Leuten – die haben mich das schon spüren lassen, dass ich da nicht dazugehöre.“* Die emotionale Reaktion auf diese Erfahrungen ist zumeist Scham – eine Emotion, die sich Kindern nicht nur tief in die Psyche einschreibt, sondern auch zur Internalisierung von Klasse beiträgt.

Kinder der unteren Klasse reagieren auf diese Erfahrungen mit umfassenden Strategien, sich der ihrem Empfinden nach anerkannten, der Mittelklasse entsprechenden Lebensweise anzupassen, etwa indem sie nach der Pflichtschule möglichst früh Arbeit und Einkommensmöglichkeiten suchten, um sich entsprechende Statussymbole leisten zu können. Die eigentliche Statusversteckarbeit aber findet innerhalb der Familien statt. Beide Seiten – sowohl Eltern als auch Kinder – versuchen, sich gegenseitig vor der „Peinlichkeit“ zu schützen, weniger als andere Familien zu haben, indem sie Exklusions- und Klassismuserfahrungen voreinander geheim halten. Die Interviews mit Klassismus betroffenen zeigen aber letztlich: Die soziale Herkunft lässt sich nicht verstecken, sie ist sogar eines der sichtbarsten Diskriminierungsmerkmale.

II. Schule als Sortiermaschine der Klassengesellschaft

Schule, so die politische Versprechung, garantiere Chancengleichheit für alle Kinder. Dass dieses Versprechen vonseiten der Politik mit regelmäßigen Hinweisen auf die sogenannte „Bildungsgerechtigkeit“ entweder eingefordert oder garantiert wird, lässt die elementare Bedeutung durchklingen, die Bildungsabschlüsse für die Chancen auf ein gutes Leben heute haben. Sogar die Bundesverfassung schreibt vor, dass Schule *„der gesamten Bevölkerung, unabhängig von Herkunft, sozialer Lage und finanziellem Hintergrund, unter steter Sicherung und Weiterentwicklung bestmöglicher Qualität ein höchstmögliches Bildungsniveau sichert.“*⁴

Eingehalten wird dieser Grundsatz jedoch nicht.

In kaum einem anderen europäischen Land werden Kinder so früh voneinander getrennt und in unterschiedliche Bildungslaufbahnen sortiert wie in Österreich. Mit der frühen Trennung im Alter von zehn Jahren steigt der Einfluss von

⁴ Bundes-Verfassungsgesetz Art. 14, Abs. 5a, i.d.F. vom 9.3.2024

Lehrer:innen und Eltern auf künftige Bildungswege. Mit der schulischen Leistung der Kinder haben diese Entscheidungen aber wenig zu tun. Zu zwei Dritteln forcieren andere Einflussfaktoren die sozialen Ungleichheiten bei der Schulwahl nach der Volksschule, wie auch der Nationale Bildungsbericht festhält.⁵

Zu diesen anderen Faktoren zählt zentral die Klassenherkunft. Lehrer:innen und Schulpsycholog:innen fungieren dabei als Gatekeeper, als „Türsteher:innen“, die Bildungswege verhindern oder nach unten korrigieren können, wie sich auch in unseren Interviews bestätigt. Ein Interviewpartner erzählt: *„Und dieser Schulpsychologe hat meiner Mutter so Angst gemacht, dass das Gymnasium für mich zu schwer ist, sie hat mich rausgenommen. Ich spreche heute sieben Fremdsprachen.“* Dass sie als nicht gut genug *„aussortiert“* wurden und sich entweder nicht nachvollziehbaren oder als falsch empfundenen Urteilen unterzuordnen hatten, war für einige unserer Interviewpartner:innen prägend.

Hinzu kommt, dass die Schule sich zumeist an den finanziellen Möglichkeiten als auch den Werthaltungen und Lebensweisen der oberen Mittelklasse orientiert. Dabei wurden Interviewpartner:innen der unteren sozialen Klasse einerseits von Lehrer:innen ausgegrenzt, die es als Un- oder sogar Böswilligkeit auslegten, wenn etwa Schulmaterial gefehlt hat, das nicht bezahlt werden konnte.⁶ Andererseits fand klassistisches Mobbing vonseiten der Mitschüler:innen statt – etwa dann, wenn bekannt wurde, dass zur Teilhabe am schulischen Alltag finanzielle Unterstützungsleistungen in Anspruch genommen wurden.

Das Navigieren durch das Schulsystem war für manche Interviewpartner:innen auch deshalb schwierig, weil sie nicht auf familiäre Vorbilder und damit Erfahrungswissen und soziale Netzwerke zurückgreifen konnten. Ihre Schulkolleg:innen aus den Mittel- und oberen Klassen hatten dabei nicht nur formal höhere Bildungsbiografien, sondern auch Zugang zu relevanten Informationen oder Kontakte zu Lehrer:innen in ihren Familien – eben diese Ressourcen haben zu ihrem schulischen Erfolg maßgeblich beigetragen. Vor allem im Gymnasium wird diese Klassensortierung sichtbar: *„Da waren die, die sich was leisten haben können und wo die Eltern auch schon sich gekannt haben und auch die Lehrer. Und dann waren die anderen, die halt da nicht dazugehört haben.“*

Dem Schulsystem kommt nach wie vor eine mächtige Rolle bei der Herstellung und Aufrechterhaltung der Klassenstrukturen zu – das zeigen alle Interviews.

⁵ Wimmer, C./Oberwimmer, K. (2021): Indikatoren C: Prozesse des Schulsystems. In: Nationaler Bildungsbericht Österreich 2021. Hg. v. Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung. Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung. Wien.

⁶ In der zuletzt veröffentlichten Schulkostenstudie der Arbeiterkammer Wien lag die finanzielle Belastung der von uns ein Jahr lang begleiteten 2.500 Eltern bei im Schnitt 2.223 Euro pro Kind. Mehr als die Hälfte aller Haushalte im untersten Einkommensdrittel gab an, bei den Schulkosten ihrer Kinder Abstriche zu machen, 11% konnten sich nicht alle notwendigen Anschaffungen leisten. (vgl. Schönherr, D./Glaser, H. (2024): Schulkostenstudie 2023/24. Studie im Auftrag der Arbeiterkammer Wien. Wien: 2024)

Klassenbasierte Schlechterbehandlung und Diskriminierung ziehen sich durch fast alle Erfahrungen unserer Interviewpartner:innen, insbesondere wenn es um Bildungsübergänge ging und in Zusammenhang mit der finanziellen Lage. Klassenbasierte Bildungschancen und -outcomes sind aber vor allem Folge der systematischen Nichtberücksichtigung jener Herausforderungen, die den unteren Klassen in den von den Mittel- und oberen Klassen gekaperten Bildungsinstitutionen begegnen. Im Schulsystem sind die unteren Klassen dabei häufig mit Defizitorientierung und Pathologisierung konfrontiert, von systematischer und wirksamer Unterstützung und Förderung z.B. während der Orientierungsphasen berichteten fast keine Interviewpartner:innen.

III. Arbeitslosigkeit und Zugang zum Arbeitsmarkt

Die Erinnerung an und Schilderungen von Klassismuserfahrungen fielen den meisten Interviewpartner:innen mit Blick auf ihre Kindheit und Schulzeit deutlich leichter als wenn es um andere Lebensbereiche ging. Nur wenige erzählten auf die Frage nach Diskriminierungserfahrungen aufgrund ihrer sozialen Herkunft oder Stellung spontan von Klassismuserfahrungen in ihrer Arbeit. Vielmehr schilderten sie allgemeine Schlechterbehandlungen, die manche erst später auch mit ihrer Klassenposition in Verbindung setzten oder die auf klassistische Strukturen in der Arbeitswelt hindeuten.

Die Berufe unserer Interviewpartner:innen reichten von Pädagog:innen und Sozialarbeiter:innen über Hauswarte, Securitymitarbeiter, Bauarbeiter:innen, Gärtner:innen und Verkäuferinnen bis hin zu Menschen in der Reinigung und in Hilfsarbeitstätigkeiten. Fünf Personen waren zum Zeitpunkt der Interviews arbeitslos, wobei fast alle zumindest zurückliegende Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit hatten. Die Interviews zeigten zunächst: Vor allem ausbleibende Rückmeldungen auf Bewerbungen und negative Erfahrungen bei Bewerbungsgesprächen werden auch mit der eigenen Klassenposition in Verbindung gebracht. Geschildert werden etwa Jobabsagen, die Betroffene auf die Dauer der Arbeitslosigkeit zurückführen. Aber auch Abwertungen aufgrund ihres Aussehens wurden von manchen stellensuchenden Befragten in Zusammenhang mit einer Ablehnung ihrer sozialen Herkunft oder Stellung gebracht. Von den arbeitslosen Interviewpartner:innen wurden auch weitere klassenspezifische Diskriminierungsmerkmale wie z.B. niedrige Bildungsabschlüsse, eine fehlende Wohnadresse bzw. eine Meldeadresse von Obdach- und Wohnungsloseneinrichtungen oder gesundheitliche Einschränkungen angeführt. Insgesamt verdeutlichen die Erzählungen die starke Selektivität für Arbeitslose der unteren sozialen Klasse bei der Jobsuche, insbesondere beim Zugang zu qualifizierten Berufen.

Gerade Arbeitslose mit gesundheitlichen Einschränkungen erleben dabei zahlreiche Benachteiligungen in der Arbeitslosigkeit. Für sie verschließen sich

dabei auf zwei Wegen die Optionen: Kommt es zur Diagnose einer verminderten Arbeitsfähigkeit, machen Betroffene die Erfahrung, dass Unternehmen nicht mehr bereit sind, sie einzustellen. Wird die Arbeitsfähigkeit seitens PVA oder AMS aber als zu hoch eingeschätzt, müssen sich die Betroffenen weiterhin für Jobs bewerben, die nicht mehr für sie geeignet sind: *„Sie haben mir wieder gegeben zum Vorstellen ‚Fressnapf‘ und lauter so Sachen, Gärtnerei, wo man sehr schwer heben muss. Das kann ich genau drei Tage und dann bin ich tot mit meinem Kreuz und mit dem Fuß.“*

Menschen in unteren Erwerbsklassen sind dabei einem höheren Risiko ausgesetzt, im Zuge ihres Berufslebens körperlich zu erkranken. Die Liste an Berufen mit den höchsten körperlichen Arbeitsbelastungen und Arbeitsunfällen⁷ ähnelt dabei fast eins zu eins den Berufen, die unsere Interviewpartner:innen ausübten. Wiederholt schildern einige, wie schnell sie nach einer schwereren Erkrankung gekündigt wurden, zumal es in Österreich keinen gesetzlichen Kündigungsschutz bzw. kein Kündigungsverbot im Krankenstand gibt. Ein Ausweg wäre für sie die Umqualifizierung in einen anderen Beruf. Doch gerade Menschen der unteren Klasse haben oft nicht die notwendigen finanziellen oder zeitlichen Ressourcen, sich längeren Ausbildungen zu widmen, weil sie auf ihr Erwerbseinkommen angewiesen sind. Angebote des sog. „Lifelong Learnings“ sind zudem auf die zeitlichen und finanziellen Ressourcen von Beschäftigten der mittleren und oberen Klasse hin ausgerichtet, die ihre Privilegien aus der schulischen Erstausbildung damit weiter ausbauen können.

Die Erzählungen der Interviewpartner:innen mit Arbeitslosigkeitserfahrungen sind auch deshalb klassenanalytisch zu deuten, weil sie veranschaulichen, wie Klassenpositionen von Gesetzen und Regulierungen verstetigt werden. Den Zielkonflikt von AMS-Berater:innen zwischen rascher Arbeitsvermittlung und der nachhaltigen Verbesserung der beruflichen Situation ihrer Kund:innen erleben diese Betroffenen am eigenen Körper. Am Ende nehmen sie vor allem die politische, mediale und gesellschaftliche Abwertung von Arbeitslosen wahr, die von ihnen ebenfalls als Klassismus empfunden wird. Nicht mehr Arbeitslosigkeit – etwa als Folge technischen Fortschritts, wirtschaftlicher Schwankungen oder politischer Fehlentscheidungen – wird in diesem Diskurs als Problem gesehen, sondern Arbeitslose selbst. Unterstellungen und Zuschreibungen als „faul“ oder „Sozialschmarotzer“ treffen die Betroffenen schwer: *„Also ich empfinde diese Aussagen als völlig ungerecht. Dass sich Arbeit wieder lohnen muss. Beziehungsweise, wenn man arbeitet, muss es einem halt besser gehen als wenn man nicht arbeitet. Und eigentlich diese Unterstellung, dass man nicht...dass man sein Leben so gewählt hat.“*

⁷ Statistik Austria (2022): Arbeitsunfälle und Arbeitsbezogene Gesundheitsprobleme. Modul der Arbeitskräfteerhebung 2020.

IV. Abwertung von nicht-akademischen Berufen in der Wissensgesellschaft

Die meisten Interviewpartner:innen gingen einer Beschäftigung nach. Klassismuserfahrungen im Arbeitsleben wurden von den meisten Teilnehmer:innen der Studie nur angedeutet. Abseits Einzelfälle offener klassistischer Beleidigungen („*Proleten*“) interpretieren wir die Klassismuserfahrungen vor allem im Zusammenhang mit der Abwertung von zwei Gruppen am Arbeitsmarkt: Nicht-akademische Berufe und sogenannte „einfache“ Dienstleistungsberufe.

Zum einen haben im Zuge der Bildungsexpansion der letzten Jahrzehnte nicht-akademische Berufe an Wert und Wertschätzung verloren. Noch 1971 hatte die Hälfte aller Erwerbstätigen maximal Pflichtschulabschluss, heute sind es nur noch 12%. Umgekehrt hat sich der Anteil an Akademiker:innen am Arbeitsmarkt in den letzten fünf Jahrzehnten verachtfacht. Aber nicht nur Beschäftigte, auch Berufe wurden „akademisiert“, d.h. Berufe mit ehemals sekundären Ausbildungen wurden in den tertiären Sektor überführt, etwa in der Sozialen Arbeit oder Gesundheitsberufe. Dies führte zu einer Verschiebung der Aufmerksamkeit und Anerkennung, gesamtgesellschaftlich. Mehr und mehr wurde der soziale Aufstieg in Verbindung mit höheren Bildungsabschlüssen als „Leistung“ honoriert, während andere – v.a. manuelle – Leistungen nicht mehr so stark anerkannt und zum Teil sogar abgewertet wurden. Es waren meist ältere Interviewpartner:innen ohne akademischem Abschluss, die diese Entwertung ihrer Qualifikationen und Arbeit miterlebt haben. *„Und zwar durch das, dass die Tätigkeiten, die ich ausgeübt habe, eben nicht unbedingt die hochwertigsten und alles waren, sondern eigentlich immer nur Hilfstätigkeiten oder angelernte Tätigkeiten oder wie auch immer, ist man eigentlich nie als Mensch irgendwie angeschaut oder behandelt worden, sondern eigentlich immer nur, ja, das ist ja nur der kleine Hilfsdodel.“* erzählte uns beispielsweise ein 49-jähriger Security-Mitarbeiter.

V. Abwertung von „einfachen“ Dienstleistungen in der Dienstleistungsgesellschaft

Die Gesellschaft hat sich nicht nur zu einer *Wissensgesellschaft*, sondern auch zu einer *Dienstleistungsgesellschaft* entwickelt. Seit 1950 verdoppelte sich der Anteil des Dienstleistungssektors von 39% auf 74%. Gleichzeitig schilderten uns nun gerade jene Interviewpartner:innen in vermeintlich „einfachen“ Dienstleistungsberufen immer wieder Klassismuserfahrungen in und aufgrund ihrer beruflichen Tätigkeit. Auffällig an den Schilderungen war, dass die Abwertungen nicht immer nur von Kolleg:innen oder Vorgesetzten ausgingen, sondern von Kund:innen, Gästen, Patient:innen oder anderen Gruppen, die die jeweilige Dienstleistung in Anspruch nahmen. Gerade in Dienstleistungsberufen ist eine Hierarchie durch die Beziehung zwischen Kundschaft und Dienstleister:in

bereits stark vorgegeben, die wiederum zu Abwertungen, Beleidigungen bis hin zu aggressivem Verhalten gewissermaßen „einlädt“. Ein Hausmeister erinnert sich z.B. positiv zurück an seine Anfangszeit, heute jedoch sei das gesellschaftliche Denken abhandengekommen, *„also wenn irgendwem was nicht passt (...), also es wird immer nur mehr vernadert bzw. halt angerufen in der Hausverwaltung.“* Er empfindet dies auch als sinkende Wertschätzung gegenüber seinem Beruf.

Der fehlende Respekt und die fehlende Anerkennung der Arbeit und Leistung stellt das verbindende Element zwischen Klassismuserfahrungen von nicht-akademischen Beschäftigten und Beschäftigten im unteren Dienstleistungssektor dar. Die kulturelle Abwertung von nicht-akademischen und Dienstleistungsberufen trifft letztlich zwei Erwerbsklassen im Besonderen: Produktionsarbeiter:innen und Dienstleistungsarbeiter:innen. (vgl. dazu Oesch 2006)

VI. Klassismus und Prekarität

Die meisten Befragten, die sich unterhalb der Mittelklasse sehen, hatten eine Berufsausbildung und sind erwerbstätig. Einige aber erzählten auch von prekären Lebensphasen in ihrer Biografie und arbeiteten in prekären Beschäftigungsverhältnissen, seien es Berufe im Niedriglohnsektor, in Leiharbeit oder in Hilfsarbeiten. Die Prekarität zeigte sich ihnen dabei vor allem in jenen Momenten, in denen der Ausbeutungscharakter von Erwerbsarbeit am sicht- und spürbarsten wurde. Dieser Ausbeutungscharakter wurde wiederum dann spürbar, wenn diese Menschen im Zuge von Arbeitsunfällen oder Erkrankungen gekündigt wurden. Erst dies wird von den Befragten dann als Klassismus erfahren. Ein Interviewpartner, dessen Chef ihm die Hand mit einem Schlagstock zertrümmerte, erinnert sich zum Beispiel: *„Vor Weihnachten habe ich den Brief gekriegt mit Kündigung. Nach acht Wochen haben sie mich gekündigt.“* Schon Karl Marx wies auf die Notwendigkeit eines Großteils der Menschen im Kapitalismus hin, ihre Arbeitskraft, die in der *„lebendigen Leiblichkeit“* existiere, zu verkaufen. Unsere Interviews zeigen nun, wie austauschbar gerade Menschen der unteren Erwerbsklassen auch heute noch für Arbeitgeber:innen sind, wenn diese „Leiblichkeit“ verletzt ist. *„Na da ist es einfach darum gegangen, dass ich im Krankenstand war und ich ihnen kein Geld gebracht hätte.“*

VII. „Zwei-Klassen“-Medizin und Klassismuserfahrungen im Gesundheitssystem

Das Gesundheitssystem ist das einzige gesellschaftliche Teilsystem, in dem praktisch alle Befragten von sich aus eine Klassengesellschaft identifizierten. Kritisiert wurde dabei vor allem das System der Zusatzversicherungen

(„Sonderklasse“) und Wahlärzt:innen, wenngleich nicht nur Menschen der unteren Klasse über keine Zusatzversicherung verfügen. Die Einschätzungen und Erfahrungen der Befragten beziehen sich dabei häufig auf die Terminvergabe und die Qualität der Behandlungen: *„Wenn du bei einem Arzt anrufst und sagst ‚Krankenkassa‘, kriegst du einen Termin in zwei Monaten. Wenn du sagst, du zahlst privat, kannst du morgen kommen.“* Dabei beruht das österreichische Krankenversicherungssystem an und für sich auf dem Gleichheitsprinzip, d.h. alle Versicherten sollen die gleiche medizinische Versorgung erhalten. Das ist jedoch nicht die Erfahrung der Interviewpartner:innen.

Als Klassismus zu deuten sind dabei auch die mehrmals in Interviews kritisierten fehlenden Therapieplätze bei Suchterkrankungen oder teuren Psychotherapien bei psychischen Erkrankungen. Wir argumentieren, dass die systematische und von der Politik geförderte Ausdünnung der Gesundheitsversorgung mit Kassenärzt:innen letztlich dazu führt, dass Kassenärzt:innen immer mehr Patient:innen versorgen müssen. Gerade für Menschen, die sich keine private Zusatzversicherung leisten können, führt das letztlich zu Benachteiligungen beim Zugang zu einer adäquaten Gesundheitsversorgung.

Innerhalb des Gesundheitssystems erleben Befragte Klassismus in den Behandlungen durch das Gesundheitspersonal. Die Bevorzugung von Menschen höherer Klassen wird dabei schon im Wartezimmer beobachtet, wenn etwa Patient:innen mit einem akademischen Titel auf der E-Card scheinbar besser und länger behandelt werden. Klassismus bei Behandlungen wird von den Interviewpartner:innen als Abwertung, mitunter auch Disziplinierung, und vor allem als fehlende Aufmerksamkeit, als Nicht-Beachtung der eigenen Anliegen wahrgenommen. Dies hat nicht nur emotionale Folgen für die Betroffenen, sondern auch gesundheitliche, wenn es dadurch zu Fehldiagnosen kommt. Die Liste der in den Interviews geschilderten Fehldiagnosen reicht von Gaumenspalten über Bandscheibenvorfälle und Wirbelsäulenerkrankungen bis hin zu psychischen Erkrankungen. Für die Betroffenen beginnt damit ein Leidensweg auf der Suche nach einer zutreffenden Diagnose und adäquaten Behandlung ihrer Erkrankungen. Die Diagnosearbeit wird dabei auf die Erkrankten abgeschoben. Gleichzeitig führt der ökonomische Druck in unteren Klassen zu einer Verkürzung der Rekonvaleszenzzeiten, wenn beispielsweise längere Therapien nicht aufgenommen werden können.

VIII. Unwürdige und falsche Abklärung der Arbeits(un)fähigkeit

Als besonders problematisch tritt in diesem Zusammenhang die Abklärung der Arbeitsfähigkeit seitens der Pensionsversicherung (ehemals PVA) zutage. Alle Befragten, die damit Erfahrung gemacht haben, schildern diese als belastend, zeitintensiv, restriktiv und rigide und letztlich diskriminierend, *„weil du kommst dort hin, die horcht dir nicht zu. Das ist die Ärztin, die muss dich dann ärztlich*

beurteilen, die hört dir nicht zu und schreibt irgendwas auf weil es sowieso abgelehnt wird.“ Die Betroffenen erleben diesen Abklärungsprozess, ähnlich wie im restlichen Gesundheitssystem, vor allem in Form der Nicht-Beachtung ihrer Anliegen und Erkrankungen. Offen bleiben muss dabei die Frage, ob nicht auch Menschen der Mittel- oder oberen Klasse diesen Prozess ähnlich erleben. Auf Basis der Interviews aber kann festgehalten werden, dass die Folgen für Menschen der unteren sozialen Klasse oftmals existenziell sind, wenn etwa körperlich schwer beeinträchtigten Betroffenen eine Arbeitsfähigkeit attestiert wird und diese dann in weiterer Folge dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen müssen, um Arbeitslosengeld oder Notstandshilfe zu beziehen. Dass die Betroffenen – Arbeitssuchende mit gesundheitlichen Einschränkungen – zu fast 90% maximal Pflichtschul- oder Lehrabschluss haben, bestätigt den bereits festgestellten Zusammenhang aus krankmachender Arbeit, fehlendem Kündigungsschutz und hohem Arbeitslosigkeitsrisiko für Menschen der unteren sozialen Klasse. Dieser Zusammenhang wird durch gesetzliche Regelungen forciert, etwa dem fehlenden Berufsschutz von Hilfsarbeiter:innen. Dieser Berufsschutz soll Beschäftigte mit höherer Qualifikation im Fall der Arbeitslosigkeit vor einem sozialen Abstieg bewahren, da sie nur auf Berufe mit vergleichbarem Ausbildungsniveau verwiesen werden können. Diese Regelung kann jedoch potenziell zu Ungleichheiten führen, wenn berufsgeschützte Personen mit eingeschränkter Arbeitsfähigkeit eine Pension erhalten und ungelernte Arbeitende in Hilfsarbeiter:innenjobs mit stärkeren gesundheitlichen Einschränkungen abgelehnt und weiter auf solche Stellen vermittelt werden. Letztlich äußert sich der Klassismus auch an dieser Stelle in Form von Disziplinierung und Platzzuweisung.

IX. Schwieriger Zugang zu Wohnraum und Klassismus gegen Obdach- bzw. Wohnungslose

Einige Interviewpartner:innen schilderten auch Klassismuserfahrungen bei der Suche nach Wohnungen. Der Zugang zu leistbarem Wohnraum stellte beispielsweise Bildungsaufsteiger:innen, die zum Studium nach Wien zogen, vor große Herausforderungen, es war *„das was mich hauptsächlich beschäftigt hat, dieses Arbeiten müssen um halt überhaupt einmal das Wohnen zu finanzieren und dann sich irgendwie um das Studium zu kümmern.“*

Die Wohnkosten waren aber nicht nur für Bildungsaufsteiger:innen ein problematisches Thema, sondern führen aktuell zu einer massiven Verunsicherung in unteren Klassen, sogar Mittelklassen, ob und wie sie sich ihr Leben in den kommenden Jahren leisten können.

Auffällig dabei ist die fehlende Unterstützung von Menschen in absehbaren Not-situationen. Ein langzeitarbeitsloser Interviewpartner, der derzeit noch in einer für ihn leistbaren Wohnung wohnt, verweist auf seinen befristeten Mietvertrag,

der 2025 ausläuft: *„Jetzt gibt es zwar relativ viele Angebote, für wenn man in einer Notsituation ist, aber für ein Amt bin ich das noch nicht, das heißt, wenn du irgendwie so taff bist, dass du dich irgendwie darauf vorbereiten könntest, kriegst du überhaupt keine Unterstützung.“*

Zwei Interviewpartner:innen hatten Erfahrungen mit Obdach- oder Wohnungslosigkeit. Sie schilderten nicht nur die immer noch hohe Stigmatisierung von obdach- oder wohnungslosen Menschen – etwa in Form von Beleidigungen, negativen Zuschreibungen oder bei Jobbewerbungen – sondern auch die als brutalste Form von Klassismus beobachtete Gewalt: *„Also, von Anspucken und Hintreten, von Jugendlichen, die sich treffen zum Obdachlosen jagen vor der Gruft. So richtig so Samstagabend Spaß, wir jagen jetzt ein paar Obdachlose durch Wien.“*

X. Intersektionalität zwischen Klassismus und Rassismus

Alle Interviewpartner:innen mit Migrationshintergrund schilderten in erster Linie Diskriminierungserfahrungen aufgrund ihrer Hautfarbe, ihres Akzents oder ihres Namens. Zusammenhänge zu ihrer Klassenposition wurden nur indirekt vermutet oder lassen sich erst bei genauerem Hinsehen herauslesen. Dabei zeigen sich durchaus Ähnlichkeiten in der Art und Weise der erlebten Diskriminierungen, seien es Klassismus- oder Rassismuserfahrungen. Ämter und Behörden werden beispielsweise gleichermaßen als disziplinierend erlebt, wobei jeweils Stereotype wie „ungebildet“ und „faul“ durchklingen. In der Arbeitswelt werden rassistische Diskriminierungen ebenfalls als Abwertungen und als Infragestellung der Kompetenzen und Qualifikationen erlebt. Hinzu kommt in der Arbeitswelt das höhere Ausbeutungsrisiko für Migrant:innen in prekären Arbeitsverhältnissen, wenn ihre Qualifikationen niedrig sind oder nicht oder erst spät anerkannt werden sowie durch die gesetzliche Verknüpfung von Arbeits- und Aufenthaltserlaubnissen. Aber nicht nur die Arten der Diskriminierungen ähneln sich, sondern auch der versuchte Umgang mit den potenziellen Diskriminierungsmerkmalen. In beiden Fällen versuchen die Betroffenen, die sichtbaren Merkmale, an denen sich klassistische oder rassistische Diskriminierungen entzünden könnten, zu verstecken (z.B. Anpassung der Kleidung, der Sprache, des Auftretens). Beide Diskriminierungsformen setzen jedoch an hoch sichtbaren Merkmalen an.

Letztlich erklären wir uns den engen Zusammenhang zwischen Rassismus und Klassismus heutzutage auch vor dem Hintergrund eines Wandels eines Leistungsbegriffs, der vor allem untere soziale Klassen immer seltener miteinschließt. Diese neoliberale Umdeutung dessen, wer zur Gesellschaft beiträgt („Leistungsträger:innen“) und wer nicht, exkludiert dabei nicht mehr nur Menschen der unteren Klasse, sondern auch manche Zuwander:innengruppen, zumal diese in der unteren Klasse überrepräsentiert sind. Im Bereich der

Migrationspolitik hat etwa das Credo „Integration durch Leistung“ frühere Integrationsvorstellungen in Österreich, die vor allem auf den Spracherwerb und die kulturelle Integration abzielten, abgelöst. Auf die Art prägen Zuschreibungen wie „faul“, „weniger leistungsfähig“, weniger „leistungswillig“ nicht nur die meisten Klassismuserfahrungen, sondern auch die Schilderungen von Rassismuserfahrungen seitens der Teilnehmer:innen.

XI. Strategien zum Umgang mit Klassismuserfahrungen

Die Diskriminierung aufgrund der sozialen Stellung oder sozialen Herkunft ist in Österreich sowohl in als auch außerhalb der Arbeitswelt gesetzlich nicht verboten. Auch deshalb stellt sich die Frage, wie Betroffene mit diesen Diskriminierungserfahrungen eigentlich umgehen. Wir identifizieren dabei fünf Strategien.

Die erste Form des Umgangs mit Klassismuserfahrungen besteht im „Sich Wehren“. Sie stellt die einzige wirklich offensive Reaktion dar, die im Wesentlichen darauf abzielt, eine Verhaltensänderung auf Seiten der Diskriminierenden zu bewirken. In den Interviews zeigen sich verschiedene Formen dieser Reaktion wie z.B. Gegenrede, Adressieren der Situation selbst oder auch der Versuch, mit Unterstützung von Anlaufstellen wie z.B. Arbeiterkammern oder Gewerkschaften zu beeinspruchen. Auffällig aber war, dass zwischenmenschliche Abwertungen in keinem einzigen Fall zum Aufsuchen offizieller Hilfestellen führten. Klassismus Betroffene holten sich erst dann Unterstützung durch Interessensvertretungen, wenn sie Benachteiligungen im institutionellen Bereich erlebten, sei es durch die Arbeitsstelle, in der Schule oder auf Ämtern und Behörden. Zudem deuten die Erzählungen der Befragten darauf hin, dass „Sich Wehren“ stark situationsabhängig erfolgt. Die Entscheidung dafür oder dagegen hängt davon ab, ob die Betroffenen einschätzen können, ob es in der jeweiligen Situation helfen würde sich zu wehren oder ob es mit Nachteilen für sie verbunden wäre.

Die zweite Form des Umgangs zeigt sich in Form einer Anpassung des eigenen Auftretens. Potenzielle Klassismuserfahrungen werden dabei durch eine Veränderung des eigenen Verhaltens vermieden oder zu vermeiden versucht. Betroffene versuchen sich dabei durch eine Angleichung an das Verhalten höherer Klassen und damit potenziell diskriminierender Gruppen vor weiterer Diskriminierung zu schützen. Die Anpassung erfolgt auf unterschiedliche Arten, z.B. durch Konsum (Kauf von teurer Kleidung, Autos, Uhren etc.), Anpassung der Sprache (z.B. Ablegen des Dialekts), Anpassung des Auftretens oder auch den Erwerb von Bildungszertifikaten.

Die dritte Form des Umgangs mit Klassismuserfahrungen stellt die Situationsvermeidung dar, bei der die Betroffenen versuchen, gezielt Situationen aus dem Weg gehen, in denen sie Diskriminierung erfahren könnten. Befragte erzählen

zum Beispiel, dass sie infolge von Diskriminierungserfahrungen den Arzt gewechselt haben, Behördengänge meiden oder versuchen, diese online zu erledigen.

Als vierte Strategie schildern manche Teilnehmer:innen eine Art zielorientiertes Hinnehmen der Diskriminierung, bei der ein gewisses Maß an Gleichgültigkeit nach außen getragen wird mit dem Ziel, dadurch die Diskriminierung zu beenden. Dahinter steht auch die Überlegung, dass eine zu starke emotionale Reaktion die diskriminierenden Personen eher dazu ermuntern würde weiterzumachen. Im Unterschied dazu verfolgen Betroffene mit der fünften und letzten Umgangsform – jene des reinen Hinnehmens – keine Ziele mehr. Der Klassismus wird hierbei als zu übermächtig erlebt.

Insgesamt verdeutlichen die Interviews auch, dass sich die Strategien im Umgang mit klassistischer Diskriminierung im Lebensverlauf durchaus ändern können. Die meisten schilderten zum Beispiel für ihre Kindheit eher passive Reaktionen, im Erwachsenenalter aber lernten sie unterschiedliche Formen der aktiven Gegenwehr kennen. Die Interviews zeigten aber: Sich gegen Klassismus zu wehren, setzt voraus, dass die Betroffenen einen Zugang zu Wissen über ihre Möglichkeiten und Rechte haben sowie darüber, an wen sie sich mit ihren Anliegen wenden können. Gesichertes Wissen und Klarheit über die rechtliche Lage begünstigen, dass Betroffene sich wehren.

XII. Abschließende Betrachtung: „Doing Class“

In seinem Aufsatz „Doing Class“ aus 2016 weist Karl August Chassé⁸ darauf hin, dass gesellschaftliche Problemlagen wie z.B. Armut oder Arbeitslosigkeit heutzutage auf untere soziale Klassen projiziert und ihnen gegenüber individualisiert werden. Das trifft nicht nur Menschen in prekären Lebenslagen, sondern auch andere Menschen, die sich unterhalb der Mittelschicht einstufen. Gesellschaftliche Probleme werden politisch und medial zu problematischen Eigenschaften von Mitgliedern der unteren sozialen Klassen umgedeutet. Während, so Chassé, bis in die 1980er Jahre das fordistische Prinzip des „Leistung für relative Sicherheit“ galt, herrscht heute die neoliberale Ideologie einer „Selbstverantwortlichkeit für das Gemeinwohl“, also die Betonung von Leistungswillen und Leistungsbereitschaft als Voraussetzung etwa für die Inanspruchnahme sozialer Sicherungssysteme. Wie unsere Interviews nahelegen, muss dies auch zu einem neuen Verständnis von Ausgrenzung führen.

Klassismus heutzutage lediglich als Abwertung oder Diskriminierung von Menschen aufgrund (ihrer weniger privilegierten) sozialen Herkunft oder sozialen

⁸ Chassé, K. A. (2016): Doing Class. Wie werden Menschen zum „Prekariat“ gemacht? In K. Fereidooni & A. P. Zeoli (Hrsg.), *Managing Diversity: Die diversitätsbewusste Ausrichtung des Bildungs- und Kulturwesens, der Wirtschaft und Verwaltung* (S. 35–51). Springer Fachmedien.

Stellung zu begreifen, greift zu kurz. Ihn hingegen einzig als Ausdruck ausbeuterischer Strukturen im Kapitalismus zu begreifen, ebenso. Klassismus diskriminiert nicht bloß in Form stereotyper Zuschreibungen gegenüber unteren Klassen („dreckig“, „Alkoholiker“, „übergewichtig“, „dumm“), sondern hat sich mit einer neoliberalen Standortlogik verknüpft, die vor allem auf die Leistungsfähigkeit und Leistungswilligkeit von Menschen abzielt. Dies verbindet die unterschiedlichen Klassismuserfahrungen der Interviewpartner:innen in der Kindheit und Schulzeit, Arbeitswelt, im Gesundheitssystem oder in anderen Lebensbereichen. Klassismus ist damit auch Ausdruck einer Politik, die die „Illusion der Chancengleichheit“ aufrecht hält und darauf aufbauend Eigenverantwortung, Konkurrenzdenken, die Verwertbarkeit am Markt und Leistungsdruck forciert. Gerade in den untersten Rändern der Klassengesellschaft schlägt diese neoliberale Standortlogik besonders hart zu: Klassistisch diskriminiert wird, wer dem Wirtschaftsstandort scheinbar wenig nützt und ökonomisch schwer verwertbar ist. Auf die Art wird Klassismus politisch und medial forciert und letztlich legitimiert.

Gleichzeitig haben die Interviews auch gezeigt, dass Klassismus für Betroffene schwieriger zu artikulieren ist als andere Diskriminierungsgründe. Dazu trägt auch der aktuelle Gleichstellungsdiskurs bei, der vor allem auf individuelle Merkmale wie etwa Geschlecht, Migrationshintergrund oder sexuelle Orientierung hinweist. Damit benennt er aber den Zusammenhang zur Klassengesellschaft nicht mehr explizit und kreiert eine potenzielle Konkurrenzsituation zwischen unterschiedlichen von Diskriminierung Betroffenen um Aufmerksamkeit und Rechte. Gleichzeitig war in den Interviews auch nicht zu überhören, wie schwierig es Menschen heute fällt, auf ihre Diskriminierung aufgrund der Klassenherkunft oder Klassenposition hinzuweisen. Am spürbarsten waren den Interviewpartner:innen klassistische Abwertungen in Situationen, wo sie persönlich auf Menschen höherer Klassen getroffen sind oder wenn sie sich selbst in besonders prekären Lebenslagen befanden. Klassismus als spezifische Diskriminierungsform aber – auch das zeigten die Interviews – war den wenigsten Betroffenen bewusst, insbesondere wenn ein gemeinsamer, d.h. konsensualer und auch politisch und öffentlich kommunizierter Bezugsrahmen hierfür fehlt. Gesellschaftliche Klasse wird damit heute vor allem individuell erfahren und verarbeitet, wenn überhaupt. Zwar kommen die Menschen – wenn darauf angesprochen – in ihrer Auseinandersetzung mit Klasse zu ähnlichen Konzeptionen und einem ähnlichen Verständnis gesellschaftlicher Strukturen, in der *„demobilisierten Klassengesellschaft“*⁹ bleiben sie damit aber gemeinsam einsam.

⁹ Dörre, Klaus (2024): Die demobilisierte Klassengesellschaft. Begriffe, Theorie, Analysen, Politik – Projekt Klassenanalyse Jena, Band 1 (unveröffentlicht)

Einleitung

Zum Beispiel *Sexismus*: Jede zehnte Frau in Österreich hat an ihrem jetzigen Arbeitsplatz schon einmal sexuelle Belästigung erlebt.¹⁰ Diese Zahl ist ein Durchschnittswert. Pflegerinnen, Kellnerinnen und Frauen in Arbeiter:innenberufen berichten doppelt so häufig von sexuellen Belästigungen in der Arbeit. Nicht nur sind Frauen in unteren Erwerbsklassen einem höheren Risiko ausgesetzt, an ihrer Arbeitsstelle sexuell belästigt zu werden – jüngere Studien weisen darauf hin, dass Menschen gemeinhin der Auffassung sind, Missbrauch und Übergriffe seien für Betroffene aus ärmeren Schichten weniger einschneidend, weniger bedrückend und weniger schädlich als für Frauen aus der Mittelschicht oder wohlhabende Frauen. (Cheek, Bandt-Law & Sinclair 2023) Dadurch werden nicht nur die Anliegen, sondern auch die Diskriminierungserfahrungen von Menschen in unteren Klassen gesellschaftlich weniger legitim gemacht.

Zum Beispiel *Homophobie*: Zwischen sozioökonomischem Status und dem Ausmaß von Diskriminierungserfahrungen von schwulen, lesbischen oder bisexuellen Beschäftigten besteht ein Zusammenhang. Je höher ihre formale Qualifikation, berufliche Stellung und das Einkommen, desto seltener schildern sie Diskriminierungserfahrungen in der Arbeit. Homo- und bisexuelle Beschäftigte mit niedrigem sozioökonomischem Status berichten zu einem Viertel von Beleidigungen und übler Nachrede, zu 15% von sexuellen Anspielungen seitens Kolleg:innen oder Vorgesetzten und zu 10% von negativen Erfahrungen bei der Nutzung von Gemeinschaftseinrichtungen. Sämtliche Anteile liegen um das Zwei- bis Dreifache höher als unter schwulen, lesbischen oder bisexuellen Beschäftigten mit hohem sozioökonomischem Status.¹¹

Oder zum Beispiel *Rassismus*: Rund 10% der Befragten mit Migrationshintergrund gaben 2018 an, bei Vorstellungsgesprächen mit beleidigenden Äußerungen konfrontiert worden zu sein.¹² Während dies unter migrantischen Befragten mit Matura, in Angestelltenberufen oder im oberen Einkommensdrittel nur zwischen 5% und 7% angaben, waren es unter Zuwander:innen ohne höhere Bildungsabschlüsse, in Hilfstätigkeiten oder in armutsgefährdeten Haushalten um drei bis vier Mal mehr. Ähnliches am Wohnungsmarkt: Von

¹⁰ Die Zahlen entstammen dem *Österreichischen Arbeitsklima Index*, einer Repräsentativbefragung von jährlich rund 4.000 unselbstständig Beschäftigten in Österreich, den die Institute FORESIGHT und IFES seit 1997 im Auftrag der Arbeiterkammer Oberösterreich durchführen. Die Daten wurden für die vorliegende Studie neu ausgewertet und beziehen sich auf den Erhebungszeitraum 2021 bis 2023.

¹¹ Quelle: Schönherr, D., Zandonella, M. (2018): *Arbeitssituation von LSBTI-Personen in Österreich. Studie im Auftrag der Arbeiterkammer Wien*. Die Daten wurden für die vorliegende Studie neu ausgewertet.

¹² Quelle: Schönherr, D., Leibetseder, B., Moser, W., Hofinger, Ch. (2019): *Diskriminierungserfahrungen in Österreich. Erleben von Ungleichbehandlung, Benachteiligung und Herabwürdigung in den Bereichen Arbeit, Wohnen, medizinische Dienstleistungen und Ausbildung. Studie des Instituts SORA im Auftrag der Arbeiterkammer Wien*. Die Daten wurden für die vorliegende Studie neu ausgewertet.

beleidigenden Äußerungen seitens Vermieter:innen oder Makler:innen berichteten mit 12% doppelt so viele migrantische Befragte ohne Matura oder in Hilfsarbeitertätigkeiten als migrantische Befragte mit Matura bzw. in qualifizierten Tätigkeiten.

Es scheint, als ob es, wenn es um Diskriminierung und Benachteiligungen geht, neben den medial und politisch immer wieder in den Vordergrund gestellten Merkmalen „Geschlecht“, „sexuelle Orientierung“ oder „Migrationshintergrund“ noch eine weitere Kategorie gibt, die jedoch im Vergleich dazu kaum Beachtung findet. Eine Kategorie, die scheinbar quer liegt zu den gängigen und vom österreichischen Gesetz (zumindest teilweise¹³) geschützten Diskriminierungsmerkmalen, d.h. ein Gruppenmerkmal, das das Diskriminierungsrisiko von Frauen, LGBTIQ-Menschen, Migrant:innen und wie zu zeigen sein wird auch anderen Gruppen in der Gesellschaft deutlich erhöht. Wenn es also, wie beispielsweise von der deutschen Bundesbeauftragten für Antidiskriminierung, Ferda Ataman, 2023 in einer Pressekonferenz heißt: *„Fast jeder Mensch kann früher oder später Diskriminierungserfahrungen machen“*¹⁴ – ist das vielleicht theoretisch richtig, faktisch jedoch falsch und zudem irreführend. Fakt ist: Menschen im untersten Einkommensdrittel, Arbeiter:innen (insbesondere in Hilfsarbeitsberufen) und einfache Angestellte, Menschen in Armutsgefährdung oder in Armut, erleben in ihrem Alltag je nach Lebensbereich zwei-, drei- oder viermal so häufig Diskriminierung als Menschen in höheren Angestelltenberufen, in leitenden Positionen oder Menschen mit höheren Einkommen.

Die im Auftrag der Arbeiterkammer Wien 2018 von uns durchgeführte Studie zu Diskriminierungserfahrungen in Österreich erhob unterschiedliche Formen von Ungleich- und Schlechterbehandlung, darunter Sexismus gegenüber Frauen, Rassismus gegenüber Zuwander:innen, Altersdiskriminierung gegenüber älteren Menschen oder Homophobie gegenüber schwulen, lesbischen oder bisexuellen Menschen. Auf den Umstand, dass in jeder der erwähnten Gruppen Befragte mit niedrigem sozioökonomischem Status ein höheres Diskriminierungsrisiko hatten, wiesen wir in der Studie zwar hin, dieser fand jedoch kaum Resonanz in der medialen Berichterstattung und Rezeption der Studie.

¹³ Derzeit ist die Diskriminierung von Menschen in Österreich aufgrund ihres *Geschlechts (und ihrer Geschlechtsidentität)*, ihres *Alters*, ihrer *ethnischen Zugehörigkeit*, *Religion oder Weltanschauung*, *sexuellen Orientierung* oder einer *Behinderung* in den Bereichen Beschäftigung und Beruf gesetzlich verboten. Außerhalb der Arbeitswelt – etwa in der Schule oder im Gesundheitssystem, aber auch bei Wohnungsvergaben, Sozialleistungen, Versicherungs- und Finanzdienstleistungen, Hotelbuchungen, Taxifahrten, beim Eintritt in Schwimmbäder, Lokale, Fitnessstudios, bei der Nutzung des öffentlichen Verkehrs, beim Besuch von Geschäften, Apotheken, Diskotheken, bei Handyverträgen, bei sozialen Vergünstigungen – ist die Diskriminierung von Menschen aufgrund ihres Alters, ihrer Religion oder Weltanschauung und ihrer sexuellen Orientierung vom österreichischen Gesetz nicht verboten.

¹⁴ Zitiert nach: Christmann, Karin (2023): „Bundesbeauftragte Ataman spricht von „Zeitenwende“: Mehr Deutsche sehen Handlungsbedarf gegen Diskriminierung“. In: Tagesspiegel vom 25.04.2023, online unter: <https://www.tagesspiegel.de/politik/bundesbeauftragte-ataman-sieht-zeitenwende-mehr-deutsche-sehen-handlungsbedarf-gegen-diskriminierung-9714701.html>, abgerufen am: 22. November 2023

Die fehlende Beachtung von Klasse als eigenständige Kategorie in der Antidiskriminierungsarbeit hat dabei eine mittlerweile historische Tradition. So ist heute vor allem das Schlagwort des „Diversity Managements“ in den meisten westlichen Industrieländern ein etablierter Managementansatz zur Förderung der Gleichstellung und Gleichbehandlung von Mitarbeiter:innen. Historisch formulierte sich das Konzept zunächst in den Vereinigten Staaten als Fortsetzung der Affirmative-Action-Programme, die im Zuge der Civil Rights Movements in den 1960er Jahre auf die Förderung schwarzer und später auch weiblicher Arbeitnehmer:innen abzielten.¹⁵ Diese Programme, die durchaus auch ökonomische Ungleichheiten in den Blick nahmen, wurden als Maßnahmen zur Bekämpfung von Diskriminierung in Regierungsbehörden und später im Privatsektor eingeführt, begannen jedoch in den 1980er Jahren an politischer Unterstützung zu verlieren. Diversity Management trat nun an ihre Stelle, vollzog aber gleichzeitig einen Perspektivwechsel: Während z.B. Quotenregelungen in den Affirmative-Action-Programmen vor allem den Zugang von Minderheiten zu adäquaten Bildungsmöglichkeiten und Berufen sicherstellen sollten, wurden Ungleichbehandlungen und Diskriminierungen im neuen Framework des „Diversity Managements“ vor allem aufgrund ihrer potenziell negativen wirtschaftlichen Auswirkungen als nicht wünschenswert erachtet. Diversity Management soll in diesem Verständnis fortan Unternehmen dabei helfen, sich die Potenziale aller Beschäftigten zunutze zu machen und dadurch einen Wettbewerbsvorteil zu gewinnen. Die Klassenherkunft spielt dabei jedoch keine Rolle mehr.

Die vorliegende Studie greift diese Lücke auf. Klassismus als spezifische Form der Diskriminierung von Menschen aufgrund ihrer Klassenherkunft oder Klassenposition trägt – so die These – wesentlich zum Verständnis von Diskriminierungserfahrungen marginalisierter Gruppen bei. Klassismus als Analysekategorie hilft aber auch – so die nächste These – gängige Gruppeneinteilungen entlang individueller Merkmale zu überwinden und den Blick auf jene strukturellen Ursachen zu lenken, die Menschen in ihren Klassenlagen mit allen Privilegien und Nachteilen festhalten.

Zunächst geht es um die Begriffe selbst. Der vorliegende Bericht beginnt deshalb mit einer Verortung: Was meinen wir, wenn wir von Klassenverhältnissen sprechen, und was ist klassenbezogene Diskriminierung sowie in weiterer Folge Klassismus? Darauf folgend wird es darum gehen, welche konkreten Diskriminierungserfahrungen Menschen in Österreich machen, wenn man die Klassenherkunft und Klassenposition als Merkmal heranzieht. Welche Instanzen erleben z.B. im Bildungssystem, später bei der Jobsuche oder in der Arbeit, bei Arztbesuchen, bei der Wohnungssuche oder auf Ämtern und Behörden

¹⁵ vgl. dazu etwa: Salzbrunn, Monika (2014): Vielfalt / Diversität. Salzburg: transcript Verlag 2014

allein aufgrund ihrer Klassenzugehörigkeit Diskriminierung? Am Ende wird es darum gehen, wie Betroffene von Klassismus auf ihre Situation selbst blicken, wie sie die Gesellschaft, in der sie leben, diese erfahren, einschätzen, einteilen und inwieweit ein Klassen-Selbstbewusstsein nicht nur identifiziert, sondern auch aktiv adressiert werden könnte.

1 Klasse, Klassismus und Klassismuserfahrungen

Bis weit in die 1970er Jahre war Klasse ein zentraler Begriff in der Soziologie und Politikwissenschaft. Ganz grundlegend verstand man soziale Klassen dabei als Gruppen an Menschen mit gemeinsamen Interessen und einer gemeinsamen ökonomischen Position. Klassen, so auch unser Verständnis, bestehen dabei aus Menschen in ähnlichen ökonomischen Lagen (insbesondere anhand von Einkommen und Vermögen), die zu höheren oder niedrigeren Zugangschancen auf Bildung und Arbeit führen, was wiederum zu ähnlichen Lebensweisen, Werthaltungen, Interessen und Anliegen führt. (vgl. Geißler 2014: 93)

Ihre Bedeutung verloren Klassen in der Politik, im öffentlichen Diskurs und in den Wissenschaften im Zuge der Diskussion um die Aufstiegsgesellschaft ab den 1980er Jahren. Das Bild des Fahrstuhls steht dabei für jene Zeit nach dem zweiten Weltkrieg, in der sich infolge des „Wirtschaftswunders“ und entlang politischer Entscheidungen die Arbeits- und Lebensbedingungen vieler Menschen verbesserten. Obwohl sich Klassenunterschiede nicht gänzlich aufgelöst hatten, so die damalige Diagnose, seien doch die meisten Bürger:innen ein Stockwerk höher gefahren. In der nun individualisierten Gesellschaft entstünden wiederum neue Ungleichheiten, die mit dem Klassenbegriff nicht mehr angemessen erklärt werden könnten (Giddens 1994, Beck et al. 1996). In der Folge verschob sich der Fokus der Ungleichheitsforschung hin zu anderen, bis dahin eher vernachlässigten Kategorien wie z.B. Geschlecht oder Migrationshintergrund.

In die Sozialwissenschaften sind Klassen inzwischen wieder als Kategorie zurückgekehrt (für den deutschsprachigen Raum u.a. Reckwitz 2017, Vester et al. 2019, Dörre 2020, Candeis 2021; für Österreich: Altreiter 2019; Angel 2012; Hofmann/Weiss 2018), wobei sich die Klassenfrage heute vor allem im Kontext intersektionaler und globaler Ungleichheiten (u.a. Skeggs 1997, Kreckel 2004, Brand/ Wissen 2017), im Zuge der mit dem Klimawandel einhergehenden Transformationskonflikte (u.a. Dörre et al. 2024) und in Zusammenhang mit einer Krise der Demokratie (u.a. Przeworski 2018, Schäfer/Zürn 2022, Fraser 2022) neu stellt.

Ein einheitliches Verständnis von Klasse haben die Sozialwissenschaften allerdings nach wie vor nicht und auch die Erfassung der Klassen ist Teil anhaltender Diskussionen. (z.B. D'Hooge et al. 2018) Geht es in erster Linie um Arbeit versus Kapital? Stehen Merkmale wie Beruf, Einkommen, formale Bildungsabschlüsse oder gar eine Kombination davon im Vordergrund? Soll die subjektive Einschätzung der Menschen mitberücksichtigt werden, ist diese vielleicht sogar relevanter als „objektive“ Kriterien?

Was sind „Klassen“ und wie lassen sie sich begreifen?

Anschließend an den deutschen Soziologen Andreas Reckwitz, der in seiner Definition unterschiedliche frühere Konzeptionen von Klasse verbindet, sind Klassen heutzutage soziale Gruppen, die eine gemeinsame gesellschaftliche Position in Form der Ausstattung mit gesellschaftlich relevanten Ressourcen, eine bestimmte Form der Arbeit und ein kulturelles Muster der Lebensführung teilen (Reckwitz 2017: 274). Seine Definition liegt auch dieser Studie zugrunde. Damit sind **soziale Klassen** also (1) charakterisiert durch ihr in ähnlicher Höhe verfügbares ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital – dazu zählen Einkommen, Vermögen, formale Bildungsabschlüsse und soziale Beziehungen. Klasse umfasst darüber hinaus (2) gemeinsame Bedingungen von Erwerbsarbeit: Folgt man dem marxistischen Klassenverständnis von Klassen als ein binäres soziales Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit, zeigt sich der zentrale Klassenkonflikt zwischen jenen der Bourgeoisie, die die Produktionsmittel besitzen, und jenen des Proletariats, die lediglich ihre Arbeitskraft besitzen und verkaufen müssen. Weitere Unterschiede und Gemeinsamkeiten finden sich aber auch innerhalb der lohnabhängig Beschäftigten selbst, etwa anhand ihrer Arbeitslogiken. Hierbei geht es nicht nur um das Qualifikationsniveau, das die Erwerbsgesellschaft in ein „unten“ und „oben“ teilt. Daniel Oesch (2006) unterscheidet innerhalb dieser vertikalen Dimension auch nach Arbeitslogiken, die den Kern unserer Arbeit bestimmen: In der interpersonellen Arbeitslogik steht die direkte menschliche Interaktion im Vordergrund, in der administrativen Logik bestimmen bürokratische Regeln den Arbeitsablauf und in der technischen Logik spielen Maschinen und technische Produkte eine zentrale Rolle. Entlang dieser Bedingungen übersetzt sich Klasse (3) schließlich auch in eine bestimmte gemeinsame Art der Lebensführung: Die Mitglieder einer Klasse haben ein ähnliches Auftreten und eine ähnliche Sprache, ähnliche Gewohnheiten und Vorlieben sowie einen ähnlichen Blick auf die Welt. (vgl. auch Bourdieu 1987)

Gemeinsam haben Klassenmodelle meist auch eine gewisse Form der Relationalität, die sie von Schicht-, Lebensstil- und Milieuansätzen unterscheidet: Klassen sind nicht nur Positionen im gesellschaftlichen Gefüge, sondern sie stehen in sozialen Beziehungen zueinander – „*das Glück der Starken*“ ist mit „*der Not der Schwachen*“ verbunden. (Boltanski/Chiapello 2003: 398) Gerade für unsere Analysen von Klassismuserfahrungen erscheint es daher auch zielführend, nicht nur die unterschiedlichen Formen von klassistischer Diskriminierung in den Blick zu nehmen, sondern auch, von wem die Diskriminierung ausgeht und wer davon möglicherweise profitiert.

Die „demobilisierte“ Klassengesellschaft

Im Gegensatz zur Rückkehr der Klasse in die Sozialwissenschaften verläuft der öffentliche und politische Diskurs in Österreich nach wie vor weitestgehend ohne Klassenbezug. Eine kürzlich erschienene Studie zur Wirtschaftsberichterstattung deutscher öffentlich-rechtlicher Sender zeigt etwa eine Vernachlässigung der Perspektive der Arbeitnehmer:innen auf und kam zum Schluss, dass Zuschauer:innen lediglich als Konsument:innen von Produkten aber kaum als lohnabhängige Bürger:innen adressiert werden.¹⁶ In den Vorarbeiten zur vorliegenden Studie ergab sich zudem der ernüchternde Befund, dass die Kategorien des „Arbeiters“ bzw. der „Arbeiterin“ beziehungsweise der „Arbeiterschaft“ aus den im österreichischen Parlament gehaltenen Reden sowie aus dem Vokabular der überregionalen österreichischen Tages- und Wochenzeitungen weitestgehend verschwunden sind.

Dies hat, dem Soziologen Klaus Dörre zufolge, auch einen neuen Typ von Gesellschaft hervorgebracht: In der „demobilisierten Klassengesellschaft“ nehmen klassenspezifische Ungleichheiten zwar zu, den Menschen ist jedoch Klasse als gemeinsamer Bezugsrahmen abhandengekommen. (Dörre 2024) Das Bild einer Gesellschaft, in der Klassenstrukturen keine große Rolle mehr spielen, lebt auch in den zahlreichen Diversity-Management-Konzepten und den identitätspolitischen Forderungen nach Gleichberechtigung weiter. Diese lehnen Klassenanalysen zwar nicht per se ab, fokussieren aber vor allem auf Merkmale wie Geschlecht, Migrationshintergrund oder sexuelle Orientierung und lehnen Zuschreibungen wie z.B. „untere Klasse“ als stigmatisierend und diskriminierend ab. An der Schnittstelle von Identitätspolitik und Diskriminierung setzt auch die aktuelle Klassismus-Debatte an, die Abwertungs- und Ausschlusserfahrungen aufgrund der sozialen Herkunft primär in Form von autobiografischen Erzählungen und persönlichen Erfahrung sichtbar macht. (vgl. Altieri/ Hüttner 2020; Kemper/Weinbach 2020)

Wir folgen in diesem Bericht der Annahme, dass gesellschaftliche Konflikte heute in einer „demobilisierten Klassengesellschaft“ ausgetragen werden. Auch wenn die Erklärungsversuche für die Erfolge der Brexit-Bewegung in Großbritannien, des anhaltenden Fantums von Donald Trump und der Gelbwestenbewegung in Frankreich nun wieder Klasse und Klassenunterschiede in den Blick nahmen, kamen sie doch meistens zu kurz. Auch die Rezeption von Didier Eribons Erzählung „Rückkehr nach Reims“ und des Romans „Hillbilly Elegy“ des künftigen US-amerikanischen Vizepräsidenten J.D. Vance haben zwar einen gewissen Anteil am neugefunden medialen Interesse

¹⁶ Müller, Hendrik; von Nordheim, Gerret (2024): Viel Kraft – wenig Biss. Wirtschaftsberichterstattung in ARD und ZDF. OBS-Arbeitspapier 67. Online unter: https://www.otto-brenner-stiftung.de/fileadmin/user_data/stiftung/02_Wissenschaftsportal/03_Publikationen/AP67_wipo_Berichterstattung.pdf

an der Klassengesellschaft, übersetzten sich jedoch nicht aus den Feuilletons hinaus in die politische Berichterstattung. Allein die Besprechungen von Eribons 2016 in deutscher Übersetzung erschienener autobiografischer Erzählung „Rückkehr nach Reims“ legt die Schieflage bezüglich der Relevanz von Klassenunterschieden in der heutigen Gesellschaft offen: Die Erzählung wurde vor allem als Erklärung herangezogen, warum die Arbeiter:innenklasse heute vermehrt rechte und rechtsextreme Parteien wählt. Das aber ist nur ein Ausschnitt des Buches. In Wirklichkeit berichtet Eribon vor allem von Benachteiligungs- und Beschämungserfahrungen aufgrund seiner Klassenherkunft, vom eigenen sozialen Aufstieg, von der Entfremdung zur eigenen Klassenherkunft und wie der deutsche Schriftsteller Bov Bjerg zusammenfasst: *„Wenn man das, worum es in dem Buch geht, ernst genommen hätte, dann hätte man vielleicht auch seine eigene Position, seinen eigenen sozialen Aufstieg und alles, worauf man selbst so stolz ist, infrage stellen müssen. Weil man sich einbildet, alles nur der eigenen Anstrengung, dem eigenen Grips, der eigenen Überlegenheit zu verdanken zu haben. Und das wollte natürlich niemand.“* (Meier/Böttcher 2022)

Klassismus in der demobilisierten Klassengesellschaft

In einer von uns 2018 durchgeführten repräsentativen Befragung bejahten mehr als vier von zehn (44%) Erwachsenen in Österreich die Frage, ob sie sich in den letzten drei Jahren diskriminiert gefühlt haben. Gefragt wurde nach Diskriminierungserfahrungen in der Arbeit, Ausbildung, beim Wohnen oder im Gesundheitssystem. Von diesen Betroffenen führte jede und jeder Vierte die erlebte Diskriminierung auf die eigene soziale Stellung oder soziale Herkunft zurück. Die gesellschaftliche Position war damit die *häufigste* Antwort auf die Frage nach den vermuteten Diskriminierungsgründen, noch vor anderen Merkmalen wie z.B. Geschlecht, Alter oder Migrationshintergrund. (Schönherr et al. 2019) Es ist die bis dato erste und einzige bundesweite Studie, die gezeigt hat, dass Klassismuserfahrungen in Österreich ein weitverbreitetes und gleichzeitig weitgehend unterschätztes Problem sind, das tief in die Gesellschaft eingebettet ist. Betroffene berichteten etwa von alltäglichen Erfahrungen der Ausgrenzung und Benachteiligung, sei es im Bildungssystem, am Arbeitsplatz oder im sozialen Umfeld. Diese Erfahrungen manifestierten sich oft sehr subtil und richteten sich auffällig häufig gegen einen adäquaten Zugang zu Berufen, Ausbildungen und anderen Ressourcen und Chancen. (Schönherr/Leibetseder 2019)

In den meisten Veröffentlichungen wird Klassismus analog zu anderen Diskriminierungsformen wie z.B. Rassismus, Sexismus, Antisemitismus, Homophobie oder Ableismus verwendet, um die Ausgrenzung und Abwertung von Personen aufgrund ihrer sozialen Herkunft oder sozialen Stellung zu skandalisieren. Auch wenn es scheint, als ob sich der Begriff seit einigen Jahren

immer mehr etabliert (vor allem in englischsprachigen Ländern), ist Klassismus als spezifische Diskriminierungsform bislang kaum Thema in Österreich bzw. im deutschsprachigen Raum gewesen, wenngleich die Ursachen und Folgen sozialer Ungleichheit durchaus immer wieder debattiert werden. Im österreichischen Parlament zum Beispiel fiel der Begriff bis dato kein einziges Mal, während Sexismus in den letzten zehn Jahren 76 Mal, Rassismus in 216 Reden und Diskriminierung 926 Mal von Abgeordneten thematisiert wurden. Kein einziges Mal wurde dabei aber auf Klassismus Bezug genommen.¹⁷ Als Hintergrund vermuten wir auch eine mangelnde, zugunsten oberer Klassen verschobene politische Repräsentation im österreichischen Parlament. Dies zeigt sich in der Gegenüberstellung von Abgeordneten und Bevölkerung. Junge und ältere Menschen sind im Nationalrat z.B. weniger vertreten als in der Gesamtbevölkerung. Frauen sind nach wie vor unterrepräsentiert. Der größte Unterschied zwischen Parlament und Bevölkerung zeigt sich aber entlang von Klassenindikatoren: Über 50 Prozent der heutigen Abgeordneten verfügen über einen akademischen Abschluss, in der Bevölkerung ist es rund ein Fünftel. Mehr als drei Viertel der Abgeordneten gehen einem Nebenberuf nach – die meisten sind Unternehmer:in, Geschäftsführer:in oder Jurist:in. (Schmidt 2024) Auch die Haltungen und Meinungen der Abgeordneten sowie ihre politischen Entscheidungen entsprechen häufiger jenen der oberen Einkommensgruppen und spiegeln deren Anliegen stärker wider. (Elsässer & Schäfer 2023, Elsässer 2018)

Und nicht nur im Parlament, auch medial hat sich der Klassismusbegriff noch nicht durchgesetzt, wenngleich er in den letzten Jahren vermehrt thematisiert wurde: Seit 2013 fiel der Begriff „Klassismus“ in österreichischen Tageszeitungen 76 Mal, 63 Mal davon allein in den letzten drei Jahren.¹⁸ Dabei ist Klassismus – mit Ausnahme von Antisemitismus – einer der ältesten Diskriminierungsbegriffe, jedenfalls älter als Rassismus oder Sexismus. Seine früheste Erwähnung lässt sich bis 1842 zurückverfolgen. (Altieri 2022) In seiner heutigen Bedeutung taucht der Begriff in den 1970er Jahren in den USA wieder auf. Innerhalb der dortigen Feminismusbewegungen nutzte das lesbische und proletarische Kollektiv „The Furies“ den Begriff, um auch die eigene Bewegung für die fehlende Thematisierung finanzieller Ungleichheiten und ungleicher Ressourcen, aber auch für die Romantisierung von Armut unter Vorzeichen einer kapitalismuskritischen Konsumkritik zu kritisieren. Auffällig daran war schon damals der Versuch, die Folgen der Abhängigkeiten und ausbeuterischen Strukturen am Arbeitsmarkt auf persönlicher, organisationaler und gesellschaftlicher Ebene zu thematisieren. Klasse, so damals, sei weit mehr als die

¹⁷ Quelle: Momentum Institut: Parlagram. Online unter: <https://www.momentum-institut.at/parlagram/>. Abfrage am 13. Juli 2024

¹⁸ Quelle: Leibniz-Institut für Deutsche Sprache (IDS): DeReKo – Das Deutsche Referenzkorpus, A-Korpora: Korpora aus Österreich, Abfrage am 13. Juli 2024

marxsche ökonomische Analysekategorie: „*Class involves your behaviour, your basic assumptions about life, your experiences (determined by your class) validate your assumptions, how you are taught to behave, what you expect from yourself and from others, your concept of future, how you understand problems and solve them, how you think, feel, act.*” (Bunch/Myron 1974: 15)

In Deutschland diskutierten zehn Jahre später die sogenannten „Prolo-Lesben“ auf den Berliner Lesbenwochen ähnliche Aspekte und forderten ihre bürgerlichen Mitstreiter:innen auf, sich aktiv und solidarisch mit dem Thema „Klasse“ auseinanderzusetzen. (Lischewski 2014) Die erste deutschsprachige Monographie zu Klassismus erschien dann ein Jahr später von Anja Meulenbelt in Übersetzung aus dem Niederländischen unter dem Titel „Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus und Klassismus“. Darin schrieb Meulenbelt auch von der Schwierigkeit einer Begriffsdefinition angesichts fehlender Evidenzen und dem lückenhaften Stand der Forschung. Ihr Resümee damals: „*Wir werden uns also vorläufig mit den eigenen Erfahrungen begnügen müssen.*“ (Meulenbelt 1988: 64)

Auffällig ist, dass „Klassismus“ auch heute noch ein vor allem bewegungspolitischer Begriff ist, d.h. er wird meist aus einer direkten Erfahrung mit Klassismus heraus artikuliert, spricht also eine Diskriminierungserfahrung aus. Bis heute hat der Begriff des „Klassismus“ keine genaue Definition erfahren, zumindest keine, die ihn als Analysebegriff zum Verständnis gesellschaftlicher Ungleichheiten oder gar Ungleichheitsprozesse brauchbar und diese zeitlich oder örtlich vergleichbar machen würde. Der deutsche Soziologe Andreas Kemper, der mit seinen Arbeiten seit fünfzehn Jahren maßgeblich zur Etablierung des Begriffs im deutschsprachigen Raum beiträgt, versteht unter Klassismus zunächst die „*klassenspezifische Diskriminierung, Unterdrückung, Ausbeutung, Marginalisierung*“. (Kemper, o.D.). In seiner gemeinsam mit Heike Weinbach 2009 veröffentlichten Einführung bleiben die Autor:innen eine ausführlichere Definition jedoch schuldig, wenngleich sie auf andere Definitionsansätze verweisen. (Kemper/Weinbach 2009) Hintergrund dieser Verweigerung ist aber nicht mehr die fehlende Forschungslage – auch wenn diese sich seit den 1980er Jahren kaum verbessert hat – sondern eine Umdeutung, wonach die Autor:innen den Begriff in erster Linie als „*Begriff mit Ausrufezeichen*“ verstanden wissen wollen und explizit nicht als „*akademischen Begriff*“, wie Andreas Kemper in einem Vortrag 2020 betonte. Klassismus sollte ebenso wenig wie Rassismus oder Sexismus als Analysekategorie verwendet werden, sondern als „*Begriff, der soll ermächtigen*“, „*um zu intervenieren*“, ein Begriff für Betroffene, die „*von dieser Gewalt, dieser Ausgrenzung betroffen sind*“, weil:

„*(...) wichtig ist erstmal, dass die Menschen einen Begriff haben, mit dem die ihr Gefühl - die merken halt, irgendwas stimmt hier nicht, irgendwie werd ich hier benachteiligt - damit die dieses Begriffsein vom Bewusstsein der Benachteiligung auf den Begriff*

bringen können, vom Ergriff zum Begriff, dafür ist dieser Begriff Klassismus da.“ (Kemper 2020)

Kemper und Weinbach verweigern in ihrer Einführung zwar eine eigene Definition von Klassismus, definieren aber zumindest „Diskriminierung“ als einerseits *„Ausschluss von materiellen Ressourcen und politischer Partizipation, zum anderen die Verweigerung von Respekt und Anerkennung gegenüber Menschen mit ihren Rechten, Lebensweisen, Wertvorstellungen“*. (Kemper/Weinbach 2009)

Die Frage aber, was letztlich als Diskriminierung erheb- und analysierbar ist, bleibt weiterhin offen, zumal die empirische Sozialforschung zumeist die subjektiven Erlebnisse von Interviewteilnehmer:innen erfragt und nicht die objektiven Umstände. Ungeklärt bleibt dabei die Diskrepanz zwischen existierenden diskriminierenden Strukturen in unserer Gesellschaft und der subjektiven Wahrnehmung dieser Strukturen als diskriminierend. Denn nicht jede subjektiv erlebte Diskriminierung entspricht automatisch einer Diskriminierung im rechtlichen oder sozialwissenschaftlichen Sinn – verstanden als: ungerechtfertigte Ungleichbehandlung von Personen aufgrund persönlicher Merkmale und damit assoziierter Zugehörigkeiten zu einer sozialen Gruppe. (vgl. Scherr 2008) Umgekehrt nehmen aber auch nicht alle Betroffenen Diskriminierung immer als solche wahr. Besonders schwierig ist die Wahrnehmung von mittelbarer Diskriminierung, also scheinbar neutraler Gesetze und Regelungen, die aufgrund gesellschaftlicher Strukturen jedoch indirekt zu einer Diskriminierung führen. (Schönherr 2020)

Ab wann, aber welcher Grenzüberschreitung, ab welcher Schmerzgrenze reden wir also von Sexismus, Rassismus, Ableismus und auch Klassismus? Und ab wann von sozialer Ungleichheit? Auch der Soziologe Albert Scherr weist auf die schwierige Abgrenzung zwischen gruppenbezogenen Diskriminierungen und grundlegenden sozialen Ungleichheiten hin wenn er schreibt: „Gleichwohl werden letztere gewöhnlich nicht als Ausdruck oder Folge von Diskriminierung thematisiert, obwohl keineswegs unterstellt werden kann, dass es sich bei sozialökonomischen Ungleichheiten und gruppenbezogener Diskriminierung um voneinander unabhängige Sachverhalte handelt: Beide Aspekte überlagern sich nicht nur empirisch; auch die Benachteiligungen bedingenden Strukturen und Prozesse sind keineswegs trennscharf voneinander zu unterscheiden.“ (Scherr 2008, 2009)

Es scheint, als gäbe es hier eine Leerstelle in der Sozialforschung. Sozialwissenschaftliche Studien – und insbesondere die Beforschung von Diskriminierungserfahrungen – folgen dabei meistens dem Prinzip der Sozialpsychologie, wonach Diskriminierung dort auftritt, wo sie von Betroffenen unmittelbar erlebt wird. Immerhin sind sie es auch, die mit den Folgen ihrer Diskriminierung umgehen müssen (Schönherr/Leibetseder et al. 2019). Dies

erscheint zunächst plausibel, aber spätestens hier muss eine Grenze gezogen werden zwischen *Klassismuserfahrungen* und Klassismus.

In der vorliegenden Studie verstehen wir unter *Klassismuserfahrungen* letztlich das, was im Gros der bisherigen deutschsprachigen Literatur als Klassismus bezeichnet wird: Nämlich die subjektive Erfahrung einer „*Ausgrenzung, Diffamierung oder Herabsetzung einer Person aufgrund ihres sozialen Hintergrundes*“ (Altieri 2022: 6). Sowohl Ausgrenzung, Diffamierung als auch Herabsetzung sind dabei keine rein objektiven Kategorien – vielmehr beziehen sie sich auf das subjektive Erleben von Menschen, aufgrund ihrer Klassenherkunft, Klassenzugehörigkeit und damit assoziierter oder attribuierten Merkmale wie z.B. Einkommen, formale Bildungsabschlüsse, berufliches Ansehen, Aussehen, Sprache oder Kleidung schlechter als andere Menschen behandelt zu werden.

- Demzufolge verstehen wir **Klassismuserfahrungen** als subjektiv erlebte Schlechterbehandlungen und Abwertung von Menschen aufgrund ihrer Klassenherkunft oder Klassenposition bzw. damit assoziierter oder attribuierten Merkmale durch Angehörige höherer Klassen.

Erwähnenswert scheint angesichts der Unterscheidung von Klassenherkunft und Klassenposition auch noch der Hinweis auf eine zeitliche Dimension: Die Klassenherkunft bezieht sich dabei zumeist auf das Elternhaus, die Klassenposition auf die aktuelle soziale Stellung einer Person. *Klassismuserfahrungen* können dabei z.B. auch später im Leben aufgrund sozioökonomischer Merkmale der Eltern gemacht werden, selbst bei Klassenaufstiegen. Während *Klassismuserfahrungen* damit einen stark subjektiven Charakter haben – Menschen empfinden etwas als ausgrenzend, diffamierend oder herabsetzend und vermuten ihre soziale Herkunft oder Stellung als Grund dafür – ist Klassismus davon abstrahiert. Gemäß der bereits postulierten Differenzierung, wonach nicht jede erlebte Diskriminierungserfahrung automatisch eine Diskriminierung im rechtlichen oder sozialwissenschaftlichen Sinne ist und umgekehrt nicht alle Betroffenen Diskriminierung immer als solche wahrnehmen, möchten wir den Begriff des Klassismus loslösen von der reinen subjektiven Erfahrung. Wir wenden uns aber auch gegen ein zu allgemein gefasstes Verständnis, wonach Klassismus jede Unterdrückung und „*Ausbeutung, Marginalisierung, Gewalt, Macht und Kulturimperialismus aufgrund der sozialen Herkunft oder Position*“ (Kemper 2015) sei, zumal diese Definition keinerlei Anhaltspunkte dafür liefert, wo die Grenzen von Ausbeutung, Marginalisierung oder Gewalt beginnen und enden.

Auf der Suche nach einem Klassismusbegriff, der auch als Analysekategorie zur Beforschung von gesellschaftlichen Ungleichheiten und Ungleichheitsprozessen entlang der Klassenposition von Menschen brauchbar ist, beziehen wir uns deshalb auf den ursprünglichen Inhalt des Begriffs: Die Diskriminierung von

Menschen *aufgrund der Klassenherkunft oder Klassenposition*. **Diskriminierung** verstehen wir dabei aus einer sozialwissenschaftlichen Perspektive und in Anlehnung an die bisherige Diskriminierungsforschung als nicht gerechtfertigte Ungleich- und Schlechterbehandlungen von Menschen ausschließlich aufgrund ihrer tatsächlichen oder zugeschriebenen Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe, die mit sozialen, ökonomischen, politischen und/oder rechtlichen Benachteiligungen verschränkt sind. (Hormel/Scherr 2010) Während die Diskriminierungsforschung dabei zumeist vor allem jene Merkmale in den Blick nimmt, *„die sich nicht zureichend als Bestandteil oder Effekt von Klassenlage, Schicht- und Milieuzugehörigkeit bestimmen und erklären lassen“* (ebd.), richten wir den Blick genau darauf.

- **Klassismus** ist in unserem Verständnis jene Diskriminierung von Menschen aus niedrigeren Klassen, die sich zunächst gegen ihr geringeres ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital (Einkommen, Vermögen, formale Bildungsabschlüsse und soziale Netzwerke) richtet. Klassismus kann sich in weiterer Folge aber auch gegen bestimmte Positionen am Arbeitsmarkt und letztlich gegen die ganze Lebensführung unterer Klassen richten, oftmals mit der Absicht, Zugangschancen zu besseren Lebensbedingungen zu erschweren oder zu verhindern.

Diese Definition verlangt in zweierlei Hinsicht nach einer Präzisierung. Zum einen verstehen wir Klassismus als Diskriminierungsform, die sich explizit von oben nach unten, d.h. von höheren Klassen gegen untere soziale Klassen richtet. Wir gestehen zu, dass auch Mitglieder der mittleren und oberen Klasse Klassismuserfahrungen machen können, dass auch abwertende Begriffe wie z.B. „Luxusfrauen“ oder „Bonzen“ usw. existieren und kränkend sein können. Im Sinn der eben angestellten Definition können wir aber keine sozialen, ökonomischen, politischen und/oder rechtlichen Benachteiligungen feststellen, die mit diesen Begriffen verschränkt wären.

Zum zweiten blieb bislang offen, von wem wir sprechen, wenn wir „untere Klasse“ meinen. Wie das nächste Kapitel zeigen wird, lassen sich entlang von Merkmalen wie Bildungsabschlüssen der Eltern, eigenen Bildungszertifikaten, Erwerbsstatus, beruflicher Stellung und Einkommen drei soziale Klassen spezifizieren. Diese drei Klassen, die wir in ein „Unten“, „Mitte“ und „Oben“ einteilen, konstituieren sich aber nicht nur anhand dieser traditionellen Klassenmerkmale. Auch subjektive Erfahrungen spielen dabei eine Rolle. Das Bewusstsein, Teil einer in Österreich diskriminierten gesellschaftlichen Schicht zu sein, trägt genauso wie letztlich Diskriminierungserfahrungen aufgrund der eigenen sozialen Stellung und sozialen Herkunft zur Trennung in ein „Unten“, „Mitte“ und „Oben“ bei. „Unten“, „Mitte“ und „Oben“ sind dabei nicht als fest verankerte soziale Klassen zu verstehen. Vielmehr beziehen wir uns auf die subjektive Klassenzugehörigkeit von Menschen selbst, wobei als „unten“ all

jene zusammengefasst werden, die sich selbst unterhalb der Mitte sehen und auf Basis z.B. ihres sozioökonomischen Status auch unter ein gewisses Niveau fallen. Sich selbst unterhalb der Mitte zu sehen, heißt aber nicht, dass sich diese Gruppen allesamt am prekären Rand befinden. Wie das nächste Kapitel zeigen wird, findet diese subjektive Klassenzuordnung zu einer Gruppe unterhalb der Mittelklasse auch bei Menschen mit z.B. mittleren Ausbildungen, bei Bildungsaufsteiger:innen und in Erwerbsklassen wie z.B. Produktionsarbeiter:innen und Dienstleistungsarbeiter:innen statt.

2 Sozioökonomischer Status, Klassenzuordnung und Diskriminierungserfahrungen: Ausgewählte Ergebnisse einer Onlineumfrage

Zu Beginn der vorliegenden Studie führten wir im Frühjahr 2023 eine österreichweite offene Onlineumfrage zu Erlebnissen und Erfahrungen mit Klassismus durch. Die Umfrage thematisierte die Wahrnehmung von Ungleichheiten in der österreichischen Gesellschaft sowie eigene Diskriminierungserfahrungen. Im Speziellen wurde nach Diskriminierungserfahrungen aufgrund der eigenen Klassenherkunft oder -position gefragt, wobei als Beispiele dafür u.a. ein geringes Einkommen, Arbeitslosigkeit, Ausbildungen, Berufe, Kleidung oder Aussehen angeführt wurden. Die Befragten konnten etwaige Erlebnisse zunächst in eigenen Worten schildern. Im Anschluss wurden Klassismuserfahrungen in 22 unterschiedlichen Formen und Bereichen abgefragt, von Ungleichbehandlungen in der Schulzeit, verbalen Abwertungen und ungerechtfertigten Vorwürfen bis hin zu Diskriminierungserfahrungen beim Zugang zu Arbeitsstellen, Wohnraum oder Gesundheitsdienstleistungen. Weiters erhoben wurde der persönliche Umgang mit Klassismuserfahrungen sowie das Stigmabewusstsein¹⁹. Ebenfalls erhoben wurden soziodemografische Merkmale der teilnehmenden Personen (u.a. Alter, Geschlecht), Indikatoren der Klassenposition (Einkommen, formales Ausbildungsniveau, Erwerbsstatus und Beruf) sowie die subjektive Klassenzugehörigkeit in der Kindheit und heute. Repräsentative Aussagen über Klassismuserfahrungen waren dabei nicht Ziel der Umfrage. Die Umfrage sollte lediglich der Auswahl von Interviewpartner:innen dienen, die im Anschluss zu vertiefenden Einzelinterviews eingeladen wurden.

Die Umfrage lief über zwei Monate von 20. März 2023 bis 22. Mai 2023. Der Fragebogen war unter der Adresse „www.istdasfair.at“ aufrufbar. Die Teilnahme an der Befragung stand allen Personen über 15 Jahren offen. Die Umfrage wurde unter dem Titel „Ist das fair?“ veröffentlicht. Bewusst wurde weder im Titel noch in der Einladung im Speziellen auf das Thema „Klassismus“ hingewiesen um möglichst viele Menschen aus unterschiedlichen Lebenslagen und nicht nur bereits für das Thema „Klassismus“ sensibilisierte Menschen für die Umfrage zu gewinnen.

Die Umfrage wurde während der Befragungslaufzeit über unterschiedliche Kanäle beworben (z.B. Social Media, Newsletter, Zeitschriften). Zudem wurde die Umfrage über ausgewählte Multiplikator:innen verbreitet, vor allem von

¹⁹ Unter Stigmabewusstsein verstehen wir das Ausmaß, in dem Menschen glauben oder das Gefühl haben, stigmatisiert zu sein bzw. Teil einer gesellschaftlich stigmatisierten – d.h. nicht der Norm entsprechenden, mit negativen Stereotypen behafteten – Gruppe zu sein. Stigmatisierung und deren Selbstzuschreibung haben dabei nachweislich Auswirkungen auf u.a. die Selbstwirksamkeit, Leistungen im Bildungssystem, soziale Teilhabe und Gesundheit von Personen. (Pinel 1999; Pinel et al. 2005; van Brakel 2006; Gurr et al. 2018)

Organisationen und Verbänden, die mit von Klassismus besonders betroffenen Gruppen in Kontakt sind (z.B. Armutsbetroffene, Arbeitslose, Alleinerziehende).

Da es sich um keine zufällig gewonnene Stichprobe, sondern um eine willkürliche Stichprobe („convenience sample“) handelt, sind die Ergebnisse **nicht repräsentativ** und können daher auch **nicht auf die österreichische Bevölkerung übertragen oder hochgerechnet** werden. Zudem weist die Befragtenstruktur die für Onlinebefragungen typischen Verzerrungen auf: Jüngere, Akademiker:innen und Menschen in urbanen Regionen sind in der Stichprobe überrepräsentiert, Ältere, Niedrigqualifizierte und Menschen in ländlichen Gegenden hingegen unterrepräsentiert. Insgesamt beantworteten 665 Menschen den Onlinefragebogen vollständig. Die durchschnittliche Interviewdauer betrug 13 Minuten. Von diesen 665 Teilnehmer:innen stimmten 226 einer Kontaktierung für ein Folgeinterview zu.

Auch wenn die Umfrage lediglich der Rekrutierung von Interviewpartner:innen diene, liefert sie in manchen Aspekten dennoch interessante Einblicke, insbesondere im Kontext der vorliegenden Forschungsfragen. Aus diesem Grund werden in den nächsten Kapiteln ausgewählte Ergebnisse aus der Befragung vorgestellt.

2.1 Subjektive Klassenzugehörigkeit und ihre Determinanten

Die Umfrage erhob sowohl manifeste Indikatoren der gesellschaftlichen und ökonomischen Position der Befragten als auch deren subjektive Klassenzugehörigkeit. Um die Validität der subjektiven Klassenzuordnungen zu gewährleisten, sollte den Befragten eine Gliederung vorgelegt werden, die eine differenzierte Zuordnung ermöglichen, zum anderen aber überschaubar und damit reliabel bleiben sollte. In Anlehnung an frühere Studien von uns wurden die Befragten dabei gebeten, sich jeweils einer der folgenden Klassen zuzuordnen: „Untere Klasse“, „Arbeiter:innenklasse“, „untere Mittelklasse“, „Mittelklasse“, „obere Mittelklasse“, „obere Klasse“, und zwar sowohl mit Blick auf ihre aktuelle soziale Stellung als auch ihrer sozialen Herkunft in der Kindheit. Nur 4% der Befragten konnten oder wollten sich keiner Herkunftsklasse zuordnen und nur 6% konnten oder wollten ihre derzeitige soziale Stellung nicht bezeichnen. Die Zuordnung zu einer spezifischen Klasse gelang damit rund 95% der Befragten.

- Mehr als vier von zehn Teilnehmer:innen der Onlineumfrage ordnen ihre soziale Herkunft, also ihr Elternhaus und ihre Kindheit, rückblickend entweder der unteren Klasse (8%) oder der Arbeiter:innenklasse (35%) zu. Die Mehrheit der Befragten sagt, sie stammen aus der Mittelklasse (53%), wobei sich 18% der unteren Mittelklasse, 24% der Mittelklasse und rund ein Zehntel (11%) der oberen Mittelklasse zurechnen. 1% ordnet sich rückblickend der obersten Klasse zu.

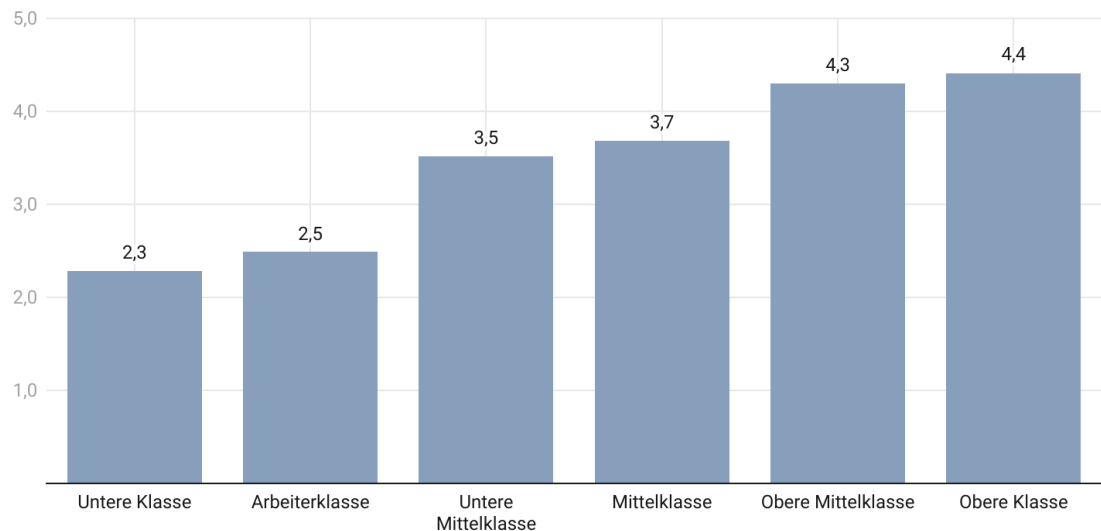
- Gefragt nach ihrer heutigen Klassenposition ordnet sich nur mehr rund ein Viertel der Befragten der unteren Klasse (5%) oder der Arbeiter:innenklasse (19%) zu. Rund die Hälfte sieht sich heutzutage entweder in der unteren Mittelklasse (18%) oder Mittelklasse (33%), fast ein Fünftel bezeichnet sich als obere Mittelklasse (17%), 1% als Oberklasse.

Die Erhebung der subjektiven Klassenzugehörigkeit liefert zunächst einmal nur einen Einblick in das Selbstverständnis und die soziale Identität der Teilnehmer:innen der Onlineumfrage, sagt jedoch noch nichts über deren tatsächliche Klassenposition in der österreichischen Gesellschaft aus, zumal die subjektive Zuordnung durch soziale Vergleichsprozesse verzerrt wird. In einem nächsten Schritt wurde daher die soziale Position der Befragten anhand ihres sozioökonomischen Status eruiert.

Sozioökonomischer Status nach subjektiver Klassenzugehörigkeit

Der sozioökonomische Status ist ein heute vor allem in der Gesundheits- bzw. Public-Health-Forschung gängiger, mehr und mehr aber auch in der Sozialforschung eingesetzter mehrdimensionaler Index zur Abbildung der sozialen Stellung von Personen. Für die Berechnung werden die Antworten auf die Fragen nach dem höchsten Bildungsabschluss (sowohl der Eltern als auch der eigene), zur beruflichen Stellung und zum aktuellen Haushaltseinkommen standardisiert (von 1 „niedrig“ bis 5 „hoch“) und in Punkte übersetzt. Während das Einkommen als Indikator für den materiellen Wohlstand gilt, verweisen der höchste Bildungsabschluss auf die im Lebenslauf erworbenen Qualifikationen und Fähigkeiten und die berufliche Stellung auf das soziale Ansehen und die wirtschaftliche Stabilität. Der sozioökonomische Status errechnet sich letztlich aus der Addition der Dimensionen „Bildung“, „berufliche Stellung“ und „Einkommen“ und wurde rückgeführt auf eine Skala von 1 „niedriger Status“ bis 5 „höchster Status“. Diese individuellen Punktwerte bezeichnen nun die relative Position der Befragten zur Gesamtbevölkerung. (Müters et al. 2023)

Ein Vergleich entlang der subjektiven Klassenzuordnungen der Befragten zeigt den engen Zusammenhang zwischen subjektiv empfundener und objektiv feststellbarer sozialer Stellung auf. In der Dimension „Bildung“ erzielen jene Befragten, die sich der oberen Klasse zugehörig fühlen, den Maximalwert von 5, während Befragte, die sich der unteren oder Arbeiter:innenklasse zuordnen, nur halb so viele Punkte aufweisen. Sehr ähnliche Unterschiede zeigen sich auch in den beiden anderen Dimensionen „Einkommen“ und „berufliche Stellung“. Der sozioökonomische Status variiert schließlich zwischen den Werten 2,3 unter Befragten, die sich der unteren Klasse zuordneten, und 4,4 unter Befragten, die sich der obersten Klasse zugehörig fühlen.

Abbildung 1: Sozioökonomischer Status nach subjektiver Klassenzugehörigkeit

n=665 Befragte, Onlineumfrage 2023

Auffällig ist, dass Befragte, die sich der unteren Klasse oder Arbeiter:innenklasse zuordneten, ähnlich hohe Werte aufweisen. Große Ähnlichkeiten im sozioökonomischen Status gibt es auch für Befragte, die sich der unteren Mittelklasse und Mittelklasse bzw. der oberen Mittelklasse und oberen Klasse zuordneten. Ein Blick auf die einzelnen Indikatoren des sozioökonomischen Status eröffnet weitere Gemeinsamkeiten zwischen den unterschiedlichen Klassenzuordnungen:

- 10% bzw. 12% der Befragten, die sich der unteren oder Arbeiter:innenklasse zurechnen, stammen aus Akademiker:innen-Haushalten, hatten also mindestens ein Elternteil, das ein Studium abgeschlossen hat. Unter Befragten, die sich der unteren Mittelklasse oder Mittelklasse zuordneten, liegt dieser Anteil mit 20% bzw. 24% doppelt so hoch. Unter Befragten, die sich der oberen Mittelklasse oder der oberen Klasse zugehörig fühlen, stammt jeweils rund ein Drittel aus Akademiker:innenhaushalten.
- Noch ungleicher sind die Bildungsabschlüsse der Befragten selbst verteilt: Ein Viertel der Befragten, die sich selbst als Mitglied der unteren Klasse bezeichnen, und jede:r sechste Befragte der Arbeiter:innenklasse hat keinen über die Pflichtschule hinausgehenden Bildungsabschluss. Der häufigste Bildungsabschluss in diesen beiden Gruppen sind Lehr- oder mittlere Abschlüsse von berufsbildenden Schulen. Demgegenüber steigt der Anteil an Befragten mit mindestens Matura in den beiden Gruppen „untere Mittelklasse“ und „Mittelklasse“ auf 70% bzw. 78%. Unter Befragten, die sich der oberen Mittelklasse oder oberen

Klasse zuordnen, haben fast alle mindestens eine Matura erfolgreich absolviert, die meisten zudem einen akademischen Abschluss.

- Deutliche Unterschiede zeigen sich auch im Erwerbsstatus: Während 29% der Befragten, die sich der unteren Klasse zugehörig fühlen, und 12% jener, die sich der Arbeiter:innenklasse zugehörig fühlen, zum Zeitpunkt der Befragung arbeitslos waren, minimiert sich der Anteil an Arbeitslosen in den anderen Klassen gegen null. Umgekehrt steigt der Beschäftigtenanteil unter Befragten, die sich der unteren Mittelklasse bzw. Mittelklasse zuordnen, auf über 80%, unter Befragten, die sich der oberen Mittelklasse oder oberen Klasse zuordnen, auf fast 90%.
- 36% der Befragten, die sich in der unteren Klasse sehen, arbeiten in einem Arbeiter:innenberuf und unter Befragten, die sich in der Arbeiter:innenklasse sehen, 44%. Unter Befragten der unteren Mittelklasse sinkt der Arbeiter:innenanteil auf nur noch 10%, unter Befragten der Mittelklasse auf 4%. In den beiden oberen Klassen gibt es gar keine Befragten mehr, die als Arbeiter:innen beschäftigt sind. Dafür steigt der Angestelltenanteil in den beiden mittleren Klassen und beiden oberen Klassen auf über 70% bzw. über 80%.
- Nicht nur der sozioökonomische Status bzw. seine Indikatoren ähneln sich zwischen Befragten der unteren und Arbeiter:innenklasse, Befragten der unteren Mittelklasse und Mittelklasse bzw. Befragten der oberen Mittelklasse und Oberklasse, sondern auch die ausgeübten Berufe. Die drei häufigsten Berufe von Befragten, die sich der unteren und Arbeiter:innenklasse zuordnen, sind Reinigungskraft, Hausbesorger:in und Werkzeugmacher:in. Die häufigsten Berufe von Befragten, die sich in der unteren Mittelklasse oder Mittelklasse sehen, sind Sicherheitsbedienstete, Sachbearbeiter:in und Sozialarbeiter:in. In den beiden oberen Klassen sind die häufigsten genannten Berufe Qualitätsmanager:in, Geschäftsführung und Abteilungsleiter:in.
- Das durchschnittliche Haushaltseinkommen von Befragten, die sich der untersten Klasse zuordnen, beträgt rund 1.400 Euro, jenes von Befragten, die sich in der Arbeiter:innenklasse sehen, 1.900 Euro. Demgegenüber steigt das Haushaltseinkommen unter Befragten der unteren Mittelklasse und Mittelklasse auf 2.800 Euro bzw. 3.200 Euro. Einen weiteren deutlichen Sprung gibt es unter Befragten, die sich der oberen Mittelklasse oder Oberklasse zuordnen: erste erzielen ein Haushaltseinkommen von im Schnitt 4.100 Euro, letztere durchschnittlich 4.700 Euro.

Allein die fünf Indikatoren des sozioökonomischen Status (Bildungsabschluss der Eltern, eigene Bildungszertifikate, Erwerbsstatus und berufliche Stellung,

Armutsgefährdung bzw. Haushaltseinkommen) können bereits zu fast der Hälfte (46%) erklären bzw. vorhersagen, zu welcher konkreten Klasse sich die Befragten der Onlineumfrage zugehörig fühlen.²⁰ Die stärksten Zusammenhänge zeigen sich dabei zwischen subjektiver Klassenzuordnung und dem eigenen höchsten Bildungsabschluss, der derzeitigen beruflichen Stellung und dem Haushaltseinkommen.

Die bisherigen Analysen der manifesten Indikatoren der sozialen Stellung entlang der subjektiven Klassenzuordnung der Befragten der Onlineumfrage zeigen aber auch große Ähnlichkeiten zwischen unterschiedlichen Klassen. Befragte der unteren Klasse und Arbeiter:innenklasse ähneln sich sowohl hinsichtlich ihrer Bildungsherkunft und eigenen formalen Qualifikationen als auch ihrer Berufe und beruflichen Stellung. Ähnliches gilt für Befragte, die sich der unteren Mittelklasse und Mittelklasse bzw. der oberen Mittelklasse und Oberklasse zurechnen. Zum Zweck weiterer statistischer Auswertungen wurden die sechs Klassen daher zu drei zusammengefasst, wobei die untere Klasse und Arbeiter:innenklasse, die untere Mittelklasse und Mittelklasse sowie die obere Mittelklasse und obere Klasse jeweils eine eigene Klassenkategorie bilden.

Tabelle 1: Subjektive Klassenzuordnung

Klassenzugehörigkeit alt		Klassenzugehörigkeit neu	
Untere Klasse	5%	untere Klasse	24%
Arbeiterklasse	19%		
Untere Mittelklasse	18%	Mittelklasse	52%
Mittelklasse	33%		
Obere Mittelklasse	17%	obere Klasse	18%
Obere Klasse	1%		

Bedingungen der Erwerbsarbeit nach subjektiver Klassenzugehörigkeit

In einem zweiten Schritt wurden die Bedingungen der Erwerbsarbeit der Befragten als weiteres klassenkonstituierendes Element analysiert. Dazu wurden die Befragten entlang ihres aktuellen oder letzten Berufs den sechs Erwerbsklassen nach Daniel Oesch zugeordnet. Oesch's Klassenheuristik unterteilt Beschäftigte nicht nur anhand ihrer Qualifikationen, sondern auch anhand der konkreten Arbeitslogik ihrer beruflichen Tätigkeit und geht damit über traditionelle marxistische Klassenkonzepte hinaus. Es geht ihm nicht mehr nur um eine Einteilung in ein „unten“ vs. „oben“, sondern um gemeinsame Inhalte von

²⁰ Hinter diesem Ergebnis stehen sowohl multinomiale als auch lineare Regressionsmodelle, die berechnet wurden, um den Zusammenhang zwischen der subjektiven Klassenzuordnung und manifesten Indikatoren der sozialen Position statistisch zu untersuchen. In sämtlichen Modellen, die auch Wechselwirkungen zwischen den einzelnen Indikatoren berücksichtigten, lag die erklärte Varianz (Nagelkerkes R^2) zwischen 34,4 und 37%.

Berufen, die Oesch für Lohnabhängige dreigliedert. Diese sowohl horizontale Ausdifferenzierung entlang der Arbeitslogik als auch vertikale Ausdifferenzierung entlang der Qualifikationen ergibt für die Gruppe der unselbstständig Beschäftigten zusammengefasst sechs Erwerbsklassen.

Abbildung 2: Klassenschema nach Daniel Oesch

	Arbeitslogik		
	interpersonell	administrativ	technisch
Qualifikation	akademische und halbakademische Berufe Soziokulturelle Professionen	Management	Technische Expertinnen
Hilfsarbeit, angelernte Tätigkeiten und Berufsausbildung	Dienstleistungsarbeiter:innen	Bürokräfte	Produktionsarbeiter:innen

Anm.: eigene Darstellung nach Oesch (2006). Dargestellt sind nur die sechs Erwerbsklassen von unselbstständig Beschäftigten.

Für 80% der Befragten konnte die Erwerbsklasse zugeordnet werden, die restlichen 20% waren zum Zeitpunkt der Befragung entweder in Ausbildung (11%) oder wollten ihren Beruf nicht angeben (9%). Unter Befragten, die sich der unteren Klasse zugehörig fühlen, arbeiteten mehr als drei Viertel entweder als Produktionsarbeiter:innen oder Dienstleistungsarbeiter:innen. Hinzu kommen 12%, die als Bürokräfte arbeiten. Nur rund ein Zehntel der Befragten, das sich der unteren Klasse zuordnet, arbeitet in einem akademischen bzw. halbakademischen Beruf, egal welcher Arbeitslogik. In der Mittelklasse sinkt der Anteil der Produktions- und Dienstleistungsarbeiter:innen auf 62%, gleichzeitig steigt der Anteil an Befragten in soziokulturellen Professionen und Managementberufen. In der oberen Klasse sinkt der Anteil an Dienstleistungsarbeiter:innen gar auf 26%, Produktionsarbeiter:innen kommen gar nicht mehr vor. Der Anteil an Beschäftigten in höher qualifizierten Berufen steigt dafür auf mehr als die Hälfte (56%).

Erweitert man nun das statistische Modell zur Identifikation der subjektiven Klassenzugehörigkeit um die sechs Erwerbsklassen, d.h. um die Arbeitslogik der befragten Beschäftigten, lässt sich deren individuelle Klassenzuordnung nicht wesentlich besser vorhersagen als anhand der ursprünglichen Indikatoren „Bildungsabschluss der Eltern“, „eigener Bildungsabschluss“, „berufliche Stellung“, „Arbeitslosigkeit“ und „Haushaltseinkommen“. Der Erklärungswert steigt von 46% lediglich auf 49%. Die Bedingungen der Erwerbsarbeit – wenngleich immer wieder als wesentliches Merkmal der Klassenposition von Menschen identifiziert – haben auf die Frage, wo und wie sich unsere Befragten in der Gesellschaft einordnen, zunächst keinen wesentlichen Einfluss.

Indikatoren der Lebensführung nach subjektiver Klassenzuordnung

Bleibt noch der Hinweis auf die gemeinsame Lebensführung. Klasse, so z.B. Andreas Reckwitz, bilde sich auch aus einem gemeinsamen kulturellen Muster der Lebensführung. Als Indikatoren dafür gelten laut Reckwitz u.a. wo man wohnt, wie man wählt und wie man denkt.

Bezüglich Wohnort (Stadt oder Land) zeigen sich kaum nennenswerte Unterschiede entlang der subjektiven Klassenzugehörigkeit. Alle drei Klassen wohnen mehrheitlich in urbanen Regionen. Dies hat aber im Wesentlichen mit der Befragtenstruktur der Onlineumfrage zu tun, in der Befragte aus urbanen Gegenden überrepräsentiert waren. Befragte, die sich der oberen Klasse zuordnen, leben etwas häufiger in Familienhaushalten als Befragte, die sich der unteren Klasse zuordnen – diese leben zu 26% in Singlehaushalten.

Deutlichere Unterschiede zeigen in der Frage der Distanz bzw. des Zugangs zum politischen System und politischen Entscheidungsträger:innen. Im Schnitt sagen 39% aller Teilnehmer:innen der Onlineumfrage, sie hätten in ihrem Leben schon einmal mit Abgeordneten oder Minister:innen gesprochen oder Kontakt gehabt. Unter Befragten, die sich der unteren Klasse zuordnen, sagen dies zwar auch 30%, im Vergleich zu vor allem Befragten, die sich in der oberen Klasse sehen, sind dies aber um mehr als 20 Pp. weniger.

Auch in den Einstellungen der Befragten zeigen sich Unterschiede entlang der drei subjektiven Klassenzugehörigkeiten. Zwar teilen alle drei Klassen die Auffassung, dass Einkommen in Österreich ungerecht verteilt sei, Befragte der unteren Klasse stimmen dem jedoch signifikant häufiger zu als Befragte der oberen Klasse. Kaum Unterschiede zeigen sich hingegen in der Einschätzung von Leistungsgerechtigkeit in der Gesellschaft: Zwischen 70% und rund 80% finden, es sei gerecht, wenn die, die mehr leisten, auch mehr bekommen. Nur eine Minderheit findet, es wäre hingegen gerecht, wenn alle Menschen gleich viel bekommen, wobei dies Befragte, die sich in der unteren Klasse sehen, doppelt so häufig befürworten als Befragte der Mittel- und oberen Klasse.

Bleibt abschließend noch der Blick auf allgemeine gesellschaftspolitische Ansichten, wobei in der Befragung die Einstellung gegenüber Zuwanderung und Menschen mit einer anderen sexuellen Orientierung abgefragt wurde. Während es gegenüber letzteren einen breiten Konsens gibt, dass diese ihr Leben so führen dürfen sollen, wie sie es wollen, variiert die Befürwortung einer Erleichterung des Zugangs zur österreichischen Staatsbürgerschaft, wobei Befragte, die sich der unteren Klasse zurechnen, diese am häufigsten ablehnen und Befragte, die sich der oberen Klasse zuordnen, diese am häufigsten befürworten.

Insgesamt tragen weder die Haushaltssituation, der politische Zugang noch die Einstellungen gegenüber Leistungsgerechtigkeit oder gesellschaftspolitischen

Fragen nennenswert zur Erklärung bei, weshalb sich bestimmte Befragte einer bestimmten Klasse zugehörig fühlen. Der Erklärungswert des statistischen Modells erhöht sich dadurch aber nicht wesentlich, übersteigt aber nun die 50%. Zu welcher Klasse sich die Befragten zugehörig fühlen, lässt sich also mehrheitlich aus vor allem sozioökonomischen Indikatoren und zum Teil auch der Arbeitslogik der Berufe der Befragten und bestimmten Einstellungen sowie Merkmalen der Lebensführung heraus erklären. Dass vor allem sozioökonomische Indikatoren einen hohen Erklärungswert aufweisen, hat dabei auch damit zu tun, dass diese bereits früh auf sowohl die spätere Erwerbsarbeit als auch Lebensführung direkten Einfluss nehmen und damit auch die Klassenposition der Befragten vorhersagen. Wir möchten jedoch aufzeigen, dass die meisten Klassenheuristiken einen wesentlichen Aspekt nicht oder zu wenig beachten: Die Rolle, die Diskriminierungs- und insbesondere Klassismuserfahrungen im Selbstverständnis und in der sozialen Identität der Menschen spielen.

2.2 Klassismuserfahrungen

90% der Teilnehmer:innen der Onlineumfrage haben in ihrem Leben schon einmal ganz allgemein Diskriminierungserfahrungen gemacht, 78% dabei öfters als ein Mal.²¹ Am häufigsten wurden Diskriminierungserfahrungen in der Arbeitswelt (53% „oft“), in der Freizeit (45% „oft“) und in der Schule (44% „oft“) angeführt, am seltensten bei Kontakten mit der Polizei (17% „oft“), auf dem Wohnungsmarkt (19% „oft“) und im Internet (22% „oft“). Der am häufigsten vermutete Diskriminierungsgrund der Befragten war das Geschlecht – 53% fühlten sich aufgrund des Geschlechts, weitere 9% aufgrund ihrer Geschlechtsidentität diskriminiert.²² Bereits an zweiter Stelle wurden von 39% die Klasse bzw. soziale Herkunft oder Stellung als Diskriminierungsgründe vermutet.

Es bestätigt sich zunächst das höhere Diskriminierungsrisiko von Menschen der unteren Klasse gegenüber Menschen, die sich in der Mittel- oder oberen Klasse sehen (vgl. Einleitung). Im Schnitt erlebten die Befragten in drei von neun abgefragten Lebensbereichen schon öfter als ein Mal Diskriminierungen. Menschen mit Migrationshintergrund, Menschen mit diverser Geschlechtsidentität sowie Menschen mit Behinderung erlebten dabei in signifikant mehr Lebensbereichen Diskriminierungen. Vor allem aber geben Befragte, die sich in der unteren Klasse sehen, mit fünf Lebensbereichen häufigere und umfassendere Diskriminierungserfahrungen an wie Befragte in der oberen Klasse (drei

²¹ Der hohe Anteil an Befragten mit Diskriminierungserfahrungen ist aufgrund der gezielten Ankündigung der Umfrage in Netzwerken von Gruppen mit erhöhtem Diskriminierungsrisiko (z.B. Menschen mit Migrationshintergrund, Armutsbetroffene, LGBTIQ-Personen) erklärbar und damit keineswegs repräsentativ. Dennoch liefern die Ergebnisse einige Hinweise zum Zusammenhang zwischen subjektiver Klassenposition und Diskriminierungsrisiken.

²² Dieser hohe Anteil ist vor allem dadurch erklärbar, dass sich fast drei Viertel der Teilnehmer:innen der Umfrage als weiblich oder divers identifizierten.

Lebensbereiche). Dass sich Befragte der unteren Klasse in nahezu allen Lebensbereichen häufiger diskriminiert fühlen, zeigt die Detailanalyse. Insbesondere gilt das jedoch für Diskriminierungserfahrungen am Wohnungsmarkt, auf Ämtern und Behörden und mit der Polizei, wo sich jeweils mehr als doppelt so viele Befragte der unteren Klasse diskriminiert gefühlt haben als Befragte der Mittel- oder oberen Klassen.

Generell liegt das Diskriminierungsrisiko für Befragte, die sich der unteren Klasse zugehörig fühlen, also höher als in mittleren oder oberen Schichten, das gilt sowohl für Frauen, für Trans*-Menschen, für Zuwander:innen, für Menschen mit Behinderung oder andere marginalisierte Gruppen in der Gesellschaft. Dies bestätigt sich nicht nur für die subjektive Klassenzugehörigkeit, sondern auch entlang des sozioökonomischen Status – also der Kombination aus Bildungsabschluss, beruflicher Stellung und Einkommen. Berechnet man das Ausmaß der Diskriminierungserfahrungen in Abhängigkeit des Geschlechts, des Migrationshintergrunds und einer etwaigen Behinderung, erweist sich der sozioökonomische Status als weiterhin signifikanter Einflussfaktor. Je niedriger der sozioökonomische Status, desto höher das Risiko auf Diskriminierungserfahrungen – für alle gesellschaftlichen Gruppen.

Im Fokus der Umfrage standen aber nicht allgemeine Diskriminierungserfahrungen, sondern die konkrete Erfahrung der Befragten mit Klassismus. Aus diesem Grund wurde eine spezifische Frage zu Klassismuserfahrungen gestellt. Der genaue Fragewortlaut war: *„Menschen werden auch aufgrund ihrer Klasse oder ihrer Klassenherkunft (z.B. ihrer Eltern) diskriminiert. Dazu zählen Dinge wie z.B. ein geringes Einkommen, Arbeitslosigkeit, Ausbildung, Beruf, aber z.B. auch Kleidung oder Aussehen. Wenn Sie zurückdenken: Wurden Sie in ihrem Leben schon einmal aufgrund Ihrer Klasse diskriminiert?“*

56% der Befragten bejahten diese Frage nach Klassismuserfahrungen, 34% verneinten sie und 10% konnten oder wollten die Frage nicht beantworten. Die Befragten wurden im Anschluss gebeten, ihre Erfahrungen in eigenen Worten zu schildern. Diese eigenen Schilderungen von *Klassismuserfahrungen* verdeutlichen letztlich auch, was Betroffene eigentlich unter Klassismus verstehen und begreifen. Die meisten Schilderungen beginnen dabei schon in der Kindheit und Schulzeit. Generell betrafen viele Passagen die Schulzeit, auch wenn sich die Klassismuserfahrungen in der weiteren Ausbildung fortsetzen. Im Arbeitsleben sammeln sich vor allem Schilderungen von Mobbing und fehlender Anerkennung. Zusätzlich schilderten die Betroffenen auch Abwertungserfahrungen aufgrund ihrer Klassenherkunft oder Klassenzugehörigkeit in anderen Lebensbereichen, etwa im Gesundheitssystem oder am Wohnungsmarkt.

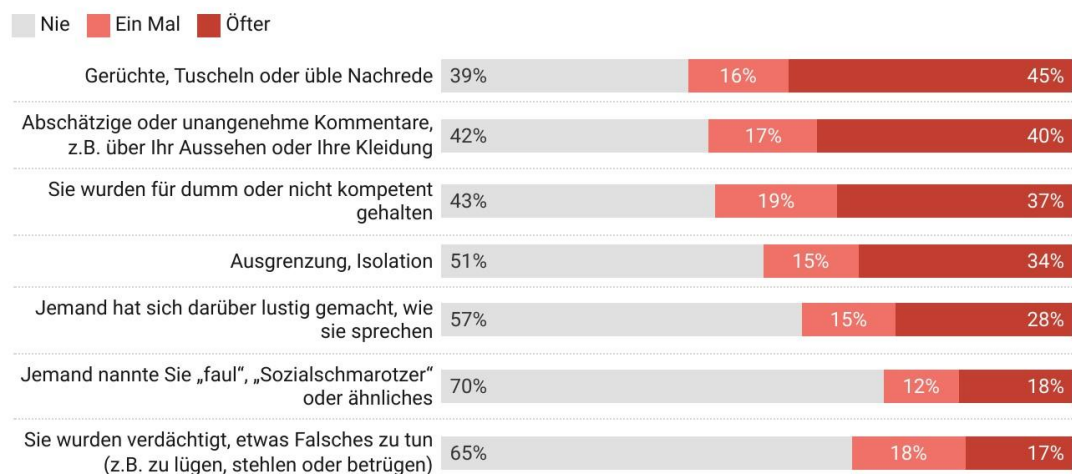
Zum anderen fällt in den offenen Schilderungen der Betroffenen auf, dass sich die geschilderten Diskriminierungserfahrungen nicht nur auf Klassismuserfahrungen beschränken, sondern immer wieder auch vermischen mit Erfahrungen

von rassistischer Diskriminierung und anderen Diskriminierungsformen. Auch wenn der Fragewortlaut der Umfrage an dieser Stelle explizit auf die Diskriminierung „*aufgrund Ihrer Klasse*“ abzielte, brechen in den Schilderungen der Betroffenen auch andere Abwertungserfahrungen durch. Auffällig ist in den Schilderungen, wie nahe sich Rassismus und Klassismus manchmal stehen.

Die Befragten wurden nicht nur gebeten, eigene Erfahrungen mit Klassismus zu schildern, sondern ihnen wurden auch potenzielle Klassismuserfahrungen standardisiert vorgelegt.

- Auf die Frage, ob ihnen die folgenden Dinge aufgrund ihrer Klassenzugehörigkeit schon einmal passiert sind, antworten 45% der Teilnehmer:innen der Onlineumfrage, dass sie schon „oft“ Gerüchten, Tuscheln oder übler Nachrede ausgesetzt waren, 40% hörten öfters abschätzige Kommentare über sich, 37% wurden schon mehr als ein Mal für dumm oder nicht kompetent gehalten und rund ein Drittel erlebte mehrmals schon Ausgrenzung oder Isolation aufgrund ihrer Klassenzugehörigkeit.
- Weniger verbreitet sind Hänseleien darüber wie man spricht, Bezeichnungen als „faul“ oder „Sozialschmarotzer“ bzw. Verdächtigungen, etwas Falsches wie z.B. Lügen oder Diebstahl begangen zu haben.

Abbildung 3: Klassismuserfahrungen in Form persönlicher Abwertungen

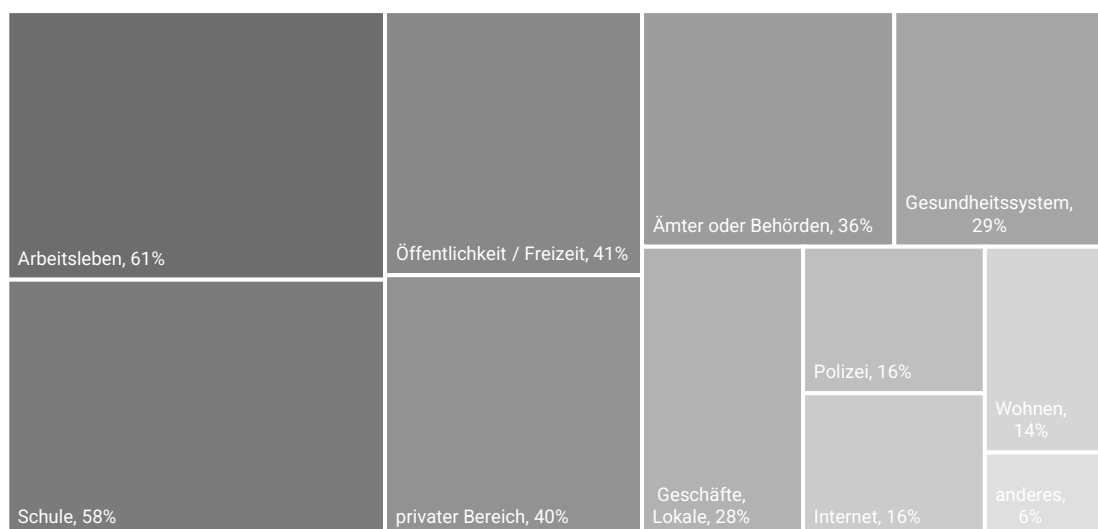


n=665 Befragte, Onlineumfrage 2023

Entlang der drei subjektiven Klassenzuordnungen „unten“, „Mitte“ und „Oben“ zeigen sich deutliche Unterschiede. So erlebten Befragte, die sich selbst unterhalb der Mitte einstufen (untere soziale Klasse), im Schnitt ca. doppelt so häufig Abwertungen aufgrund ihrer Klassenzugehörigkeit als Befragte, die sich in der Mitte sehen, und rund drei Mal so häufig wie Befragte, die sich oberhalb der Mitte (obere Klasse) einstufen würden. So sagen zum Beispiel 35% der Befragten der unteren Klasse, sie seien schon öfter als ein Mal als „faul“ oder „Sozialschmarotzer“ oder ähnliches beschimpft worden – Befragte der Mittelklasse sagen dies zu 14% und Befragte der oberen Klasse zu 8%.

In Summe erlebten 84% der Befragten mindestens eine der sieben abgefragten Abwertungserfahrungen mindestens ein Mal, drei von vier (76%) erlebten mindestens eine der abgefragten Abwertungen schon „oft“. Auf die Frage, in welchen Lebensbereichen diese Klassismuserfahrungen gemacht wurden, nannten die Betroffenen im Schnitt fünf Orte, allen voran jedoch im Arbeitsleben (61%) und in der Schule (58%), gefolgt von klassistischen Abwertungserfahrungen im Freizeitbereich bzw. in der Öffentlichkeit (41%), im privaten Bereich (etwa im Freundeskreis) (40%) und bei Ämtern und Behörden (36%). Im Gesundheitsbereich nahmen 29% der Betroffenen solche zwischenmenschliche Diskriminierungen wahr.

Abbildung 4: Wo haben Sie klassistische Abwertungen erlebt?



n=561 Befragte mit mindestens einer abgefragten Klassismuserfahrung in Form persönlicher Abwertungen

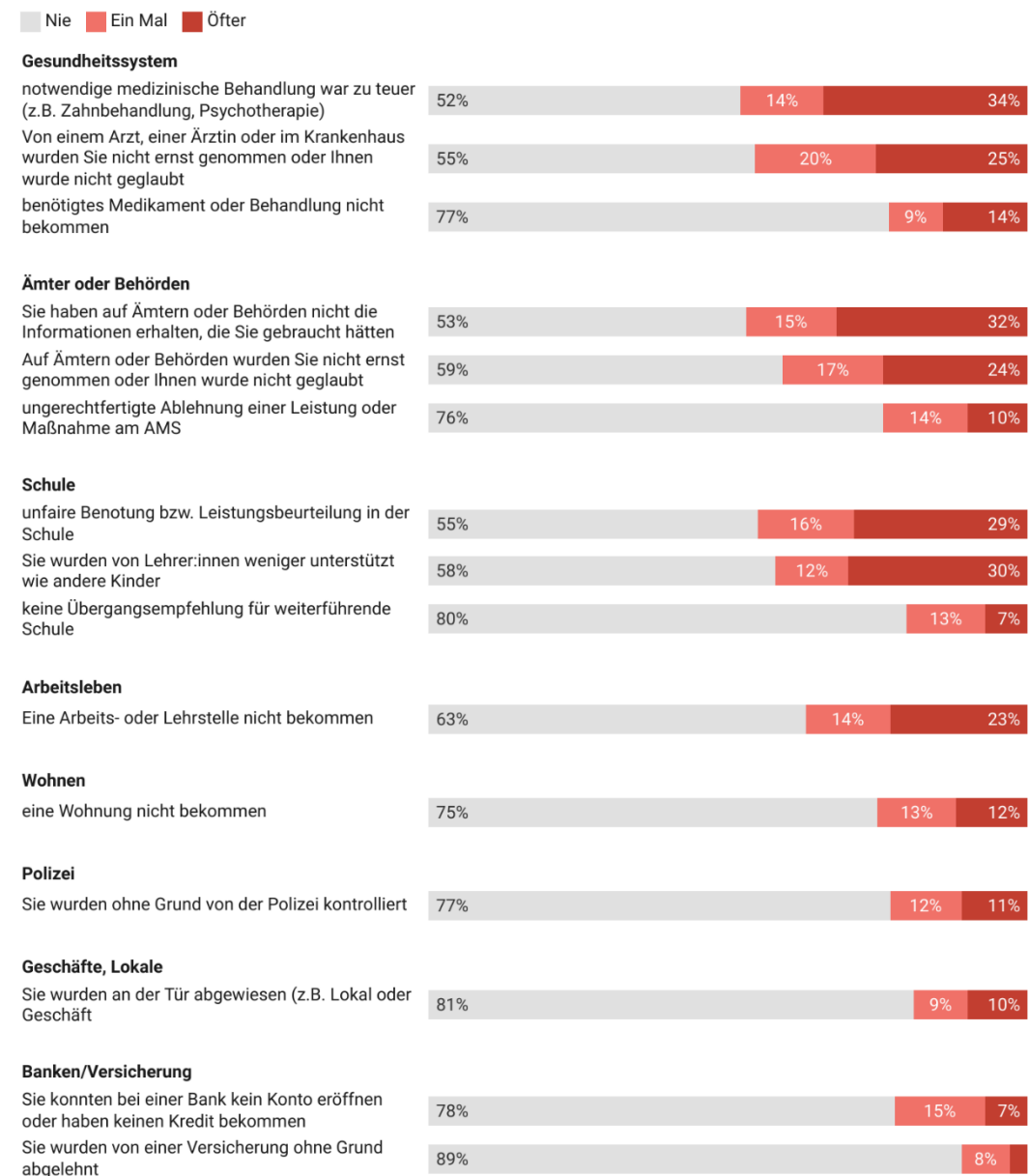
Zwischen den drei subjektiven Klassenzuordnungen zeigen sich vor allem Unterschiede wenn es um Klassismuserfahrungen im Arbeitsleben, im Gesundheitsbereich und auf Ämtern und Behörden geht: Befragte, die sich der unteren Klasse zugehörig fühlen, erlebten in diesen drei Bereichen deutlich (um ca. 20 bis 30 Prozentpunkte) häufiger klassistische Abwertungen als Befragte der Mittel- und oberen Klassen.

Die bisher dargestellten negativen Erfahrungen im zumeist direkten Kontakt mit anderen Menschen waren nicht die einzigen, die in der Umfrage erhoben wurden. Zusätzlich wurden noch fünfzehn weitere spezifische Formen von Klassismuserfahrungen abgefragt, und zwar erneut in unterschiedlichen Lebensbereichen. Negative Erfahrungen im Gesundheitsbereich, in der Öffentlichen Verwaltung und im Bildungssystem wurden dabei am häufigsten genannt. Die meisten – nahezu die Hälfte der Befragten – gab dabei an, schon ein Mal oder öfter notwendige medizinische Behandlungen wie z.B. Zahnbehandlungen oder eine Psychotherapie nicht erhalten zu haben, weil sie zu teuer

waren. Ca. gleich viele haben aufgrund der sozialen Stellung oder Herkunft auf Ämtern oder Behörden nicht die Information erhalten, die sie eigentlich gebraucht hätten. Nach diesen negativen Erfahrungen im Gesundheitssystem und auf Ämtern und Behörden folgen Klassismuserfahrungen im Bildungssystem: Rund 30% der Befragten erinnern sich, dass sie aufgrund ihrer Klassenherkunft von Lehrer:innen oft weniger unterstützt wurden als andere Kinder oder eine unfaire Benotung in der Schule erhalten hätten. Danach folgen erneut negative Erfahrungen im Gesundheitsbereich und in der Öffentlichen Verwaltung. Rund ein Viertel gibt an, entweder von einem Arzt oder einer Ärztin oder auch von Mitarbeiter:innen auf Ämtern und in Behörden mit den eigenen Anliegen nicht ernst genommen worden zu sein. 14% sagen, sie hätten öfters schon mal ein notwendiges Medikament nicht erhalten.

Vergleichsweise weniger Befragte berichten von Zugangsdiskriminierungen bei der Suche nach Arbeit oder Wohnungen aufgrund der Klassenherkunft oder Klassenposition. Dennoch – 37% sagen, sie hätten schon mindestens ein Mal eine Arbeits- oder Lehrstelle nicht bekommen und 25%, dass sie eine Wohnung nicht erhalten hätten. Weitere Formen der Zugangsdiskriminierung – wo es um den Zugang zu mitunter existenziellen Grundbedürfnissen geht – kommen ebenfalls seltener vor als die erwähnten zwischenmenschlichen Abwertungen aufgrund klassenspezifischer Merkmale. Gleichzeitig muss man bedenken, dass nicht alle Befragten im gleichen Ausmaß bisher Kontakt zu Banken, AMS oder Versicherungen hatten – und immerhin ein Viertel aller Befragten schon einmal eine Leistung des AMS aus für sie ungerechtfertigten Gründen abgelehnt bekommen hat oder bei einer Bank kein Konto eröffnen oder keinen Kredit bekommen konnten.

Abbildung 5: Weitere Klassismuserfahrungen



n=665 Befragte, Onlineumfrage 2023

Letztlich erweisen sich Diskriminierungs- und insbesondere auch die dargestellten Klassismuserfahrungen als relevante Determinanten der subjektiven Klassenzugehörigkeit: Der Erklärungswert eines statistischen Modells, das bisher die sozioökonomischen Indikatoren sowie Merkmale der Erwerbstätigkeit als auch der Lebens- und Denkweisen beinhaltet, steigt von 51% auf 58% und damit deutlich mehr als die Hälfte an, wenn man die von den Befragten angeführten Klassismuserfahrungen zusätzlich berücksichtigt. Insbesondere Klassismuserfahrungen auf Ämtern, Behörden oder im Gesundheitssystem beeinflussen die Zuordnung der Befragten zur unteren Klasse.

Diese Diskriminierungserfahrungen übersetzen sich dabei nicht eins zu eins in eine direkte Zuordnung zu einer bestimmten, meist unteren Klasse. Vielmehr stehen sie in einem engen Zusammenhang zum sogenannten Stigmabewusstsein der unteren Klasse.

Unter Stigmabewusstsein verstehen wir das Ausmaß, in dem Menschen glauben, stigmatisiert zu sein bzw. Teil einer gesellschaftlich stigmatisierten – d.i. nicht der Norm entsprechenden – Gruppe zu sein. Stigmatisierung und deren Selbstzuschreibung haben dabei nachweislich Auswirkungen auf u.a. die Selbstwirksamkeit, Leistungen im Bildungssystem, soziale Teilhabe und Gesundheit von Personen (Pinel 1999; Pinel et al. 2005; van Brakel 2006; Gurr et al. 2018). Für die vorliegende Studie wurde die in Deutschland von Gurr und Jungbauer-Gans 2013 entwickelte Skala zur Messung des Stigmabewusstseins von Arbeitslosen adaptiert. In neun Items wurden die Befragten nicht mehr nach möglichem Stigmabewusstsein aufgrund von Arbeitslosigkeit, sondern aufgrund ihrer sozialen Herkunft oder Klassenposition gefragt.²³ Fast alle Befragten können dabei zunächst den beiden Aussagen zustimmen, wonach ihnen in manchen Situationen bewusst werde, dass es für finanziell schlechter gestellte Menschen schwieriger sei als für reiche Menschen und dass die meisten Menschen vermutlich mehr Vorurteile gegenüber unteren Klassen – unabhängig ob diese armutsgefährdet sind oder nicht – haben als sie zugeben. Deutlichere Unterschiede zwischen den drei Klassen zeigen sich, wenn es um die eigene Betroffenheit geht. So sagen 56% und damit die Mehrheit der Befragten in der unteren Klasse, sie fühlen sich persönlich von Vorurteilen betroffen, in der Mittel- sowie oberen Klasse sagt dies nur ein Viertel der Befragten. Dass es ihnen schwerfalle, Beziehungen zu Menschen aufrecht zu erhalten, die besser gestellt sind als sie, sagen 48% der Befragten der unteren Klasse, 22% jener der Mittel- und nur 12% der oberen Klasse. Dass sie sich eher Menschen ihrer eigenen Klasse verbunden fühlen als jenen, die besser gestellt sind, sagen 64% der Befragten der unteren Klasse, aber auch 52% der Befragten in der Mittelklasse und 42% der Befragten, die sich der oberen Klasse zuordnen. Bedenklich sind zwei weitere Ergebnisse: Zum einen fühlt sich ein Drittel der Befragten der unteren Klasse aufgrund ihrer sozialen Stellung oder Herkunft persönlich belastet, zum anderen sagen 45%, sie seien schon die meiste Zeit ihres Lebens aufgrund ihrer Klasse schlechter behandelt worden. Unter Befragten, die sich in der Mitte oder oben sehen, sagen dies jeweils nur rund 10%.

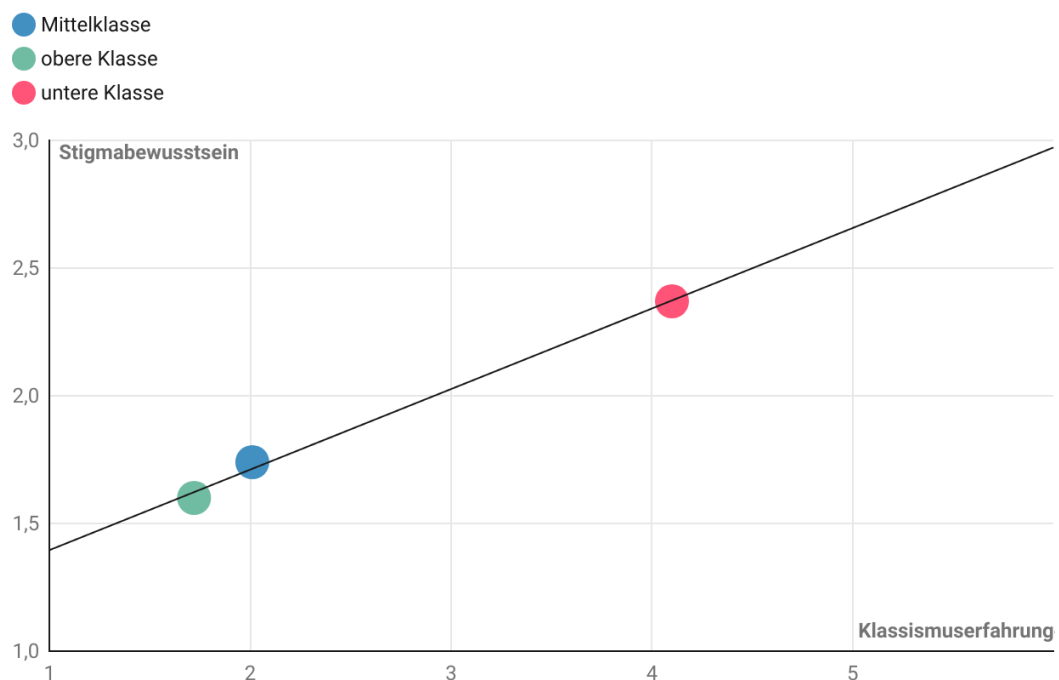
Dass auch Befragte, die sich selbst heute in der Mittel- oder sogar oberen Klasse sehen, Klassismuserfahrungen machten und – wenn auch deutlich seltener als Befragte, die sich unterhalb der Mitte sehen – ein Stigmabewusstsein

²³ Beispielitems waren: „Es fällt mir schwer, Beziehungen zu Menschen aufrecht zu erhalten, die besser gestellt sind als ich“, „In manchen Situationen versuche ich meine soziale Herkunft oder Stellung zu verheimlichen“ oder „Ich versuche Situationen zu vermeiden, in denen es zu Vorurteilen oder Diskriminierung gegenüber unteren Klassen kommen könnte“.

herausbilden, liegt vor allem an ihrer Klassenherkunft. So erinnern sich etwa Bildungsaufsteiger:innen an Klassismuserfahrungen in ihrer Kindheit oder machten später in ihrem Leben abwertende Erfahrungen auf Basis ihrer sozialen Herkunft.

Die letzte Analyse nimmt nun den Zusammenhang zwischen subjektiver Klassenzugehörigkeit, Klassismuserfahrungen und Stigmabewusstsein in den Blick. Dieser wird schnell evident: Befragte mit häufigeren Klassismuserfahrungen entwickeln ein stärkeres Stigmabewusstsein und ordnen sich in weiterer Folge häufiger der unteren Klasse zu als Befragte mit selteneren Klassismuserfahrungen. Diskriminierungs- und Klassismuserfahrungen tragen auf diese Art auch direkt zur Klassenidentität von Menschen bei.

Abbildung 6: Klassismuserfahrungen und Stigmabewusstsein nach subjektiver Klassenzugehörigkeit



n=626 Befragte, die sich in der Umfrage einer Klasse zugeordnet haben.

Die zentrale Frage der bisherigen statistischen Auswertungen war: Wie und durch welche Faktoren lässt sich erklären, warum sich manche Befragte der unteren, mittleren oder oberen Klasse zuordnen? Wie also erklärt sich z.B. das individuelle Gefühl, Teil der unteren Klasse zu sein im Vergleich zur mittleren oder oberen Klasse? Zu diesem Zweck wurden sämtliche bisher betrachtete Einflussmerkmale jeweils auch dahingehend statistisch modelliert (multinomiale Regressionsmodelle), ob sie zur Erklärung, in welcher der drei Klassen sich Befragte sehen, beitragen oder nicht. Bezieht man nun auch das Stigmabewusstsein in die Modelle mit ein, erhöht sich der Erklärungswert auf 64%. Das heißt, dass sich aus dem sozioökonomischen Status, der Arbeitslogik, Indikatoren der Lebensweise, Klassismuserfahrungen und Stigmabewusstsein der

Befragten zu zwei Drittel erklären und vorhersagen lässt, welcher Klasse Befragte sich zuordnen.

2.3 Ableitungen für qualitative Interviews

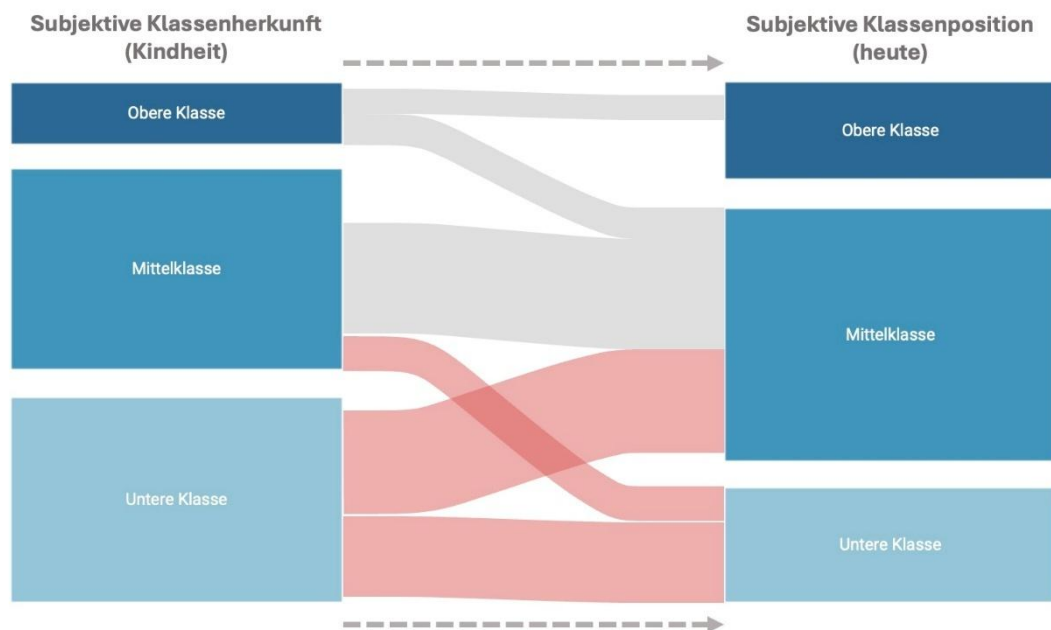
Angesichts der Ergebnisse beschlossen wir zunächst, zusätzlich zu Klassismuserfahrungen, deren individuelle Auswirkungen sowie den persönlichen Umgang mit ihnen nun auch die subjektive Sicht auf die eigene Position in der Gesellschaft, Formen von Stigmabewusstsein sowie mögliche Ausprägungen von Klassenbewusstsein in den geplanten Einzelinterviews zu thematisieren. Die Ergebnisse der Onlineumfrage änderten aber auch den Fokus bei der Auswahl der Teilnehmer:innen für die vertiefenden Einzelinterviews. War ursprünglich lediglich geplant, Teilnehmer:innen mit unterschiedlichen Arten von Klassismuserfahrungen ausführlicher zu befragen, erschien es uns nun dringlich, auch die Klassenposition der potenziellen Interviewpartner:innen zu berücksichtigen. Vor allem die Hinweise auf den engen Zusammenhang zwischen Klassismuserfahrungen, Stigmabewusstsein und in weiterer Folge der subjektiven Klassenzugehörigkeit wollten wir nun bei der Auswahl der Interviewpartner:innen stärker berücksichtigen. Entlang unseres Verständnisses von Klassismus als Diskriminierungsform, die sich explizit gegen die untere soziale Klasse richtet, beschlossen wir, Befragte zu Einzelinterviews einzuladen, die einerseits Klassismuserfahrungen in der Onlineumfrage anführten und die sich andererseits biographisch selbst der unteren Klasse zugehörig fühlen oder einmal gefühlt haben.

Letzteres veranlasste uns, neben den geschilderten Klassismuserfahrungen auch die subjektive Klassen*mobilität* als Merkmal bei der Auswahl der Interviewpartner:innen in den Blick zu nehmen. Diese Betrachtung entlang der subjektiven Klassenmobilität – subjektive Klassenherkunft in Kombination mit der aktuellen Klassenzugehörigkeit und damit indirekt auch entlang des Lebenslaufes der Befragten – zeigte bereits in der Onlineumfrage signifikante Unterschiede auf. Nähme man zum Beispiel die Angaben der Befragten zu ihrer subjektiven Klassenherkunft in der Kindheit in die statistischen Modelle zur Vorhersage der Klassenzuordnung auf, steigt nicht nur der Erklärungswert auf über 50%, sondern die Klassenherkunft selbst wird zum *stärksten* Prädiktor für die spätere subjektive Klassenzugehörigkeit. Dieses Ergebnis verweist auf den starken Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und der späteren sozialen Position von Menschen in Österreich. Die OECD bezeichnet diesen als „*sticky floors*“ und „*sticky ceilings*“: Kinder, die ins untere Ende der Einkommensverteilung geboren werden, hätten demnach heutzutage wenig Chancen, gesellschaftlich aufzusteigen und ihren beruflichen Status und ihr Einkommen gegenüber ihren Eltern zu verbessern. Ihre Situation ist gekennzeichnet durch die „Klebrigkeit“ am Boden, also durch die Erfahrung, trotz aller Anstrengungen

nicht vom Fleck zu kommen. Am anderen Ende gibt es jene, die am oberen Ende der Einkommensverteilung aufwachsen und damit auch alle Privilegien und Ressourcen erfahren, die einkommens- und vermögensreiche Familien von Generation zu Generation weiter vererben. Das Risiko, gesellschaftlich abzustiegen, ist für sie nur sehr gering. Die „Klebrigkeit“ am oberen Ende sorgt dafür, dass Spitzenpositionen der Gesellschaft und Wirtschaft aufgrund von Privilegien, Zugang zu wichtigen Ressourcen oder sozialen Netzwerken von Eltern an ihre Kinder weitergegeben werden. In einem durchschnittlichen OECD-Land, so der Bericht aus 2018, könnte es bis zu fünf Generationen dauern, bis Kinder aus armen Familien das Durchschnittseinkommen ihres Landes erreichen. Österreich ist laut OECD eines der Länder, in denen sich die „sticky floors“ und „sticky feelings“ bis 2018 zum einen nachweisbar verfestigten, während sich zum anderen die Spaltung zwischen einer oberen und unteren Mittelklasse am deutlichsten abzeichne. (OECD 2018)

Dies eingedenk grenzten wir die Auswahl auf drei Gruppen ein: Zum einen Befragte, die ihre Kindheit in unterhalb der Mittelklasse verorten und sich selbst heute aber in einer höheren Klasse sehen (subjektiver Klassenaufstieg), zum anderen Befragte, die umgekehrt ihre Klassenherkunft in der Mittel- oder oberen Klasse verorten und sich selbst heute der unteren Klasse zugehörig fühlen (subjektiver Klassenabstieg). Drittens wollten wir in den Interviews aber vor allem jenen Menschen einen Raum geben, die Erfahrungen mit jenen „sticky floors“ gemacht haben, die nicht vom Fleck kommen, die sowohl ihre Herkunft und ihre Kindheit als auch ihre heutige Stellung in der Gesellschaft unten sehen.

In Summe ordneten sich in der Onlinebefragung rund die Hälfte der Befragten sowohl rückblickend als auch aktuell derselben Klasse zu. 37% nahmen an sich einen sozialen Aufstieg und 15% einen sozialen Abstieg wahrnehmen. Von den Befragten, die in einer Klasse unterhalb der Mitte aufgewachsen sind, verorten sich rund 40% nach wie vor dort. Fast die Hälfte sieht sich heute hingegen in der Mittelklasse, 10% sogar in der oberen Klasse. Umgekehrt sagen nur 5% der Befragten, die ihre Klassenherkunft rückblickend ganz oben ansiedeln würden, dass sie heute in der unteren Klasse seien. Subjektive Abstiege werden – wenn überhaupt – vor allem in der Mittelklasse erlebt, wobei sich dieser Anteil mit 16% auch in Grenzen hält.

Abbildung 7: Subjektive Klassenmobilität

n=617 Befragte, die sich in der Umfrage sowohl einer Klassenherkunft als auch einer aktuellen Klassenzugehörigkeit zugeordnet haben. Dargestellt sind die häufigsten Bewegungen und Verschiebungen – periphere Wechsel (z.B. Abwärtsmobilität zwischen oberer Klasse und unterer Klasse) werden zur besseren Lesbarkeit nicht dargestellt. Rot markiert sind jene drei Gruppen, mit denen wir Einzelinterviews geführt haben.

Befragte, die sich seit der Kindheit der unteren Klasse zuordnen, und Befragte, die im Lauf ihres Lebens in die untere Klasse gewechselt sind, erfahren beide häufiger Klassismus im Kontakt mit Ämtern, Behörden und im Gesundheitssystem als Befragte, die sich heute in der Mittel- oder oberen Klasse sehen. Letztere – also Befragte mit Aufstiegserfahrungen aus der unteren Klasse (in zumeist die Mittelklasse) – erleben zudem seltener Klassismus in Form von Policing oder beim Zugang zu Wohnraum, Arbeit oder Bankkonten als Befragte, die keinen Klassenaufstieg an sich wahrnehmen. Klassismuserfahrungen in der Schulzeit korrespondieren mit einer Kindheit in der unteren Klasse – dass Befragte, die sich auch heute nicht in der Mittelklasse sehen, diese häufiger anführen als Befragte, die in die Mittelklasse aufgestiegen sind, deutet auf die hemmende Rolle von Klassismuserfahrungen in der Schulzeit für die weiteren Aufstiegsmöglichkeiten hin, die bereits oben diskutiert wurden.

Diese drei Gruppen an Befragten – 1) empfundener *Klassenaufstieg* aus der unteren Klasse (25% aller Befragten), 2) subjektiver *Klassenverbleib* in der unteren Klasse (16% aller Befragten) und 3) erfahrener *Klassenabstieg* in die untere Klasse (7%) – unterscheiden sich deutlich voneinander: Am klarsten zeigt sich dabei der Zusammenhang zwischen Klassenaufstiegen und Schulabschlüssen. 78% aller Befragten, die einen Klassenaufstieg an sich wahrnehmen, haben einen höheren Bildungsabschluss als ihre Eltern erzielt, wobei 53% von ihnen ein Studium abgeschlossen haben.

Letzten Endes stellt sich die Frage, wie subjektive Klassenzuordnungen und objektivierbare Klassenindikatoren zusammenhängen. Tatsächlich belegt ein letztes Regressionsmodell, das zur Aufklärung berechnet wurde, warum sich Befragte einer der drei Klassen (unten, Mitte und oben) zuordnen, dass die Klassenmobilität eine durchaus gewichtige Rolle dabei spielt. Berücksichtigt man die subjektive Klassenmobilität (übersetzt als „Aufstieg“, „Abstieg“ oder „gleichbleibend“) zusätzlich zum sozioökonomischen Status, zur Arbeitslogik, zu Indikatoren der Lebensweise, zu Klassismuserfahrungen und zu Stigmabewusstsein der Befragten, erklärt sich die individuelle Klassenzuordnung zu 75%.

Letztlich war auch dies ausschlaggebend für uns, die Befragten entlang der drei Klassen und Klassenmobilität auszuwählen. Tatsächlich zeigen nicht zuletzt die statistischen Modelle, dass die Klassenzuordnung von Menschen zum einen erwartungsgemäß mit subjektiven Erfahrungen und Einstellungen zusammenhängen, letztlich aber immer noch von traditionellen Klassenindikatoren wie etwa Bildungsabschlüsse oder Erwerbsstatus und Einkommen abhängen. Wir haben anhand der Befragung gezeigt, wie stark objektive Indikatoren des sozioökonomischen Status mit der subjektiven Klassenzuordnung korrespondieren. Darüber hinaus verstehen wir Klassen von Anfang an auch als subjektiv erlebte Kategorie – etwas, das sich statistisch unterlegen lässt. Wenn wir also von nun an von Menschen der unteren, Mittel- oder oberen Klasse reden, meinen wir damit immer beides, sowohl die subjektive als auch objektive Klassenposition.

Offen ist, welche Rolle Diskriminierungserfahrungen und insbesondere Erfahrungen von Klassismus für die subjektive Wahrnehmung der eigenen Klassenposition und Klassenmobilität spielen. Dass Erfahrungen von Schlechterbehandlung, Abwertung oder Ausgrenzung auch die Sicht auf die eigene Position in der Gesellschaft beeinflussen, ist naheliegend. In welchem Zusammenhang und in welchem Ausmaß, wird nun in den nächsten Kapiteln zu klären sein.

3 Klassismuserfahrungen und Klassismus

Methodischer Zugang

Insgesamt führten wir von Herbst 2023 bis Frühjahr 2024 zwanzig Einzelinterviews mit ausgewählten Teilnehmer:innen der Onlineumfrage. Die leitfadengestützten Interviews beinhalteten sowohl Elemente eines narrativen Interviews (nach Schütze, 1977) als auch des problemzentrierten Interviews (nach Witzel, 1982). Zu Beginn wurden die Interviewpartner:innen gebeten, die aus ihrer Sicht wichtigsten Stationen in ihrem Leben seit der Kindheit zu erzählen. Nach dieser Anfangserzählung wurden folgende Lebensbereiche thematisiert, jeweils mit Fokus auf potenzielle Klassismuserfahrungen: Kindheit, Schulzeit und Ausbildung, Übertritt auf den Arbeitsmarkt, Erwerbskarriere und Arbeitsleben, Alltag und Lebensführung. Zudem wurden auch die Folgen und der Umgang mit Klassismuserfahrungen, die subjektive eigene Stellung in der Gesellschaft, Formen eines Klassenbewusstseins sowie Wünsche und Forderungen an die Politik mit den Interviewpartner:innen besprochen.

Die meisten Interviews wurden persönlich geführt, vereinzelt folgten wir dem Wunsch mancher Interviewpartner:innen, das Interview telefonisch oder online via Zoom zu führen. Die Interviews wurden mit Einverständnis der Teilnehmer:innen aufgezeichnet und im Anschluss transkribiert²⁴. Ein Interview dauerte im Schnitt zwischen 60 und 90 Minuten, wobei das kürzeste Interview 39 Minuten und das längste Interview 158 Minuten dauerte. In Summe liegen nach der Durchführung der 20 Interviews 1.625 Minuten Interviewmaterial bzw. 523 Seiten Transkripte vor. Die Auswertung der Interviews orientierte sich dabei an der qualitativen Inhaltsanalyse (nach Mayring, 2010/13). Ziel war es, aus den Transkripten strukturiert und nachvollziehbar inhaltliche Kategorien abzuleiten und diese auszuwerten. Die Transkripte wurden dabei nach vorab definierten Kriterien systematisch analysiert, um relevante Zusammenhänge zwischen der Klassenposition der Befragten und ihren geschilderten Klassismuserfahrungen zu identifizieren und zu strukturieren. Trotz systematischer Vorgehensweise bleibt die Interpretation der Daten aber subjektiv. Gleichzeitig ist die Übertragbarkeit der Ergebnisse eingeschränkt. Im Fokus standen die subjektiven Erlebnisse und Erinnerungen zu Klassismuserfahrungen der von uns ausgewählten zwanzig Interviewpartner:innen.

Bei der Auswahl der Interviewpartner:innen folgten wir den oben angestellten Überlegungen zur Relevanz der subjektiven Klassenmobilität und -zugehörigkeit. Wir kontaktierten ausschließlich jene Teilnehmer:innen der Onlineumfrage,

²⁴ Zwei Teilnehmer:innen wünschten keine Aufzeichnung, in diesen Fällen wurde ein umfassendes Protokoll direkt im Anschluss an die Interviews angefertigt.

die ihre Kindheit, ihre derzeitige Position oder beides der unteren Klasse oder Arbeiter:innenklasse zurechneten. Zweites zentrales Kriterium waren Ausmaß und Form der geschilderten Klassismuserfahrungen. Da sich auch körperliche Einschränkungen und ein etwaiger Migrationshintergrund als signifikante Einflussfaktoren auf das Ausmaß von Klassismuserfahrungen herausgestellt haben, wurden zudem auch diese beiden Merkmale bei der Rekrutierung berücksichtigt.

Insgesamt führten wir zehn Interviews mit Menschen, die sich selbst sowohl in ihrer Kindheit als auch aktuell der unteren Klasse zurechneten. Sechs Interviews führten wir mit Menschen, die ihre aktuelle Klassenposition höher als ihre Klassenherkunft beschrieben und vier Interviews mit Menschen, die an sich einen Klassenabstieg erlebt haben.

Der jüngste Interviewpartner war 34, der älteste 72 Jahre alt. 10 Interviewpartner waren Männer, 9 Interviewpartnerinnen Frauen und eine Person trans*ident. 7 der 20 Interviewpartner:innen sind im Ausland geboren. 8 Personen hatten körperliche Einschränkungen, zumeist handelte es sich um die Folgen von Arbeitsunfällen oder körperliche Erkrankungen im Zuge belastender Arbeitsbedingungen wie z.B. Bandscheibenvorfälle oder Gelenkserkrankungen. Die meisten Interviewpartner:innen lebten zum Zeitpunkt der Interviews in urbanen Regionen, die wenigsten aber stammen ursprünglich aus Städten, sondern wuchsen in ländlichen Regionen auf. 5 Personen waren arbeitslos, eine Person bereits in Pension und 14 unselbständig beschäftigt. Die ausgeübten Berufe waren vielfältig und reichten von Pädagog:innen und Sozialarbeiter:innen über Hauswarte, Securitymitarbeiter und Verkäuferinnen bis hin zu Menschen in Hilfsarbeitstätigkeiten und in der Reinigung. 5 der Interviewpartner:innen hatten einen akademischen Abschluss, 4 eine Matura und 10 einen mittleren Bildungs- oder Lehrabschluss. Eine Person hat nach der Pflichtschule keine weiterführende Ausbildung mehr abgeschlossen.

Tabelle 2: Stichprobe der qualitativen Interviews

	Subjektive Klassenmobilität	Alter	Geschlecht	Migrationshintergrund	Körperliche Einschränkung	Wohnort	Erwerbsstatus	Bildungsabschluss
1	Verbleib in unterer Klasse	72	Mann	ohne	keine	urban	in Pension	mittlere Schule
2	Verbleib in unterer Klasse	53	Mann	erste Generation	keine	urban	arbeitslos	Pflichtschule
3	Verbleib in unterer Klasse	55	Frau	ohne	keine	ländlich	unselbständig beschäftigt	mittlere Schule
4	Verbleib in unterer Klasse	42	Frau	erste Generation	starke Einschränkungen	urban	arbeitslos	mittlere Schule
5	Verbleib in unterer Klasse	53	Frau	ohne	starke Einschränkungen	urban	arbeitslos	Lehre
6	Verbleib in unterer Klasse	63	Mann	ohne	keine	urban	unselbständig beschäftigt	Matura
7	Verbleib in unterer Klasse	40	Frau	erste Generation	keine	urban	unselbständig beschäftigt	Matura
8	Verbleib in unterer Klasse	38	Mann	erste Generation	keine	urban	unselbständig beschäftigt	Lehre
9	Verbleib in unterer Klasse	40	Mann	ohne	keine	ländlich	unselbständig beschäftigt	Lehre
10	Verbleib in unterer Klasse	47	Mann	erste Generation	starke Einschränkungen	ländlich	arbeitslos	Universität
11	Aufstieg aus unterer Klasse	57	Frau	erste Generation	keine	urban	unselbständig beschäftigt	Universität
12	Aufstieg aus unterer Klasse	35	Frau	ohne	keine	urban	unselbständig beschäftigt	Matura
13	Aufstieg aus unterer Klasse	59	Frau	ohne	keine	ländlich	unselbständig beschäftigt	Universität
14	Aufstieg aus unterer Klasse	43	Frau	ohne	keine	urban	unselbständig beschäftigt	Universität
15	Aufstieg aus unterer Klasse	48	Frau	ohne	starke Einschränkungen	urban	arbeitslos	Lehre
16	Aufstieg aus unterer Klasse	55	Mann	ohne	starke Einschränkungen	urban	unselbständig beschäftigt	Lehre
17	Abstieg in untere Klasse	60	Mann	ohne	keine	urban	unselbständig beschäftigt	mittlere Schule
18	Abstieg in untere Klasse	55	trans*	ohne	starke Einschränkungen	urban	arbeitslos	Matura
19	Abstieg in untere Klasse	48	Mann	ohne	starke Einschränkungen	urban	unselbständig beschäftigt	Lehre
20	Abstieg in untere Klasse	34	Mann	erste Generation	starke Einschränkungen	urban	unselbständig beschäftigt	Universität

3.1 Kindheit und Bildungssystem

Schon in der Onlinebefragung schilderten die mehr als 600 Befragten am häufigsten Klassismuserfahrungen, die sie in der Kindheit gemacht haben. Diese Schilderungen lieferten einen ersten Einblick, was Betroffene selbst als Diskriminierung aufgrund ihrer sozialen Herkunft oder Stellung wahrnehmen und wie sie diese deuten. *„Mein Vater nahm sich das Leben, meine Mutter war alleine mit uns drei Kindern, die Lehrer gingen davon aus, dass wir eh nie die Matura schaffen oder es zu etwas bringen würden und äußerten sich auch dementsprechend.“*, schilderte etwa ein Befragter aus Wien. In anderen Fällen ging es um die Stigmatisierung als „arm“: *„Wurde vor Jahren in der Schule immer gehänselt wegen meiner Kleidung und meiner schlimmen Akne. Klamotten waren zum Teil selbstgenäht oder gestrickt von meiner Mutter, hatten keine Markensachen. Durfte im Bus dann nie neben den anderen sitzen.“* Immer wieder wurde auch die grundsätzliche Leistbarkeit von Schule und Schulaktivitäten thematisiert, z.B.: *„In der Schule von manchen Lehrer*innen und auch von Schüler*innen, weil meine Mutter alleinerziehend war und wir wenig Geld zur Verfügung hatten. Nachhilfe war ebenfalls unleistbar.“* Ein anderer Befragter notierte in der Onlineumfrage: *„In der Hauptschule wurde ich als Kind einer bäuerlichen, nicht so angesehen Familie schlechter behandelt als andere. Z.B. wurde mir von zwei Lehrern abgeraten, eine BHS zu besuchen, ich habe diese problemlos absolviert wie auch ein Studium.“*

Die meisten offenen Schilderungen betrafen die Schulzeit, auch wenn sich die Klassismuserfahrungen in der weiteren Ausbildung fortsetzten. *„Universität. Komme aus einer Arbeiterfamilie und hatte keine Ahnung wie ein Studium abläuft. Damals gab's so gut wie keine Unterstützung für Leute wie mich.“*, schrieb ein 43-jähriger Befragter. Eine andere Befragte erinnerte sich: *„Sprache, soziale Codes etc. an Unis wenig durchschaubar ohne Aufklärung, die aber nicht verankert ist.“* Anderen blieb der Weg an die Universität versperrt: *„Konnte mir kein Studium leisten, weil ich kein Stipendium bekam, da meine Eltern berufstätig waren. Meine Eltern haben mich beim Studium finanziell nicht unterstützt, weil sie es nicht für notwendig hielten, dass ich studiere.“*

Die subjektiven Klassismuserfahrungen von Menschen in der Kindheit und Schulzeit standen auch in den vertiefenden qualitativen Interviews im Fokus. Die Ergebnisse verdeutlichen nochmals, was Menschen als klassistische Diskriminierung in ihrer Kindheit wahrnehmen und wie sie diese deuten.

Klasse lernen in der Kindheit: Aufwachsen und Schule

Erste Vorstellungen von sozialer Ungleichheit sind schon ab der frühen Kindheit vorhanden. Bereits Drei- bis Fünfjährige haben ein Verständnis von

unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen, ihren Ressourcen und Möglichkeiten. (Vasilyeva et al. 2018, Hazelbaker et als. 2018) Auch mit Blick auf den eigenen Status gelingt bereits Dreijährigen eine grobe soziale Verortung des Wohlstandes ihrer Familie (Elenbaas/Killen 2019) und der von Zehnjährigen berichtete subjektive soziale Status entspricht schon annähernd der objektiven sozioökonomischen Lage ihrer Eltern. (Mistry et al. 2015)

Kinder wachsen in die Klassenstrukturen einer Gesellschaft über alltägliche soziale Prozesse und Interaktionen hinein. Die Fragen nach dem „Wer bin ich?“ und „Wo stehe ich?“ werden dabei auch daraus erschlossen, wer wir nicht sind und wie andere uns sehen. (Raey 2009) Auf die Bedeutung des sozialen Vergleichs für die Einschätzung der eigenen Position in der Gesellschaft verweisen auch die Erzählungen unserer Interviewpartner:innen. Blicken sie auf die ersten zehn Jahre ihres Lebens zurück, ist der Ausgangspunkt dieses Vergleichs die finanzielle Lage der Familie und der damit einhergehende Zugang zu jener Nahrung und Kleidung bzw. zu jenen Spiel-, Schulsachen und Freizeitaktivitäten, die als Norm gedeutet werden. Ein älterer Mann erinnert sich: *„Ich habe ein Butterbrot mitgekriegt in der Früh und die anderen sind sich halt dann Wurstsemmeln kaufen gegangen, ich habe die Schulmilch getrunken, die anderen haben sich ein Cola gekauft.“* (Klassenabstieg, Mann, 60 Jahre alt) Eine Interviewpartnerin erzählt dazu; *„Solche neuen Sachen gab es bei uns nicht. Von meinem Onkel hab ich Sachen getragen und nach mir hat noch mein Bruder die Sachen getragen.“* (Klassenaufstieg, Frau, 57 Jahre alt) Und ein weiterer Interviewpartner berichtet: *„Wenn man bei anderen eingeladen war, bei Geburtstagsfeiern, da hat man schon gesehen, dass die halt anderes Spielzeug gehabt haben, viel mehr Spielzeug.“* (Klassenabstieg, Mann, 48 Jahre alt)

Diese Ableitung der eigenen sozialen Position aus dem Vergleich materieller Lebensbedingungen ist generationenunabhängig und zieht sich von den in den 1950er Jahren geborenen Interviewpartner:innen über jene, die in den 1990ern geboren wurden bis hin zu den Erzählungen von Eltern über ihre Kinder, die noch in die Schule gehen. Über die Jahrzehnte hinweg geändert hat sich allein der Inhalt und die Finanzierbarkeit der Norm, an der die eigene Position schon im Kindesalter kalibriert wird – war es in der Schule der 1960er noch die Wurstsemmel, ist es heute der Laptop. Eine Großmutter schildert beispielsweise über ihre Enkeltochter: *„Jetzt haben alle zusammengelegt und haben ihr, Gott sei Dank, zu Weihnachten hat sie einen Laptop bekommen. Die erwarten das, bei einem Kind in der zweiten Klasse Volksschule.“* (Klassenverbleib, Frau, 53 Jahre alt)

In diesem Zusammenhang hat die Soziologin Diane Raey schon Ende der 1990er Jahre festgehalten, dass durch das Verschwinden der sozialen Klassen aus dem wissenschaftlichen und öffentlichen Diskurs die Lebensweise der Mittelklasse noch einmal stärker zur Norm erhoben werden konnte. Die

Erfahrungen und Alltagspraktiken der Mittelklasse gelten zunehmend als „normal“ während jene der unteren Klassen immer häufiger erklärungsbedürftig wurden. Auch die Vergleiche, die unsere Interviewpartner:innen zur Schilderung ihrer Kindheit heranziehen, stellen Verbindungen zwischen der unteren und Mittelklasse her, bislang verblieben sie jedoch auf der Mikroebene der Klassenstruktur (siehe Kapitel 2.1): Im Vordergrund stehen die Verfügbarkeit von finanziellen Mitteln und später dann auch die Zugehörigkeit zu bestimmten Berufsgruppen, die mit dem Zugang zu angesehenen Gütern bzw. einer angesehenen Lebensweise einhergehen. Darüber hinaus geben die Erzählungen aber auch Hinweise auf Schließungsprozesse auf der Mesoebene und damit in jene Mechanismen, die eben diesen Zugang regulieren.

„So im Gymnasium, dass eben, dass die Schüler dort aus besseren Verhältnissen kommen. Also, da waren halt dann die Kinder vom Bürgermeister dort und von Professoren, von Ärzten, die alle haben natürlich die Kinder ins Gymnasium gegeben. Da war das dann schon so, du bist von einem Bauern und quasi niedriger gestellt.“
(Klassenaufstieg, Frau, 35 Jahre alt)

„Es war einfach finanziell nicht möglich da wie die aus der Schule mitzumachen. Das war aber auch eine kurze Diskussion. Ich habe gesagt, ich will Klavier lernen, Papa hat gesagt: geht nicht. Der Fußball war dann umsonst. Fußball hat nichts gekostet.“
(Klassenabstieg, Mann, 60 Jahre alt)

Der Zugangsregulierung liegt Definitionsmacht zugrunde: Wer kann Normen setzen und z.B. festlegen, welche Schulform „natürlich“ für die Kinder von Bürgermeister:innen, Professor:innen oder Ärzt:innen, jedoch nicht für jene von Landwirt:innen vorgesehen ist? An diesen Normen entlang verlaufen dann eine Reihe von Mechanismen, die dazu beitragen, den Status der Mittel- und oberen Klassen abzusichern. Hierzu zählt Distinktion – eine soziale Praktik, die über das Zurschaustellen der eigenen (angesehenen) Lebensweise in Abgrenzung zu anderen (weniger angesehenen) Lebensweisen Klasse herstellt. (Bourdieu 1982). Das funktioniert allerdings nur so lange relevante Distinktionsmerkmale wie bestimmte Bildungsabschlüsse, Berufe, Freizeitaktivitäten oder Konsumgüter nicht für jede:n greifbar sind. Soziale Schließung wird über Zugangsbeschränkungen (aber auch Distinktionspraktiken, z.B. durch damit verbundenen Selbstausschluss) sichergestellt: Ist der im Interview angesprochene Klavierunterricht zu teuer, bleibt dem Kind nicht nur eine angesehene Aktivität und Kompetenz verwehrt, sondern auch der damit verbundene Distinktionsgewinn. Weitere Beispiele aus den Interviews verdeutlichen diese Formen der Zugangsbeschränkungen, die oftmals von Lehrer:innen ausgegangen sind und sich in Form von Abwertungen ausdrücken. Ein Mann erinnert sich an seine Gymnasiumszeit: *„Und da hat es dann Spannungen gegeben mit den Lehrern und einer hat einmal zu mir gesagt, da hast du fünf Schilling, geh rauf, kauf dir eine Wurstsemmel und ab mit dir in die Kälberschule.“* (Mann, 60,

Klassenabstieg) Eine andere Interviewpartnerin erinnert sich an ihre Ausbildung zur Lehrerin und ihrem damaligen Professor: *„Also, da hat es schon einen Professor gegeben, der halt gemeint hat, man muss halt schon was darstellen, wenn man eine Lehrerin sein will, also auch gesellschaftlich was darstellen.“* Auf Nachfrage, was er damit gemeint haben könnte, sagt sie: *„(...) irgendwie Geschäftsleute als Eltern, oder halt, was weiß ich, vielleicht sogar adeliger Abstammung oder ja, so irgendwie, reicheren Hintergrund oder wenigstens einen reichen Mann haben.“* (Frau, 40, Klassenverbleib)

Die im Zuge sozialer Schließung stattfindende Chancenhortung in den mittleren und oberen Klassen stellt wiederum die zur Statussicherung notwendige Kumulierung von ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital sicher. (Wright 2015) In den Erzählungen unserer Interviewpartner:innen finden sich diese Praktiken als Klassismuserfahrungen wieder. Ausgrenzungen und Abwertungen sind dabei Teil alltäglicher sozialer Interaktionen und weisen bereits Kindern unmissverständlich einen Platz in der Gesellschaft zu. Eine Frau erinnert sich etwa: *„Mit Söhnen, Töchtern von reicheren Leuten – die haben mich das schon spüren lassen, dass ich da nicht dazugehöre.“* (Frau, Klassenaufstieg, 59 Jahre alt) Und eine andere Frau erzählt von ihren Urlauben in den 1980er Jahren, die vom Jugendamt organisiert wurden:

„Da sind halt alle Kinder zusammengewürfelt worden, die kein Geld gehabt haben und du hast genau gewusst, das ist eine Gruppe, wo die Kinder nichts haben. Und das war halt das, was so ein bisschen schön war. Aber eigentlich wolltest du wie die anderen einen Urlaub mit der Familie haben und nicht einfach irgendwo hingeschickt werden. Die haben sich dann auch lustig gemacht, das soll ein Urlaub sein?“ (Klassenaufstieg, Frau, 48 Jahre alt)

Schon die leichteste, einfachste Klassenüberschreitung wird unteren Klassen dabei negativ ausgelegt, wie eine Teilnehmerin schildert: *„Einmal in der Volksschule, da habe ich dann was Neues angehabt und wir haben an dem Tag aber so eine Müllsammelaktion gemacht und die Lehrerin hat mich dann angesprochen, so, warum ziehst Du gerade heute das an und aber so auf so eine, ja, ein bisschen gemeine Art und das hat mich dann irrsinnig, ja, gekränkt, weil ich so stolz war halt drauf.“* (Klassenaufstieg, Frau, 43 Jahre alt)

Die zentrale emotionale Reaktion auf diese Erfahrungen ist Scham – eine Emotion, die sich Kindern nicht nur tief in die Psyche einschreibt, sondern auch zur Internalisierung von Klasse beiträgt. Denn Scham – als Vorstufe zum Stigmabewusstsein – vermittelt einen bestimmten Wert der eigenen sozialen Position und daran anschließend auch einen positionsbedingten Selbstwert. (Walkerdine 2010, Raey 2005, Sayer 2010, Neckel 1991) Dieselbe Frau von eben erzählt zum Beispiel von Kindergeburtstagen: *„(...) und ich habe natürlich kein Geschenk gehabt und dann habe ich halt so ein Sackerl gehabt, mit Obst, das habe ich dann irgendwo ganz verschämt irgendwo deponiert, das habe ich nicht*

überreicht, sondern halt nur quasi so ins Eck gestellt.“ Und ein älterer Mann erinnert sich:

„Bei den Elternsprechtagen sind natürlich die Eltern der Mitschüler auch dort gewesen und da war der Herr Doktor und der Herr Diplomingenieur und der Herr Architekt und meine Eltern sind halt dort mit dem schäbigen Wintermantel gestanden, nicht, da habe ich eigentlich mehr für meine Eltern gelitten als die selber vielleicht das so wahrgenommen haben. Ich habe mir gedacht, hier tun mir meine Eltern leid, weil die sind jetzt dort und trauen sich wahrscheinlich auch den Mund nicht aufmachen, weil sie sich denken, die sind alle gebildete und gescheite Leute.“ (Klassenverbleib, Mann, 72 Jahre alt)

In ihren zahlreichen Arbeiten mit Schulkindern hat die britische Forscherin Diane Raey wiederholt festgestellt, dass in den unteren Klassen bereits Zehnjährige ein „Gefühl des Nichts“ (Charlesworth 2000: 93) verinnerlicht haben – ihnen fehlt eine positive soziale Identität, die sich aus der Anerkennung durch andere Mitmenschen speist. (Raey 2005) Dieses Gefühl stellt sich in doppelter Weise ein: Zum einen in institutionellen Räumen, die ganz bestimmte Normen, Regeln und Lebensweisen der mittleren und oberen Klassen repräsentieren, zum zweiten im direkten Kontakt mit Menschen aus anderen Klassen, beispielsweise Kindern der Mittelschicht. Dies ist aber kein britisches Spezifikum und schon gar kein Phänomen der Vergangenheit. Auch in einer unserer aktuellen Studien fiel folgender Satz in einem Gespräch mit Jugendlichen über das Leben und die Zukunft exemplarisch für das Empfinden vieler Wiener Mittelschüler:innen: *„Alle sagen das ist die Restschule, also bin ich der Rest“.* (Ehs / Zandonella 2020)

Umgangsstrategien der Kinder

Aus den Erzählungen der Interviewpartner:innen geht wiederum hervor, dass Klassismuserfahrungen bzw. die damit einhergehenden *„versteckten Verletzungen von Klasse“* (Sennett/Cobb 1972) auch bestimmte Verhaltensmuster bedingen, die ihrerseits wiederum zur Verfestigung bestehender Klassenstrukturen beitragen. Mit Bezug auf die Statusarbeit der Mittelklasse kann hier von *Statusversteckarbeit* gesprochen werden. Während erstere all jene Anstrengungen umfasst, die zur Absicherung der höheren sozialen Position unternommen werden, geht es bei letzterer in einem ersten Schritt um den Versuch, sich den anerkannten Lebensweisen anzupassen. Unsere Interviewpartner:innen aus der unteren Klasse erzählen beispielsweise, dass sie sich so früh wie möglich Arbeit gesucht und so viel wie möglich gearbeitet haben – nicht nur, um ihre Eltern finanziell zu entlasten, sondern auch, um an von Freund:innen, Mitmenschen und gesellschaftlich anerkanntem Konsum teilhaben zu können. In anderen Familien wurde wiederum an weniger sichtbaren (meist häuslichen)

Notwendigkeiten gespart um stärker sichtbare angesehene Güter (meist Kleidung oder Schulmaterial) erwerben zu können. Das Betonen von Sauberkeit und Höflichkeit ist eine weitere Anpassungsstrategie, die vor allem Frauen in den Interviews erzählen. Ziel war in jedem Fall, sich ein Gefühl von sozialer Zugehörigkeit und Anständigkeit zu bewahren.

War Anpassung nicht (mehr) möglich, haben unsere Interviewpartner:innen sich in erster Linie aus klassenfremden Umgebungen oder potenziell beschämenden Situationen zurückgezogen (vgl. Kapitel 4). Dabei trafen manche von ihnen auf eine Gruppe ihresgleichen und es gelang ihnen, daraus Zugehörigkeit und Selbstwert zu generieren. Andere wiederum blieben mit ihrer emotionalen Last allein. Ein Interviewteilnehmer etwa antwortete auf unsere Frage, ob er festmachen könne, woran er seine selbst geschilderte Armut in der Kindheit festmache: *„Ja, dann haben wir natürlich auch geschaut, dass wir so viel wie möglich arbeiten gehen, damit wir Geld haben für irgendwelche Sachen.“* (Klassenabstieg, Mann, 48 Jahre alt) Eine andere Teilnehmerin erinnert sich zudem:

„Durch den Turnverein, da waren sehr viele sehr gut situierte Kinder und die haben halt schon immer, ihr habt ja nichts. Und das war sicherlich, da habe ich mich von diesem Freundeskreis abgesondert und mir andere Freunde gesucht. Und das war dann so Gewerkschaftsjugend, wo einfach hauptsächlich Arbeiterkinder beieinander waren, die auch nicht groß finanzielle Sprünge machen haben können.“ (Klassenaufstieg, Frau, 59 Jahre alt)

Der Turnunterricht kam auch in einem weiteren Interview zur Sprache. Eine Interviewpartnerin erinnert sich: *„Und dann bist du halt in der Teufelsspirale drinnen: Gehst du nicht zum Turnen oder gehst du zum Turnen und hast ein Turngewand, was eigentlich kein Turngewand ist, und lässt dich auslachen. Beim Turnen war es dann wirklich so, dass ich gesagt habe, OK, Kopfweh, Mädchengeschichten, dass ich halt nicht mitturnen habe brauchen.“* (Klassenaufstieg, Frau, 48 Jahre alt)

Statusversteckarbeit findet auch innerhalb der Familien statt und dient hier in erster Linie dazu, andere Familienmitglieder zu schützen. So nehmen Eltern das Risiko der Abwertung auf sich, um ihren Kindern Ausgrenzung zu ersparen. Auf der anderen Seite halten Kinder Exklusionen aus und verheimlichen diese zuhause, um Eltern vor zusätzlichen Sorgen in einer bereits prekären Situation zu bewahren. Beide Seiten – sowohl Eltern als auch Kinder – schützen oder versuchen zumindest, sich gegenseitig vor der „Peinlichkeit“ der Sichtbarwerdung bestimmter Indikatoren von Nicht-Leistbarkeit oder sogar Armut (im Verhältnis zu anderen geringeren finanziellen Ressourcen und damit verbundenen Möglichkeiten) zu schützen. Entgegen den Annahmen unserer Interviewteilnehmer:innen mit Kindern bleiben diese Strategien den Schützlingen jedoch nicht verborgen, im Gegenteil: Die Erzählungen deuten eher darauf hin, dass diese über die Generationen hinweg weitergegeben werden. So

berichtet die Teilnehmerin, von der das folgende Zitat stammt, von ihrer Tochter, die heute für ihre Kinder sehr ähnlich handelt: *„Und ich bin dann aber immer, und das haben die Kinder selber gar nicht mitgekriegt, dort hingegangen und habe gesagt, ich kann es mir nicht leisten. Und dass ich da wirklich immer den Löwenanteil bezahlt bekommen habe und selber wirklich nur mehr wenig zahlen habe müssen. Und die Kinder waren dort immer extrem eingebunden.“* (Klassenverbleib, Frau, 53 Jahre alt) Ein anderer Teilnehmer erinnert sich: *„Wir haben daheim nie gesagt, du, ich will das oder ich will das haben. Der Drang war schon da, weil meine Freunde haben was gehabt und das wollte ich auch. Aber nein, nein.“* (Klassenabstieg, Mann, 60 Jahre alt)

Abschließend verweisen gerade die Erzählungen unserer Interviewteilnehmer:innen über ihre Kindheit darauf, dass Klasse nach wie vor Teil unserer Erfahrungen und unseres impliziten Verständnisses von der sozialen Welt ist. *„Klasse ist“* – so hat es die Soziologin Annette Kuhn festgehalten – *„unter unserer Kleidung, unter unserer Haut, in unseren Muskeln, in unserer Psyche – Klasse ist im tiefsten Inneren unseres Seins.“* (Kuhn 1995: 98, Übers. der Autor:innen)

Schule als Sortiermaschine der Klassengesellschaft

Klassenunterschiede sollen durch das Bildungssystem kompensiert werden, nichts anderes meint die politische Erzählung der Chancengerechtigkeit. Schule gilt heute als Mittel zur Erreichung einer gleicheren Gesellschaft, zugleich ist sie ein zentraler Faktor bei der Reproduktion von sozialer Ungleichheit. In diesem Spannungsfeld findet der verpflichtende Schulbesuch auch in Österreich statt – seit der ersten allgemeinen Schulordnung 1774, die den Anspruch hatte, dass *„jedem der seinem Stande angemessene Unterricht verschafft wird.“* (Felbiger 1774) Inzwischen schreibt auch die Bundesverfassung vor, dass Schule *„der gesamten Bevölkerung, unabhängig von Herkunft, sozialer Lage und finanziellem Hintergrund, unter steter Sicherung und Weiterentwicklung bestmöglicher Qualität ein höchstmögliches Bildungsniveau sichert.“* (B-VG Art. 14 Abs. 5a i.d.F. vom 9.3.2024). Dieser Anspruch wird auch von der Politik immer wieder öffentlich betont. Im Zuge des Bildungsreformgesetzes 2017 hielt man in Österreich beispielsweise fest, dass man mit der Umsetzung der Schulautonomie auch eine bessere Chancengleichheit im Schulsystem erwarte, an erster Stelle genannt wurde dabei die soziale Herkunft der Kinder, denen nunmehr die Möglichkeit gegeben werde, *„ihren individuell besten Bildungsweg hin zu jungen selbstbestimmten Menschen unabhängig von sozialer Herkunft, Geschlecht, Sprache, ethnischer/kultureller Herkunft,*

*Religionszugehörigkeit und Beeinträchtigung zu beschreiten.*²⁵ „Alle Kinder, die in Österreich aufwachsen, sollen dieselben Chancen haben“²⁶, antwortete Bundeskanzler Nehammer dann 2023 auf die Frage, ob das österreichische Schulsystem in Richtung Chancengleichheit reformiert werden sollte. Vizekanzler Kogler sagte auf dieselbe Frage: „Die Politik ist dafür verantwortlich, die Rahmenbedingungen zu schaffen, damit alle Kinder in Österreich die gleichen Chancen haben können.“

Eingehalten wird dieser Grundsatz nicht. Österreich weist nach wie vor eine hohe Bildungsungleichheit entlang der Klassenzugehörigkeit auf. (Moosbrugger/Bacher 2018, OECD 2021) So besuchen derzeit 78% der Kinder in Haushalten mit hohem Einkommen eine AHS-Unterstufe, jedoch nur 17% der Kinder in Haushalten mit niedrigem Einkommen. (Lamei et al. 2024) Auch haben 76% der Eltern jener Kinder, die von der Volksschule in die AHS-Unterstufe übertreten, bereits selbst zumindest einen Maturaabschluss. (BMBWF 2021) Ernüchternd stellen auch die Autor:innen des letzten Nationalen Bildungsberichts zusätzlich fest: „*Soziale Ungleichheiten bei der Schulwahl der Sekundarstufe I sind nur zu einem Drittel durch Leistungsunterschiede erklärbar.*“ (Wimmer et al. 2021) Die Unterschiede in der Schulwahl seien demnach mehrheitlich auf sogenannte „*sekundäre Schichteffekte*“ zurückzuführen, zu denen u.a. unterschiedliche Einschätzungen der Kosten des Schulbesuchs oder der Wahrscheinlichkeit, eine AHS erfolgreich zu absolvieren, zählen. Bei jeglicher Beteuerung zeigt sich also für Österreich: Nicht die Leistung, sondern auch die Klassenherkunft spielt die ausschlaggebende Rolle bei der Verteilung der Bildungschancen. Hinter dem gewichtigen Beitrag der Schule zur Aufrechterhaltung von Klassenstrukturen stehen also primär andere Ursachen.

Struktur des Bildungssystems und Gatekeeper:innen

Eine zentrale Bedeutung kommt hierbei der Struktur des Schulsystems zu, denn eine wie in Österreich vorgesehene frühe Trennung der Kinder in unterschiedliche Schulformen begünstigt Bildungsungleichheit. (u.a. Heckhausen 2021, van der Werfhorst 2018, Neuenschandner/Nägele 2017) Dies liegt unter anderem daran, dass der Einfluss von Lehrer:innen und Eltern auf Bildungswege umso stärker ausfällt, je früher Bildungsentscheidungen zu treffen sind. (Klein et al. 2019). Von diesem Einfluss profitieren wiederum die Kinder der Mittel- und oberen Klassen: Zum einen schreiben ihnen Lehrer:innen höhere Fähigkeiten zu, benoten sie bei gleicher Leistung besser und statten sie häufiger mit

²⁵ Webseite des BMBWF zur Schulautonomie: <https://www.bmbwf.gv.at/Themen/schule/schulsystem/schulautonomie.html> (Abruf am 5. August 2024)

²⁶Rohr, Dominique (2023): Parteien zur Bildungsgerechtigkeit - "Gleiche Chancen für alle Kinder". Online unter: https://www.mein-bezirk.at/c-politik/gleiche-chancen-fuer-alle-kinder_a6190301 (Abruf: 2. August 2024)

Übertrittsempfehlungen für höhere Schulen aus. (Brandmiller et al 2020, Baumert et al. 2018, Tobisch/Dresel 2017, Helbig/Morar 2018) Zum anderen setzen ihre Eltern das vorhandene ökonomische, kulturelle und soziale Kapital ein, um ihre eigene soziale Position und die ihrer Kinder auch über das Schulsystem hinaus abzusichern. (Raey 2017, McCrory Calarco 2018)

Hinzu kommt eine systematische Verzerrung der Schulkultur, die die Lebensweise und Alltagspraktiken der (neuen) Mittelklasse als Norm wertet und entsprechendes Verhalten erwartet und belohnt. Dies verschafft wiederum jenen Kindern Vorteile, die durch ihre Klassenherkunft bereits „angemessen“ sozialisiert sind – im Gegensatz zu jenen, die die herrschende Kultur erst kennenlernen und ihre Lebenswelt in der Schule seltener wiederfinden oder als wertgeschätzt erleben. Pierre Bourdieu fasste zusammen: *„Indem die Schule es unterlässt, durch eine methodische Unterweisung allen das zu vermitteln, was einige ihrem familiären Milieu verdanken, sanktioniert sie die Ungleichheit, die allein sie verringern könnte“* (Bourdieu 2001: 48).

In der Schulzeit unserer Interviewpartner:innen finden sich all diese Mechanismen der sozialen Schließung als Ausschlusserfahrungen wieder. In den Erzählungen werden sie nicht immer direkt auf die Klassenzugehörigkeit bezogen, bei näherer Betrachtung hängen sie jedoch meistens damit zusammen und sind daher auch als Klassismuserfahrungen zu werten. Im Kontext von Bildungsentscheidungen wird dabei häufig von Lehrer:innen oder Schulpsycholog:innen berichtet, die als Gatekeeper:innen fungierten und Bildungswege verhinderten oder nach unten korrigiert haben: *„Und dieser Schulpsychologe hat meiner Mutter so Angst gemacht, dass das Gymnasium für mich zu schwer ist, sie hat mich rausgenommen. Ich spreche heute sieben Fremdsprachen.“* (Klassenabstieg, Mann, 60 Jahre alt)

Das Navigieren durch das Schulsystem war für unsere Interviewpartner:innen auch deshalb schwieriger, weil sie nicht auf familiäre Vorbilder und damit Erfahrungswissen und soziale Netzwerke zurückgreifen konnten. Ihre Schulkolleg:innen aus den Mittel- und oberen Klassen hatten dabei nicht nur formal höhere Bildungsbiografien, Zugang zu relevanten Informationen oder Kontakte zu Lehrer:innen in ihren Familien – eben diese Ressourcen haben zu ihrem schulischen Erfolg maßgeblich beigetragen. Im Gegensatz dazu mussten unsere Interviewpartner:innen ihren Weg durch das Labyrinth Schule (und in Einzelfällen: Universität) allein finden und haben sich dabei auch verlaufen. Ein älterer Mann schildert seine Erfahrungen aus der Schulzeit: *„Da waren die, die sich was leisten haben können und wo die Eltern auch schon sich gekannt haben und auch die Lehrer. Und dann waren die anderen, die halt da nicht dazugehört haben.“* (Klassenabstieg, Mann, 60 Jahre alt) Eine Interviewpartnerin glaubt, dass ihre Eltern nicht ausreichend informiert waren: *„Also vielleicht hat es irgendwelche Unterstützung oder solche Beihilfen gegeben, aber da halt,*

ja, das hat die Mutter nicht gewusst und wie hat sie für sowas auch noch Zeit haben sollen.“ (Klassenaufstieg, Frau, 48 Jahre alt) Eine Akademikerin hingegen schildert ihre Übergangsphase nach der Matura:

„Und dann war eigentlich die Entscheidung, ja, was macht man nach der Matura. Also es gab da wenig Anhaltspunkte, wenn man jetzt nicht einen vorgegebenen Weg von den Eltern hat, also sprich Medizin studiert oder eben Jus, so wie es bei den meisten war und ich habe da wenig einfach, ja, gehabt von den Eltern oder es gab auch keine Berufsinformation, also das heißt, ich habe einfach quasi irgendwas studiert.“ (Klassenaufstieg, Frau, 43 Jahre alt)

An keiner anderen Stelle in der Kindheit und Jugend unserer Interviewpartner:innen tritt Klassenherrschaft so offiziell zutage wie bei Bildungsübergängen. Dass sie als nicht gut genug *„aussortiert“* (Klassenaufstieg, Frau, 35 Jahre alt) wurden und sich entweder kaum begründeten oder als unfair bzw. falsch empfundenen Urteilen unterzuordnen hatten, war für viele von ihnen prägend. Die damit einhergehende Vorenthaltung von Bildungswegen und Bildungsabschlüssen, die sich regelmäßig in den offiziellen Statistiken niederschlägt (zuletzt Lamei et al. 2024, BMBWF 2021), deutet auf eine systematische Diskriminierung hin, die letztlich nur als Klassismus gedeutet werden kann.

Schulkosten und materielle Unterschiede

Hinzu kommt, dass auch innerhalb des Schulsystems die Verfügbarkeit von ökonomischen Ressourcen zur Aufrechterhaltung von Klassenstrukturen beiträgt. Sich bestimmte Dinge in der Schule nicht leisten zu können, eröffnet damit nicht nur den Raum für potenzielle Beschämungen und Abwertungen aufgrund der eigenen Klassenherkunft, sondern steht auch im direkten Zusammenhang mit den Möglichkeiten auf eine umfassende Teilnahme am Schulgeschehen, auf Lern- und Schulerfolge und letztlich Auswahlmöglichkeiten hinsichtlich der weiteren Bildungskarriere. In den Erzählungen fällt dabei auf, dass entlang der die Schulkultur dominierenden Lebenswelten die Leistbarkeit von Schule als selbstverständlich vorausgesetzt wird. Demgegenüber mussten unsere Interviewpartner:innen jedoch auf Nachhilfe, Bildungswege oder Ausbildungen verzichten, weil diese mit zu hohen Kosten verbunden waren: *„Wir wollten eigentlich Krankenschwestern werden und das war aber nicht gefördert damals. Das war halt dann wirklich so, dass du alles selber zahlen hast müssen. Also, für uns war es immer klar, geht einfach arbeiten, bringt Geld heim.“ (I 1800)*

Wie stark Schulkosten mit der Klassengesellschaft zusammenhängen, zeigten auch die beiden bisher von uns durchgeführten Schulkostenstudien im Auftrag der Arbeiterkammer Wien. In der zuletzt veröffentlichten Studie lag die finanzielle Belastung bei im Schnitt 2.223 Euro pro Kind. Fixkosten machen ca. die

Hälfte dieser Kosten aus, die andere Hälfte setzt sich aus laufenden Kosten und Ausgaben in den Sommerferien bzw. während des Schuljahres zusammen. Gleichzeitig sagten schon zu Beginn des Schuljahres 2023/24 60% aller Eltern, dass die Ausgaben für den Schulbesuch ihrer Kinder finanziell belastend seien. Je niedriger das Haushaltseinkommen, desto schwieriger war die Beschaffung aller notwendigen Schulmaterialien. Mehr als die Hälfte aller Haushalte im untersten Einkommensdrittel gab an, bei den Schulkosten ihrer Kinder Abstriche zu machen, 11% konnten sich nicht alle notwendigen Anschaffungen leisten. (Schönherr/Glaser 2024)

Auf die finanzielle Lage beziehen sich auch jene Klassismuserfahrungen, die unsere Interviewpartner:innen aus dem schulischen Alltag berichten. Dabei wurden sie einerseits von Lehrer:innen ausgegrenzt, die es als Un- oder Böswilligkeit interpretierten, wenn Schulmaterial gefehlt hat, das nicht bezahlt werden konnte. Andererseits fand Abwertung vonseiten der Mitschüler:innen statt – immer wieder auch dann, wenn bekannt wurde, dass zur Teilhabe am schulischen Alltag finanzielle Unterstützungsleistungen in Anspruch genommen wurden: *„Da hat dich keiner gefragt, warum du keinen Zirkel kaufen hast können. Na ja, weil wir kein Geld gehabt haben. Ist so. Aber da bist du einfach ausgeschlossen worden.“* (Klassenaufstieg, Frau, 57 Jahre alt) Eine jüngere Interviewteilnehmerin erinnert sich: *„Man hat eben eh geschaut für die Schule, dass wir alles Notwendige haben. Wir konnten auch mitfahren auf so Schulwochen. Nur, es hat halt jeder gewusst, dass wir nicht so viel besitzen, sondern dass man halt gebettelt hat beim Elternverein und mit Schulbeihilfe.“* (Klassenaufstieg, Frau, 35 Jahre alt)

Die Frage der Leistbarkeit von Bildungswegen stellt sich für Kinder aus Familien der unteren Klasse also in besonderer Weise. Hinzu kommt die – oft fehlende - Option auf eine nachträgliche Korrektur bereits eingeschlagener Bildungswege. Sich in fremder und wenig unterstützender Umgebung zu verlaufen ist zwar kaum vermeidbar, für die unteren Klassen jedoch nicht vorgesehen. Einmal eingeschlagene Wege sind innerhalb eines rigiden Systems und entlang prekärer finanzieller Lagen nur schwer zu revidieren. Auch das für die jungen Menschen der Mittel- und oberen Klassen typische Ausprobieren oder Umorientieren war für unsere Interviewpartner:innen nicht möglich – stellten sich einmal getroffenen Entscheidungen als falsch heraus, hat dies existenzielle Konsequenzen, die innerhalb der Familien nicht abgefangen werden können. Eine Frau ordnet ihre Studiumserfahrung rückblickend wie folgt ein:

„(...) irgendwann habe ich dann einfach gemerkt, andere, die vielleicht auch diese Richtung studieren, die sind nicht so angewiesen darauf, (lacht) dass sie da einen Job haben dann oder einen Beruf, von dem sie halt ihren Lebensunterhalt bestreiten können, die können es sich viel mehr leisten, dass sie sich Zeit lassen (...). Kann nicht einfach wechseln, kann mich nicht einfach verwirklichen, kann

nicht einfach ins Ausland gehen und ein Auslandssemester machen oder so, ja. (...) Studium war so geprägt von irgendwie Zweifeln eigentlich, was mache ich danach, und habe dann irgendwie spät realisiert, ich kann mit dem Studium nichts anfangen und kann aber nicht mehr wechseln, weil dann würde ich quasi mein Stipendium verlieren und hätte dann keine, ja, also einfach nicht mehr die finanzielle, also das war so ziemlich die einzige finanzielle Unterstützung.“
(Klassenaufstieg, Frau, 43 Jahre alt)

Zusammenfassend kommt dem Schulsystem also nach wie vor eine mächtige Rolle bei der Reproduktion der Klassenstrukturen zu. Über soziale Schließung wird dabei den Kindern der unteren Klassen die Teilhabe an formal höherer Bildung zumindest erschwert oder sogar verwehrt. In der bereits zitierten 2023 durchgeführten Schulkostenstudie sagten 42% der Eltern ohne akademischem Abschluss, dass die Kosten für ein Studium ihrer Kinder „sehr hoch“ für sie ausfallen würden während Eltern mit akademischem Abschluss diese Kosten nur zu 27% als zu hoch befürchteten. Dies ist umso mehr zu skandalisieren, als Eltern unabhängig von ihrem eigenen Bildungshintergrund und ihrer eigenen Einkommenssituation ihren Kindern die bestmögliche Ausbildung ermöglichen möchten: Mehr als 80% aller Eltern sagten in der Befragung, dass sie bereit sind, für den schulischen Erfolg ihrer Kinder finanzielle Opfer zu bringen. (Schönherr/Glaser 2024) Dem stehen aber klassenbasierte Schlechterbehandlung und Diskriminierung entgegen, die sich durch die Erfahrungen unserer Interviewpartner:innen ziehen, besonders deutlich an Bildungsübergängen und in Zusammenhang mit der finanziellen Lage. Klassenbasierte Bildungschancen und -outcomes sind auch eine Folge der systematischen Nichtberücksichtigung jener Herausforderungen, die den unteren Klassen im Bildungssystem begegnen. All diese, das Schulsystem kennzeichnende Prozesse, schaden letztlich zwar der gesamten Gesellschaft, den größten Preis zahlen jedoch die Kinder der unteren Klassen.

3.2 Arbeitslosigkeit und Zugang zu Erwerbsarbeit

Stigmatisierung von Arbeitslosen

Arbeitslose sind im medialen, politischen und gesellschaftlichen Diskurs in Österreich immer wieder Opfer von Vorurteilen und negativen Zuschreibungen. Diese richten sich zumeist gegen das vermeintlich bequeme Leben in der Arbeitslosigkeit, gegen unterstellten Sozialbetrug (z.B. weil Arbeitslose „schwarz“ dazuverdienen würden) und gegen die angeblich fehlende Arbeitsmotivation Arbeitsloser. „Wenn man wo hingeht, man redet ja mit den Leuten. Dann sagen sie: »Warum soll ich arbeiten? Ich krieg eh genug Arbeitslose. Kinder habe ich auch zwei, das dazu. Ich lebe ja besser wie der, der arbeitet.«“, meint etwa ein pensionierter Schlosser. Ein Angestellter rechnet vor: „Ein Maurer z.B. ist heute

auch, wenn er pfuschen geht dreimal in der Woche und sein Arbeitslosengeld, hat er auch so viel, wie wenn er richtig arbeiten geht.“ Und eine Postangestellte sagt: „Aber nur, ich meine, wenn einer arbeiten will, ist ganz egal in welchem Beruf oder welcher Sparte, wird er immer irgendwas kriegen. Wenn man arbeiten will.“ Sämtliche Zitate stammen dabei nicht etwa aus einer aktuellen Studie, sondern fielen im Laufe von Interviews, die der Kulturwissenschaftler Johannes Moser schon Ende der 1980er Jahre in der Steiermark geführt hat, sind also 35 Jahre alt. (Moser 1993)

Bis heute glauben Menschen in Österreich, dass drei von zehn Arbeitslosen eigentlich zufrieden seien mit ihrem Arbeitslosengeld, dass ein Viertel der Arbeitslosen mehr Geld erhielten als in ihrem letzten Job, dass 44% insgeheim schwarzarbeiten und dass die meisten – nämlich 66 von 100 Arbeitslosen – in Wirklichkeit gar keinen neuen Job suchen würden. Diese Zahlen stammen aus einer Befragung von 600 Beschäftigten aus dem Jahr 2021, die wir im Auftrag des Momentum Instituts durchgeführt haben. Je höher der Bildungsabschluss der Beschäftigten, je höher ihr Einkommen, je höher also ihr sozioökonomischer Status, desto stärker fielen die Vorurteile gegenüber Arbeitslosen aus. (Schönherr 2021)

Auch die im Rahmen der vorliegenden Studie befragten Menschen mit Arbeitslosigkeitserfahrungen empfinden den öffentlichen Diskurs als stigmatisierend und diskriminierend. Insbesondere Äußerungen seitens Politiker:innen werden dabei als ungerecht empfunden. Der ehemalige Bundeskanzler Sebastian Kurz stellte 2019 beispielsweise Arbeitslose in die Nähe von faulen Menschen, wenn *„in immer mehr Familien nur mehr die Kinder in der Früh aufstehen, um zur Schule zu gehen.“*²⁷ Leistung wird Arbeitslosen dabei abgesprochen, lediglich Beschäftigte würden einen Beitrag zur Gesellschaft leisten. Sebastian Kurz in einem Interview aus 2021: *„Es muss in Österreich so sein, dass sich Arbeit auszahlt, dass sich Leistung auszahlt, und dass der, der arbeiten geht, nicht der Dumme ist am Ende des Tages.“*²⁸ Bei Arbeitslosen hingegen müsse man den Druck erhöhen, wie Arbeitsminister Martin Kocher 2021 meinte, um *„schwarzen Schafen zu signalisieren, dass es so nicht mehr geht.“*²⁹ Solche Äußerungen werden von Seiten mancher Interviewpartner:innen – Arbeitsloser und insbesondere Langzeitarbeitsloser – als stigmatisierend und abwertend und letztlich klassistisch empfunden. In den Betroffenen lösen solche Zuschreibungen Trauer und Wut aus.

„Also ich empfinde diese Aussagen als völlig ungerecht. Dass sich Arbeit wieder lohnen muss. Beziehungsweise, wenn man arbeitet,

²⁷ <https://orf.at/stories/3107219/>

²⁸ <https://www.heute.at/s/herr-kurz-streichen-sie-arbeitsunwilligen-das-geld-100147810>

²⁹ <https://www.derstandard.at/story/2000127944505/kocher-will-druck-auf-arbeitslose-erhoehen-und-droht-mit-sanktionen>

muss es einem halt besser gehen, als wenn man nicht arbeitet. Und eigentlich diese Unterstellung, dass man nicht...dass man sein Leben so gewählt hat.“ (Klassenverbleib, Mann, 38 Jahre alt)

In den letzten vierzig Jahren hat sich der gesellschaftliche und politische Diskurs über Arbeitslosigkeit verschoben. Arbeitslosigkeit wurde immer seltener als Folge technischen Fortschritts und damit einhergehender Rationalisierungen, als Folge von wirtschaftlichen Schwankungen oder falscher politischer Entscheidungen gesehen, sondern Arbeitslose selbst wurden zum Problem erklärt. Die Politikwissenschaftlerin María do Mar Castro Varela spricht in diesem Zusammenhang von einem gelungenen *„ideologischen Coup, der die Marginalisierten für ihre Benachteiligung selbst verantwortlich macht.“* (Castro Varela 2014: 21) Dies äußert sich bis heute in stigmatisierenden Zuschreibungen („*Sozialschmarotzer*“, „*soziale Hängematte*“) und übersetzt sich politisch in die Schaffung sogenannter „Arbeitsanreize“, beispielsweise in Form von erweiterten Sanktionsmöglichkeiten gegenüber Leistungsbezieher:innen, der Nicht-Valorisierung des Arbeitslosengeldes oder regelmäßiger Diskussionen über die Herabsetzung des Arbeitslosengeldes.

Letztlich zielt die Abwertung von Arbeitslosen auf die Spaltung und Entsolidarisierung der Lohnabhängigen ab. Sie werden unterteilt in „Leistungsträger:innen“ und „Leistungsverweiger:innen“. Die negativen Einstellungen gegenüber Arbeitslosen lassen sich auch in Umfragen regelmäßig nachweisen. Schon 1992 sagten 61% der Bevölkerung, dass es wahrscheinlich „sehr viele“ Arbeitslose gäbe, die gar nicht arbeiten wollen. (SWS 2020) 2019 sagten 56%, dass sie glauben, Menschen werden faul, wenn sie nicht arbeiten, und nur 45% sagten, ihnen läge viel an arbeitslosen Menschen. (Kritzinger et al. 2019) Die negativen Einstellungen gegenüber arbeitslosen Menschen spiegeln sich auch in den politischen Meinungen wider: Von insgesamt neun abgefragten sozialpolitischen Maßnahmen (u.a. mehr Geld für Familien, Verbesserung der Bildungschancen für Kinder aus armutsgefährdeten Haushalten, mehr Geld für Sozialhilfeempfänger:innen) lehnt die Bevölkerung neben mehr Geld für Vermögende nur die dauerhafte Erhöhung des Arbeitslosengeldes mehrheitlich (55%) ab. (Zandonella/Schönherr 2023)

Klassismuserfahrungen bei der Arbeitssuche und zur Rolle von Körperlichkeit

Nicht nur der gesellschaftliche Diskurs über Arbeitslose wird von Betroffenen auf die Frage nach Klassismuserfahrungen genannt, sondern auch ihre Erfahrungen bei der Arbeitssuche. Ausbleibende Rückmeldungen auf Bewerbungen und negative Erfahrungen bei Bewerbungsgesprächen werden neben Merkmalen wie z.B. eine ausländische Herkunft oder ein höheres Alter von den Interviewpartner:innen auch auf ihre Klassenposition und damit assoziierter

Merkmale zurückgeführt. „Soziale Stellung“ wird dabei von jenen Befragten, die sich an Benachteiligungen bei Jobbewerbungen erinnerten, breiter gefasst als die gängigen Klassenmerkmale (z.B. Einkommen, Beruf oder formale Qualifikation). Ein junger Interviewpartner erzählt z.B. von seinem Vorstellungsgespräch in einem Callcenter:

„Ich komme zu dem Gespräch mit der Dame beim Erstgespräch hin, und die sagt zu mir: ‚So wie Sie aussehen, kriegen Sie keinen Job.‘ Sage ich: ‚Wie schaue ich aus?‘ Sagt sie: ‚Viel zu dick.‘ Sage ich: ‚Gut, dass ich schon so gut reflektiert bin, weil normalerweise springe ich da jetzt aus dem zweiten Stock wenn Sie sowas zu mir sagen.‘ Die haben mich hergeschickt, damit ich was weiterbringe, damit ich vielleicht noch einen Job kriege und Sie sagen mir sowieso von Haus aus, keine Chance weil ich zu dick bin. Was hat das mit meinen Fähigkeiten zu tun? Wer sieht das in einem Callcenter, wenn ich dort sitze, wie ich ausschaue?“ (Klassenabstieg, Mann, 34 Jahre alt)

Ein anderer Teilnehmer schildert eine ganz ähnliche Erfahrung:

„Also da habe ich es sogar einmal geschafft zu einem Vorstellungsgespräch und in dem Moment, wo mich derjenige, der das Vorstellungsgespräch am Ende mit mir gehalten hat, wie der mich gesehen hat, wie ich den Raum betreten habe, wie der gesehen hat, dass ich eben ein bisschen stärker bin, in dem Moment war die Sache erledigt. Der hat mich angeschaut, gerade dass er nicht gelacht hat und hat so nach drei Minuten eigentlich schon gemeint: ‚Na ja, im Prinzip, schauen Sie sich selber an, glauben Sie wirklich, dass das da einen Sinn macht?‘“ (Klassenabstieg, Mann, 48 Jahre)

Beide Zitate schildern – aus Sicht der Interviewpartner – eine Abwertung und subjektiv so empfundene Diskriminierung bei Stellenbewerbungen aufgrund körperlicher Merkmale, konkret: Übergewicht. In beiden Fällen antworteten die Befragten im Interview auf die Frage, ob sie sich an Diskriminierungserfahrungen aufgrund ihrer sozialen Stellung erinnern können – die Befragten selbst also stellten in ihrer Antwort den Zusammenhang zwischen ihrer sozialen Klasse und Übergewicht her. Dieser Zusammenhang wirft die Frage auf, ob übergewichtige Menschen aus höheren Klassen ähnliche Erfahrungen machen – oder ob diese Form der Diskriminierung auch klassistische Elemente enthält.

Diesbezüglich ist zunächst festzuhalten, dass mittlerweile zahlreiche Studien die existierenden Stereotype gegenüber übergewichtigen Menschen belegen, die jenen gegenüber z.B. Arbeitslosen auffällig ähnlich sind: Dicke Menschen seien faul, willensschwach, unhygienisch, arm und weniger intelligent (vgl. Luck-Sikorski 2017; Puhl/Heuer 2009; Vedder/Vedder 2012). Zudem wird Übergewicht den Betroffenen häufig als selbstverschuldet ausgelegt. Die meisten Studien unterscheiden daher die Diskriminierung aufgrund von Übergewicht mittlerweile von der Diskriminierung aufgrund anderer Merkmale, die als nicht beeinflussbar gelten. (vgl. Watson et al. 2018)

Die Diskriminierung von Menschen aufgrund Übergewicht konnte zudem für mehrere Lebensbereiche nachgewiesen werden, insbesondere jedoch für den Bewerbungsprozess auf offene Arbeitsstellen. (vgl. dazu Giel et al. 2010; Røehling 2002) Eine experimentelle Studie aus 2009 zeigte etwa mittels Fotomanipulationen auf, dass übergewichtige Bewerber:innen in Schweden eine um 20 Prozent geringere Chance hatten, zu Bewerbungsgesprächen eingeladen zu werden. (Rooth 2009)

Dass sich die negativen Stereotype bzgl. Übergewicht und Menschen unterer Klassen so sehr ähneln, heißt nicht, dass es sich hier um ein und dieselbe Diskriminierungsform handelt. Klassismus ist von Gewichtsdiskriminierung zu trennen. Beide aber treten nachweisbar häufig gemeinsam auf, verstärken sich und haben ähnliche Folgen und Auswirkungen. So zeigen Studien mittlerweile auf, dass Menschen mit niedrigem sozioökonomischem Status stärker von Gewichtsstigmatisierung betroffen sind, da Übergewicht auch häufig mit einem niedrigeren sozioökonomischem Status assoziiert wird. (Puhl/Heuer 2009) Gewichtsstigma wird zudem oft mit moralischen Urteilen über den Lebensstil assoziiert, die wiederum stark von klassistischen Stereotypen beeinflusst sind. (Puhl & Brownell 2001) Dieser Zusammenhang wird durch gesellschaftliche Vorstellungen bestimmt, die einen moralischen und sozialen Wert mit Schlankheit verbinden, was häufig mit einem höheren sozioökonomischen Status assoziiert wird. Eine kürzlich veröffentlichte Zusammenfassung von 17 Studien aus den USA widmete sich ebenfalls diesem Zusammenhang, wonach Diskriminierungen aufgrund des Gewichts durch einen niedrigen sozioökonomischen verstärkt werde, da diese Personen in doppelter Weise als Personen mit weniger Ressourcen oder geringerer Selbstdisziplin wahrgenommen werden. Die Studie betonte auch, dass Gewicht ganz unterschiedlich als ein Zeichen von Klassenunterschieden wahrgenommen wird: In Ländern des globalen Südens wird Übergewicht z.B. positiv mit Wohlbefinden und Reichtum assoziiert, während in Ländern des globalen Nordens eine negative Einstellung zu Übergewicht verbreitet ist. Vor allem in westlichen Industrieländern wird Dünnsein als Zeichen von Schönheit, Erfolg und einem insgesamt hohen sozioökonomischen Status angesehen, so die Studienautor:innen. (Bernard et al. 2019) Schon Pierre Bourdieu stellte in seinem Aufsatz „*What makes a social class?*“ aus 1987 fest, dass Menschen mit einem höheren Bildungs- und Einkommensniveau sich auch deshalb für einen gesünderen Lebensstil entscheiden, um sich von Menschen mit Übergewicht abzugrenzen. (Bourdieu 1987)

Auch wenn die Frage, ob es sich bei den oben zitierten Fällen um Klassismus handelt, letztlich offen bleiben muss, bleibt der Befund, dass die Interviewpartner:innen selbst die abschätzigen Kommentare im Bewerbungsgespräch als klassistisch empfinden und auf ihre soziale Stellung

zurückführen. Im Fall des zweiten zitierten Interviewpartners identifiziert dieser sogar selbst jenen Moment, der eine Diskriminierung darstellt: *„Aber teilweise, in dem Moment wo einer sieht, dass du zum Beispiel vielleicht ein paar Kilo mehr hast oder ein bisschen stärker bist oder wie auch immer, es wird dir absolut nichts mehr zugetraut, Dinge, die du vielleicht machen könntest.“* Diese Ablehnung aufgrund eines persönlichen Merkmals und nicht etwa auf Basis der Qualifikationen, Berufserfahrung oder anderer jobrelevanter Charakteristika ist Diskriminierung. Die Diskriminierung stellt sich hier als Rückschluss vom Übergewicht des Bewerbers auf seine Leistungsfähigkeit und Produktivität dar (*„es wird dir absolut nichts mehr zugetraut“*), im Übrigen ein falscher Rückschluss, wie der Teilnehmer selbst ausführt (*„Ich kenne viele Leute, die normalgewichtig sind, die das nicht schaffen, 10 oder 12 Stunden ohne Pause durchzugehen, ich kann das.“*) Diese Form der Diskriminierung wird auch als „statistische“ oder „statusbasierte“ Diskriminierung bezeichnet und tritt insbesondere in Bewerbungsverfahren – etwa beim Zugang zu Arbeit, aber auch z.B. zu Wohnungen – auf, wenn etwa Arbeitgeber:innen oder Vermieter:innen aufgrund unzureichender Informationen im mitgeschickten Lebenslauf von persönlichen Merkmalen der Bewerber:innen auf ihre Leistungsfähigkeit, ihre Kompetenzen, ihr Engagement oder ihre Liquidität schließen. (Hipp 2016)

Von den Interviewpartner:innen mit Arbeitslosigkeitserfahrungen wurden auch andere Diskriminierungsmerkmale wie z.B. niedrige Bildungsabschlüsse, eine fehlende Wohnadresse bzw. eine Meldeadresse von Obdach- und Wohnungsloseneinrichtungen oder gesundheitliche Einschränkungen als Gründe angeführt, weshalb sie sich bei der Suche nach einer neuen Arbeitsstelle klassistisch diskriminiert gefühlt haben. Eine Teilnehmerin erzählt etwa:

„IP: Wie soll ein Mensch, der nicht einmal eine (lacht), einen Abschluss aus einer Sonderschule nachweisen kann, wie soll so ein Mensch, so ein Jugendlicher eine Lehrstelle oder einen Job finden? Das ist ein Ding der Unmöglichkeit. Und dieses Stigma von einem Sonderschulstempel am Zeugnis, das haben noch heute unzählige Kinder. Und mit diesem Stigma ist man von vornherein für den Arbeitsmarkt einfach finito, aus.“

I: OK, das heißt, das hätte auch gar keinen Sinn gehabt, dass Sie irgendwo versuchen sich zu bewerben zu der Zeit?

IP: Ich habe natürlich versucht, natürlich habe ich so gut ich es konnte damals Bewerbungen geschrieben, mit der Schreibmaschine, nur man hat ja ein Zeugnis mitschicken müssen.“
(Klassenverbleib, Frau, 55 Jahre)

Ein anderer Teilnehmer schildert seine Bemühungen, nach einem eineinhalb-jährigen Krankenstand aufgrund einer Wirbelsäulenerkrankung wieder zurück auf den Arbeitsmarkt zu finden: *„(Ich) habe alles Mögliche, überall beworben und teilweise haben sie angefangen zu fragen, warum ich so lange daheim (...) und dann sind halt schon bei vielen die Zweifel gekommen ...“* Vielleicht sind Sie

da nachher oft im Krankenstand oder was«, »Stellen wir dich lieber nicht ein.«“
(Klassenverbleib, Mann, 40 Jahre alt)

Nicht alle Fälle werden von den Teilnehmer:innen als Diskriminierung gedeutet und nicht alle Schilderungen werden als Klassismus empfunden. Dennoch verdeutlichen die Beispiele allesamt die starke Selektivität für Menschen der unteren Klasse bei der Jobsuche und in Bewerbungsprozessen, insbesondere beim Zugang zu qualifizierten und gesunderhaltenden Berufen.

Folgen gesundheitlicher Einschränkungen in der unteren Klasse

Fast alle Interviewpartner:innen mit Arbeitslosigkeitserfahrungen schilderten Probleme bei der Suche nach neuen Arbeitsstellen. Besonders deutlich wurden diese Probleme bei der Suche nach höher qualifizierten Tätigkeiten und/oder neuen Berufen, die auch bei gesundheitlichen Einschränkungen ausgeübt werden könnten. Gerade der Wechsel in qualifizierte Berufe, die auch bei gesundheitlichen Beeinträchtigungen ausgeübt werden können (z.B. administrative Bürotätigkeiten), stellt für Menschen der unteren Klasse v.a. dann eine besondere Herausforderung dar, wenn formale Qualifikationen oder die (finanziellen oder zeitlichen) Ressourcen für eine Umqualifizierung fehlen. Es sind aber jedoch gerade die Angehörigen dieser Klassenlagen, die diese Herausforderung im Verlauf ihres Erwerbslebens am öftesten zu bewältigen haben. Laut Österreichischem Arbeitsklima Index geben beispielsweise 34% der Produktionsarbeiter:innen und 23% der Dienstleistungsarbeiter:innen über 40 an, schon einmal eine längere Unterbrechung aufgrund einer Erkrankung im Erwerbsleben gehabt zu haben – in den anderen Erwerbsklassen sagen dies nur 6% bis 14%. Auf Basis von Daten des Occupational Information Network (O*NET) des US-amerikanischen Ministeriums für Arbeit zu Arbeitskontexten und beruflichen Anforderungen, die für dieses Kapitel mit den Daten der Arbeitskräfteerhebung des Mikrozensus der Statistik Austria aus 2023 verknüpft wurden, zählen zu den 20 Berufen mit den höchsten körperlichen Belastungen u.a.: Die Bedienung mobiler Anlagen, Hilfsarbeit in Transport und Lagerei, Baukonstruktions- und verwandte Berufe, Bedienung von Anlagen für den Bergbau und die Mineralaufbereitung, Elektroinstallation, Schutzkräfte und Sicherheitsbedienstete, Reinigungspersonal, Ausbaufachkräfte, Pflegekräfte sowie Gärtner:innen und Ackerbau. Je niedriger der sozioökonomische Status von Beschäftigten, desto höher die körperlichen Anforderungen im Beruf. In nur zwei Erwerbsklassen liegen die körperlichen Belastungen deutlich über dem Durchschnitt – unter Dienstleistungsarbeiter:innen und insbesondere unter Produktionsarbeiter:innen (vgl. Kapitel 1 und Daniel Oesch's Klassenheuristik).

Dasselbe zeigt sich für Arbeitsunfälle: Laut Statistik Austria hatten 2019 manuell tätige Arbeiter:innen (insbesondere am Bau) mit 8% am häufigsten

Arbeitsunfälle, gefolgt von Personen in der Landwirtschaft, Personen, die Anlagen und Maschinen bedienen, in Montageberufen tätig waren oder Hilfsarbeitskräfte. (Statistik Austria 2022) Die dazu veröffentlichten Berichten seitens der Statistik Austria und AUVA liefern keine weiteren Informationen über Ursachen, Betroffene und Folgen der Arbeitsunfälle.

Dies alles resultiert u.a. darin, dass es im Österreichischen Arbeitsklima Index zwar im Schnitt 65% aller Arbeitnehmer:innen über 40 für wahrscheinlich halten, ihren Beruf gesundheitlich bis zur Pension auszuüben, unter Dienstleistungsarbeiter:innen dies aber nur 58% und unter Produktionsarbeiter:innen nur noch 43% glauben. Nicht einmal ein Drittel der Spengler:innen, Handwerker:innen und Textilarbeiter:innen und weniger als 40% der Altenpfleger:innen, Gärtner:innen, Werkzeugmacher:innen und Lageristen glauben, ihren Job bis zur Pension ausüben zu können.

Für Arbeitslose mit gesundheitlichen Problemen, die solch körperlich anstrengende Berufe früher ausgeübt haben, beginnt ein Spießrutenlauf, wie auch die Interviewpartner:innen schildern. Oft steht ihnen der Weg in qualifizierte und gesundheitlich weniger belastende Berufe versperrt, sei es aufgrund fehlender Qualifikationen oder weil Arbeitgeber:innen bei gesundheitlichen Einschränkungen daran zweifeln, dass Beschäftigte Tätigkeiten gut ausführen können. Ein Ausweg wäre die Umqualifizierung in einen anderen Beruf. Doch gerade Menschen aus der unteren Klasse haben nicht immer die finanziellen oder zeitlichen Ressourcen, sich längeren Ausbildungen zu widmen, weil sie auf ihr Erwerbseinkommen angewiesen sind. Ein Interviewpartner erzählt, wie er nach seiner Lehre als Lackierer, Bodenleger und Maler in den 1990er Jahren aufgrund einer Allergie seinen Beruf wechseln musste. Allerdings standen ihm jahrelang nur Hilfsarbeiter:innenjobs offen, etwa in einer Recyclingfirma, und *„die Innerlichkeit hat da natürlich immer wieder gekämpft, wieso jetzt, ich hätte doch eben einen anderen Weg weiter hinauf schlagen wollen, aber es gab ja immer wieder diese, ja, Hindernisse, die leider, die es nicht ermöglicht hatten.“* Schließlich wollte sich der Interviewpartner zum Buchhalter umschulen lassen. Er beschreibt den Kraftakt, den es dazu gebraucht hat:

„(Ich) habe dann trotzdem, Gott sei Dank, meinen Wunsch am BFI fertigmachen können, in der Umschulung und so weiter, also meinen Buchhalter, viele Jahre später, aber trotzdem (...) geschafft, mit diesen vielen guten Menschen, die da natürlich mitgeholfen, ja mitgetan haben eigentlich, also von meiner Frau, meine Kinder, meiner ganzen Familie und so weiter und auch Freunde, Verwandte, Bekannte und so weiter, also wirklich einen riesigen Kreis, der da mitgemacht hat.“ (Klassenverbleib, Mann, 47 Jahre alt)

Umqualifizierungen (z.B. nach einer Erkrankung) könnten durch das Arbeitsmarktservice möglich gemacht werden. Dieses prüft dabei in der Regel zunächst die Arbeitsfähigkeit bzw. den Grad der Einschränkung der

Arbeitsfähigkeit. Die Betroffenen werden zu diesem Zweck von den AMS-Berater:innen an ihre Pensionsversicherungsträger verwiesen. Die Abklärung der Arbeitsfähigkeit bei den Pensionsversicherungsträger:innen wird von mehreren Teilnehmer:innen als rigide, respektlos, unnachgiebig und mit Falschdiagnosen verbunden geschildert. Die eindrücklichen Erfahrungen der Interviewpartner:innen werden im Kapitel zu Klassismuserfahrungen im Gesundheitssystem (Kapitel 3.4) noch ausführlicher zu diskutieren sein.

Für gesundheitlich beeinträchtigte Arbeitslose, die zuvor als Dienstleistungsarbeiter:innen oder Produktionsarbeiter:innen gearbeitet haben, verschließen sich auf zwei Wegen die Optionen: Kommt es zur Diagnose einer verminderten Arbeitsfähigkeit, machen Betroffene die Erfahrung, dass ihre Chancen auf eine neue Stelle stark sinken, da Unternehmen nicht bereit sind, sie einzustellen. Sie erleben ihre Situation am Arbeitsmarkt als „chancenlos“. Ein Interviewpartner schildert seine Situation, die auf zwei Benachteiligungsformen schließen lässt – aufgrund einer Behinderung und aufgrund seiner sozialen Stellung:

„Im Laufe meiner Lebenszeit waren dann natürlich einige Sachen auch dabei, ich habe da inzwischen Phasen gehabt, wo ich einfach halt immer mehr getrunken habe und teilweise depressiv war. Das hat mich natürlich auch immer wieder niedergehaut, durch das war ich dann auch, ich habe dann jetzt eben die Bescheinigung, dass ich mehr als 50 Prozent eben erwerbsmäßig gehindert bin, (...) also ich bin eben 50 Prozent invalid. Da ist es eben wiederum das Problem, durch das, dass ich, ich habe jetzt zwar einen Job, bin mit dem zwar nicht unbedingt zufrieden, mir wird aber nichts anderes übrigbleiben, weil wenn du in Österreich probierst, mit einem Behindertenpass oder einem Behindertenausweis einen neuen Job zu suchen oder zu finden, wirst keinen kriegen, weil die Firmen alle sagen, das tun sie sich nicht an, weil sollte irgendwas sein, ist es natürlich viel zu schwer, die Person wieder los zu werden. Also dahingehend, muss ich sagen, habe ich das eigentlich immer wieder im Laufe meines Lebens mitgekriegt, dass man eben auch aufgrund von Krankheiten und anderen Geschichten sehr wohl diskriminiert und anders behandelt wird, als Leute, die natürlich, wie soll ich sagen, mehr der Norm entsprechen, sagen wir mal so.“
(Klassenabstieg, Mann, 48 Jahre alt)

Kommt es hingegen zu keiner Feststellung der Arbeitsunfähigkeit oder wird die Arbeitsfähigkeit seitens der PVA als zu hoch eingeschätzt – was mehrere Teilnehmer:innen berichten – müssen sich die Betroffenen weiterhin für Jobs bewerben, die nicht mehr für sie geeignet sind. Dies wird auch durch gesetzliche Regelungen begünstigt, etwa dem fehlenden Berufsschutz von Hilfsarbeiter:innen. Der Berufsschutz sollte gewährleisten, dass Beschäftigte mit höherer Qualifikation vor einem sozialen Abstieg bewahrt werden, da sie im Fall einer Arbeitslosigkeit nur auf Berufe mit vergleichbarem Ausbildungsniveau verwiesen werden können. Diese Regelung kann jedoch zu Ungleichheiten

führen, denn während berufsgeschützte Personen mit eingeschränkter Arbeitsfähigkeit eine Pension erhalten, können ungelernt Arbeitende in Hilfsarbeiter:innenjobs mit stärkeren gesundheitlichen Einschränkungen abgelehnt und weiter auf solche Stellen vermittelt werden. (vgl. Reiter 2002; Reiter/Woltran 2010)

Zum Beispiel eine 53-jährige Interviewpartnerin, die jahrelang als Hausbesorgerin gearbeitet hat und dann innerhalb weniger Jahre zuerst einen Bandscheibenvorfall hatte, sich aufgrund eines Schädelbasistumors operieren lassen musste und sich später im Zuge eines Sturzes einen Bruch ihres Fußes zugezogen hat: *„Und seitdem ist es halt schwer mit Bandscheibenvorfall, immer wieder, also beim Knochen im Kopf gibt es auch noch Probleme und mit dem Fuß, Arbeit zu finden, und bin jetzt wieder arbeitslos und Sozialhilfe.“* Das Ergebnis ihres Feststellungsverfahrens war die Feststellung einer um 20% verminderten Arbeitsfähigkeit. Dies hat bis heute zur Folge, dass sie die Arbeitsvermittlung beim AMS als nicht hilfreich empfindet:

„Ich soll es mal versuchen. Ja. Und ich sage, ja, ist in Ordnung. Weil wenn ich diskutiere, ändert es nichts und dann wird der nur grantig. (...) Es ist nur 20% Behindertengrad. Am AMS müssen sie das berücksichtigen, was sie aber leider nicht tun. Also, sie haben mir wieder gegeben zum Vorstellen Fressnapf und lauter so Sachen, Gärtnerei, wo man sehr schwer heben muss. Das kann ich genau drei Tage und dann bin ich tot mit meinem Kreuz und mit dem Fuß.“ (Klassenverbleib, Frau, 53 Jahre alt)

Untere soziale Klassen arbeiten wie bereits erwähnt zumeist unter erschwerten körperlichen Arbeitsbedingungen, die häufiger zu Arbeitsunfällen und Erkrankungen führen. Selbst wenn die gesundheitlichen Probleme nichts mit der Erwerbstätigkeit zu tun haben, verschlechtern sich für Beschäftigte, die in ihrer Tätigkeit auf körperliche Leistungsfähigkeit angewiesen sind, die Jobchancen am Arbeitsmarkt wenn Arbeitgeber:innen ihnen selbst nach Rehabilitationsmaßnahmen seltener eine Chance auf eine neue Arbeitsstelle geben. Hinzu kommt ein in Österreich fehlender rechtlicher Kündigungsschutz bzw. Kündigungsverbot im Krankenstand³⁰, sodass diese Beschäftigten bei längerer Erkrankung schnell entlassen können. Die Abklärung der Arbeitsfähigkeit wird zudem von allen Interviewpartner:innen, die damit Erfahrungen gemacht haben, als unzulänglich beschrieben. Damit verstetigt sich die Arbeitslosigkeit, medial und politisch wird den Betroffenen am Ende fehlender Arbeitswille vorgeworfen.

³⁰ In der Schweiz etwa besteht ein solcher Kündigungsschutz, Voraussetzung ist, dass der/die Beschäftigte unverschuldet krank oder verletzt wurde und arbeitsunfähig ist.

Arbeitsvermittlung beim AMS

Das letzte Zitat verweist auf einen weiteren Punkt, den Teilnehmer:innen mit Arbeitslosigkeitserfahrungen immer wieder ansprachen: Die Arbeitsvermittlung beim AMS. Diese wird sehr unterschiedlich empfunden. Auf zwischenmenschlicher Ebene nahmen manche Teilnehmer:innen ihre Berater:innen als durchaus empathisch und um eine Verbesserung ihrer Situation bemüht wahr (*„...die hat wirklich Verständnis gehabt dafür, dass ich zwar will, aber ich kann nicht.“*). Andere wiederum berichten von wenig verständnisvollen und restriktiven Berater:innen. Diskriminierungserfahrungen aber, insbesondere klassistischer Art, wurden kaum berichtet. Die zuletzt zitierte Frau schildert ihre Beratungssituation beim AMS z.B. zum einen als sehr stark vom jeweiligen Berater abhängig (*„Manchmal hat man einen netten Berater, der das akzeptiert und berücksichtigt, dann ändert es sich wieder, dann hat man halt einen Berater, dem das völlig egal ist.“*), zum anderen fühlt sie sich *„aber jetzt auch nicht garstig behandelt oder so, aber halt auch nicht ernstgenommen“*. Die Frage, ob andere Arbeitslose (z.B. Akademiker:innen) beim AMS anders behandelt werden, verneint sie. Es liege vielmehr am System, sagt sie.

Diese Sicht auf die Arbeitsvermittlung stellte sich bei fast allen Teilnehmer:innen ein. Nicht die einzelnen Berater:innen werden kritisiert, sondern die Regelungen des Arbeitslosenversicherungsgesetzes, die als zu restriktiv und unnachgiebig erlebt werden und somit kaum Chancen auf eine Verbesserung ihrer Situation bieten. Ein Beispiel dafür liefert die Episode eines 40-jährigen Mannes, der nach der Hauptschule keine weiterführende Ausbildung mehr abgeschlossen hat, in der Arbeitslosigkeit mit seinem AMS-Berater eine Qualifizierung für eine Tätigkeit im IT-Bereich vereinbarte, den Europäischen Computer Führerschein (ECDL) absolvierte und einen Englischkurs begann, sich aber weiterhin auf Stellen bewerben und nach der Zusage eines Unternehmens als Hilfsarbeiter zu arbeiten beginnen musste: *„Es hat geheißen, wenn mich die Firma nimmt, nachher muss ich quasi anfangen, sie sind ja dazu da, dass sie mir einen Job vermitteln und nicht, dass sie mir quasi meinen Urlaub zahlen oder meine Ausbildung zahlen, das kann ich nachher quasi Abendschule machen.“* (Klassenverbleib, Mann, 40 Jahre alt) Ein anderes Beispiel liefert die Mutter einer jugendlichen Tochter mit Behinderung, die eine vollintegrative Lehrausbildung kurz vor Ende aufgrund ihrer Schwangerschaft abbrechen musste, weil eine Unterbrechung – im Unterschied zu einer regulären Lehrausbildung – nicht vorgesehen sei: *„Und wir eigentlich jetzt im Moment nicht einmal wissen, wie kommt meine Tochter zu einem Lehrabschluss. Weil dieser Beruf, da darf sie nicht mehr hin. Und die vollintegrative Berufsausbildung, die ist in diesem Moment beendet worden. Also, sie haben ihr gekündigt, das ist alles rechtens gewesen, das haben wir prüfen lassen.“* (Klassenaufstieg, Frau, 48 Jahre alt)

Weitere Beispiele hängen mit einer ausländischen Herkunft zusammen, sei es in Erzählungen von beruflichen und in Folge auch gesellschaftlichen Abstiegen von Zuwander:innen aufgrund teurer und langer Anerkennungsverfahren von im Ausland erworbenen Abschlüssen, sei es aufgrund von AMS-Berater:innen als unzureichend eingestuft der Deutschkenntnisse wie im Fall einer 40-jährigen Frau aus den Philippinen: *„Danach habe ich die Handelsschule in Wien abgeschlossen und wollte im Büro arbeiten, da wurde mir vom AMS gesagt, ich habe einen ausländischen Akzent, ich kann in keinem Büro arbeiten, obwohl ich die ganze Zeit die Schullaufbahn (lacht), die ganze Zeit in Wien in die Schule gegangen bin, das war dann sehr erniedrigend, also prägend.“* (Klassenverbleib, Frau, 40 Jahre alt)

Alle die geschilderten Beispiele sind auch klassenanalytisch zu deuten, weil sie veranschaulichen, wie Klassenpositionen von gesellschaftlichen Systemen, Gesetzen, Regulierungen aber in manchen Fällen auch durch Praktiken der Berater:innen im AMS hergestellt und verstetigt werden. Mitunter werden dabei berufliche und gesellschaftliche Aufstiege verunmöglicht, im Fall der langen Nostrifizierungsverfahren werden potenzielle Klassenabstiege begünstigt. Die Betroffenen selbst erkennen darin eine Systemlogik, die sie benachteilige, *„erniedrige“*, gegen die sie selbst aber nichts ausrichten könnten, zumal sie unter hohem ökonomischen Druck stehen, möglichst rasch eine neue Arbeitsstelle anzunehmen, weil sie kaum auf finanzielle Rücklagen zugreifen können und das Arbeitslosengeld die Armutsgefährdung steigen lässt. Den Systemkonflikt einer aktiven Arbeitsmarktpolitik zwischen rascher Arbeitsvermittlung einerseits und der Verbesserung der beruflichen Situation für arbeitslose Menschen andererseits erleben diese Betroffenen genauso hautnah wie die Ressourcenknappheit beim AMS. Letztere wird vor allem den Berater:innen nachsichtig ausgelegt, wie im Fall einer Teilnehmerin, die sagt: *„Die sind auch nur Menschen, die am AMS. Und haben auch einen nach dem anderen, und müssen auch ihre Quoten erfüllen oder ihre Vorgaben erfüllen.“*

Stigmatisierung und ihre Folgen

All die bisherigen Befunde – die zwar nachsichtige Sicht auf die AMS-Berater:innen aber gleichzeitig oft als wenig hilfreich empfundene Unterstützung bei Qualifizierungen und der Jobsuche, die unzureichende Anerkennung gesundheitlicher Probleme und Einschränkungen, die offene Diskriminierung seitens Unternehmen bei Bewerbungen und Vorstellungsgesprächen und die kontinuierliche und seit Jahrzehnten in Medien und von Politiker:innen kolportierte Arbeitsunwilligkeit – all dies führt bei arbeitslosen Menschen zur resignativen Einsicht, Teil einer in Österreich gesellschaftlich stigmatisierten Gruppe zu sein. Dies belegte auch die auf einer repräsentativen Befragung von 1.214 Arbeitslosen beruhende Studie *„Zur Situation von Arbeitslosen“* aus 2021

nachdrücklich. (Schönherr 2021) Bereits nach drei Monaten Arbeitslosigkeit sagte ein Drittel aller Arbeitslosen, sie fühlten sich persönlich durch Vorurteile betroffen, nach sechs Monaten stieg der Anteil auf 37%, nach neun Monaten auf 45% und nach zwölf Monaten auf die Mehrheit von 52%. Dieses Stigmabewusstsein hat für die Betroffenen zahlreiche Implikationen. Ihre Selbstachtung sinkt, die eigene Situation wird ihnen peinlich, sie ziehen sich aus sozialen Interaktionen zurück. Die Scham im Privaten übersetzt sich in eine selbst erlebte gesellschaftliche Deklassierung: Nur noch vier von zehn Arbeitslosen fühlten sich als wertvolles Mitglied der Gesellschaft, die einen Beitrag zur Gesellschaft leisten könnten. Dass sie die Politik wie Menschen zweiter Klasse behandle, sagten 70% aller Arbeitslosen. Demgegenüber hatten Erwerbstätige zu 85% das Gefühl, einen wichtigen Beitrag zur Gesellschaft zu leisten und immerhin die Mehrheit (60%) fühlte sich von der Politik adäquat adressiert und vertreten.

Sind Arbeitslose also als eigene gesellschaftliche Klasse zu begreifen? Nein, denn dies würde Klassenunterschiede innerhalb der Gruppe der Arbeitslosen überdecken. Nicht alle Arbeitslosen, verfügen z.B. über finanzielle Rücklagen, um Einkommenseinbußen abzufangen, oder sind gleichermaßen Vorurteilen ausgesetzt, nicht alle Arbeitslosen schämen sich für ihre Arbeitslosigkeit, nicht alle Arbeitslosen fühlen sich nicht mehr als wertvolles Mitglied der Gesellschaft.

Am deutlichsten sichtbar werden Klassenunterschiede im erwähnten Stigmabewusstsein. Das höchste Stigmabewusstsein aufgrund ihrer Arbeitslosigkeit haben ehemalige Produktionsarbeiter:innen und Dienstleistungsarbeiter:innen gefolgt von einfachen Bürokräften. Also jene drei Erwerbsklassen in Daniel Oesch's Klassenheuristik mit den niedrigeren Qualifikationen, Einkommen und beruflichen Stellungen. Allein die Frage, wer sich von Vorurteilen gegenüber Arbeitslosen persönlich getroffen fühlt, verdeutlicht dies: Unter Arbeitslosen mit maximal Pflichtschulabschluss sagen dies 62%, unter Arbeitslosen mit Studienabschluss nur 19%.

Je niedriger die Bildungszertifikate, je niedriger auch das Einkommen und die berufliche Stellung, desto höher das Stigmabewusstsein. Hierin setzt nun der Klassismus an: Die Abwertung von Arbeitslosen unter Vorhaltung des Leistungsprinzips trifft nicht alle Arbeitslosen gleichermaßen. Es trifft jene am stärksten, die die geringsten Jobchancen am Arbeitsmarkt haben, weil niemand sie einstellen möchte. Die Mehrheit von 70% aller von uns 2021 befragten 1.200 Arbeitslosen arbeitete vor der Arbeitslosigkeit in einem Beruf mit niedrigem sozioökonomischem Status. Sie schätzten die Wahrscheinlichkeit, in den kommenden sechs Monaten eine neue Stelle zu finden, auf 40%. Dass sie selbst Einflussmöglichkeiten darauf hätten, bald wieder eine neue Stelle zu finden, glaubten nur 27%, rund drei Viertel glaubte, diese Einflussmöglichkeiten seien sehr oder eher gering für sie. Völlig anders die Situation unter jenen 14% der Arbeitslosen mit hohem sozioökonomischem Status: Sie schätzten die

Wahrscheinlichkeit, in den kommenden sechs Monaten eine neue Stelle zu finden, auf 67%, dass sie selbst Einflussmöglichkeiten darauf hätten, bald wieder eine neue Stelle zu finden, glaubten 61%. Ein Fünftel aller damals befragten Arbeitslosen gab an, sich bei Bewerbungen auf offene Stellen aufgrund ihrer sozialen Herkunft, Stellung oder Arbeitslosigkeit diskriminiert gefühlt zu haben, unter Arbeitslosen mit mittlerem oder höherem sozioökonomischem Status sinkt diese Rate auf 7%.

Ein letzter Hinweis scheint noch erwähnenswert: Je höher das Stigmabewusstsein, desto höher sind auch psychosomatische Beschwerden wie z.B. Schlafstörungen, Depressivität, unkontrollierbare Sorgen. Auch dies hat die von uns 2021 durchgeführte Studie „Zur Situation von Arbeitslosen“, für die rund 1.200 damals arbeitslose Menschen in ganz Österreich telefonisch befragt wurden, aufgezeigt. (Schönherr 2021) Arbeitslose mit Klassismuserfahrungen sagten z.B. drei Mal so häufig als Befragte ohne Klassismuserfahrungen, dass sie fast jeden Tag depressive Gedanken hätten (12%) sowie Probleme beim Einschlafen (10%) und vier Mal so häufig, dass sie fast täglich unter Nervosität und Ängstlichkeit leiden (9%). Der Zusammenhang zwischen Stigmabewusstsein und psychosomatischen Beschwerden zeigt sich dabei unabhängig von Alter, Geschlecht, Bildungsabschluss und Dauer der Arbeitslosigkeit. Die negativen Zuschreibungen und Diskriminierung von Arbeitslosen in der Gesellschaft führen also direkt zu einem höheren Krankheitsrisiko. Die Unterstellungen als faul und betrügerisch machen Arbeitslose krank, verlängert ihre Arbeitslosigkeit und eröffnen damit die Fortführung der Stigmatisierung seitens Medien und Politik.

3.3 Arbeitsleben

In der zu Beginn der Studie durchgeführten Onlinebefragung berichteten 61% der Befragten von klassistischen persönlichen Abwertungserfahrungen im Arbeitsleben. Die offenen Schilderungen der Befragten liefern einen ersten Überblick über Beispiele für solche subjektiven Klassismuserfahrungen. Ein 52-jähriger Befragter erinnerte sich z.B., wie er *„von der Ex-Chefin aufgrund meines Dialektes beleidigt“* wurde, eine ältere Angestellte berichtete, *„unsere Geschäftsführerin und meine Stellenleiterin diskriminieren grundsätzlich Menschen, die keinen Studienabschluss haben“*, und eine junge Handelsangestellte erzählte: *„Menschen der Oberschicht behandelten mich unzumutbar, z.B. wenn ich ihnen Sachen verkaufte.“* Die Ausbeutung in der Arbeit wird ebenfalls thematisiert, etwa von einem 49-jährigen Mann aus Wien, der zum Zeitpunkt der Befragung arbeitslos war: *„In meinem alten Job wurde ich wie ein Sklave behandelt. Ich wurde krank und wurde gefeuert. Jetzt kann ich keinen Job finden, weil ich behindert wurde. Ein Krebspatient ist kein Mensch mehr.“*

Klassismuserfahrungen im Arbeitsleben werden auch von den meisten Teilnehmer:innen der vertiefenden qualitativen Interviews geschildert. Diese Erfahrungen werden sowohl mit Kolleg:innen und Vorgesetzten gemacht als auch mit externen Personen in der Arbeit, seien es Kund:innen, Gäste, Auftraggeber:innen oder vergleichbare Gruppen. Die Klassismuserfahrungen beziehen sich dabei meist auf Beleidigungen, Beschimpfungen, Übergriffe, wobei noch zu spezifizieren sein wird, wogegen sich diese Abwertungen eigentlich richten. Denn nur sehr selten erzählten die Interviewpartner:innen von Klassismuserfahrungen, die sich ganz offen gegen ihre Klassenherkunft oder -position richteten. Eine Ausnahme ist dabei die Erzählung eines Arbeiters, der einem Freund half, im Auftrag eines Universitätsprofessors dessen Umzug zu organisieren. Er führt aus:

„(Da) hat mein Bekannter von dem Herrn Professor ein Sackerl in die Hand gedrückt bekommen, da waren acht Leberkäsemmeln drinnen und da hat mein Freund gesagt, ‚Jausen und solche Sachen, das essen wir eigentlich die ganze Woche über wenn wir arbeiten, und wenn es dann einmal Wochenende ist, wenn man mal Zeit hat, dass man nicht so einen Zeitdruck hat, dann täte man halt schon vielleicht einmal einen Schweinsbraten oder was gerne essen.‘ Dann ist die Ansage gekommen, ja was er eigentlich will, ‚eine Leberkäsemmel ist ja das durchschnittliche Nahrungsmittel des österreichischen Proleten.‘ Genau so haben wir es gekriegt zu hören.“ (Klassenabstieg, Mann, 48 Jahre alt)

Die meisten geschilderten Klassismuserfahrungen waren aber weniger explizit. Vielmehr stehen sie im Zusammenhang mit der Abwertung von vor allem zwei Gruppen am Arbeitsmarkt: Nicht-akademische Berufe und Dienstleistungsberufe.

Abwertung von nicht-akademischen Berufen in der Wissensgesellschaft

Noch 1971 hatte die Mehrheit der Menschen in Österreich (58%) einen Pflichtschulabschluss aber keine weiterführende Ausbildung mehr absolviert. Schon zwanzig Jahre später, Anfang der 1990er Jahre, hatte sich das Verhältnis zwischen Menschen mit maximal Pflichtschulabschluss und Menschen mit höheren oder tertiären Abschlüssen ausgeglichen. Diese Entwicklung zur zunehmenden Höherqualifikation und Akademisierung zeigt sich auch in der Arbeitswelt. 1971 hatten 48% aller Erwerbstätigen maximal Pflichtschulabschluss, heute sind es nur noch 12%. Umgekehrt hat sich der Anteil an Akademiker:innen am Arbeitsmarkt in den letzten 50 Jahren von 3% auf 23% verachtfacht. Aber nicht nur Beschäftigte, auch Berufe wurden „akademisiert“, d.h. Berufe mit ehemals sekundären Ausbildungen wurden in den tertiären Sektor überführt, etwa Berufe der Sozialen Arbeit, Gesundheitsberufe sowie manche pädagogischen Berufe. (vgl. Haberfellner/Sturm 2014)

Im Zuge der Bildungsexpansion verloren nicht-akademische Berufe an Wert und Wertschätzung. Andreas Reckwitz fasste den Strukturwandel 2017 wie folgt zusammen: *„Belohnt werden nun jene, die Außerordentliches leisten oder zu leisten versprechen, das den Durchschnitt hinter sich lässt, während Arbeitnehmer mit profanen Routinetätigkeiten das Nachsehen haben.“* (Reckwitz 2017: 8) Er verweist auf den seiner Meinung nach gebrochenen Deal „Mühsal für Status“: *„Dieser »Deal« gilt in der postfordistischen Serviceökonomie und bei vielen der blue collar-Arbeiter nicht mehr, vielmehr scheint die Arbeit der Unterklasse nun doppelt gehandicapt: Mit der neuen (akademischen, Anm. d. Verf.) Mittelklasse hat sich das gesellschaftliche Arbeitsideal in die Richtung »attraktiver Arbeit« gewandelt, von der man nicht nur Anstrengung, sondern auch Befriedigung erwartet, so dass die Routinearbeiten umso unattraktiver erscheinen müssen. Zugleich haben sich materielle Entlohnung und sozialer Status der als »einfache Routinearbeiten« geltenden Tätigkeiten merklich reduziert. Während die Berufe der neuen Mittelklasse zumindest im Idealfall also materielle plus ideelle Befriedigung bieten, können die Tätigkeiten der Unterklasse so meist keine der beiden Bedingungen einlösen: die Entwertung ist eine doppelte.“* (Reckwitz 2017: 353)

Hintergrund sind auch kollektive Aufstiegserfahrungen über die Generationen hinweg – Kinder aus Arbeiter:innenfamilien wurden Akademiker:innen und mittlere Angestellte. Die Arbeiterschaft ist geschrumpft, der Trend zu höheren Qualifikationen führte auch zu einer veränderten Berufslandschaft, in der manche – zumeist manuelle – Berufe an Prestige verloren haben. Dies muss auch im Zusammenhang mit steigenden Abstiegsängsten gesehen werden, die eine Grundlage klassistischer Diskriminierungspraktiken bilden, wie etwa der deutsche Soziologe Oliver Nachtwey betont: *„Die Statusängste der Mitte führen mitunter zu ökonomistischen Deutungen, zu negativer Klassifikation und zur Abwertung schwächerer Gruppen. (...) Die Mitte kündigt zum Teil die Solidarität mit den Schwächeren auf; indem sie sich abgrenzt, vergewissert sie sich ihrer selbst. Wo vorher noch eine gewisse Liberalität herrschte, weicht sie nun rigoroseren Vorstellungen über Moral-, Kultur- und Lebensführung.“* (Nachtwey 2016: 140)

Es waren vor allem ältere Interviewpartner:innen, die diese Entwertung ihrer formalen Qualifikationen miterlebt und an sich und ihrer eigenen Biographie festmachen können. Eine 57-jährige Interviewpartnerin erinnert sich zum Beispiel, wie sie in ihrer Firma übergangen wurde weil sie keinen Studienabschluss hatte:

„(...) und dann haben die Slowaken das übernommen und dann hat es auf einmal geheißen, ‚Du hast keine Hochschule.‘ Mir wurde versprochen eine Position in der Personalabteilung von Anfang an, ich war die dritte Mitarbeiterin der Firma damals, ich habe das alles mit den deutschen Mitarbeitern alles gemacht, alles ist super

gelaufen und wie ich dann den slowakischen Chef bekommen habe, der hat entschieden, ich habe keine Hochschule, dann kann ich das nicht haben und dann haben sie immer andere eingestellt, die über mir waren.“ (Klassenaufstieg, Frau, 57 Jahre alt)

Andere nicht-akademische Teilnehmer wiederum empfanden ihre gesamte Erwerbsbiographie hindurch eine geringe oder abwesende Wertschätzung ihren Berufen gegenüber. Ein ehemaliger Elektriker, Gabelstapelfahrer, Lagerist erinnert sich vor allem an klassistische Abwertungen seitens Vorgesetzten und Kolleg:innen, wobei er nachträglich anmerkt, dass es vor allem seine unmittelbaren Kolleg:innen waren, die *„nach unten getreten haben“*, *„der, der eigentlich eh selber nicht viel zu sagen gehabt hat, hat sich wichtiger gemacht als derjenige, der eigentlich was zu sagen gehabt hätte.“*

„Und zwar durch das, dass die Tätigkeiten, die ich ausgeübt habe, eben nicht unbedingt die hochwertigsten und alles waren, sondern eigentlich immer nur Hilfstätigkeiten oder angelernte Tätigkeiten oder wie auch immer, ist man eigentlich nie als Mensch irgendwie angeschaut oder behandelt worden, sondern eigentlich immer nur, ja, das ist ja nur der kleine Hilfsdodel, den kannst nichts fragen, mit dem kannst nicht reden, egal, was der für eine Meinung hat, das brauche ich eh nicht ernst nehmen, weil das ist ein Pfuscher, weil wenn er kein Pfuscher wäre, dann hätte er ja einen anderen Job oder wie auch immer. Du bist eigentlich aufgrund der Tätigkeiten, die du in der Firma ausgeübt hast, eigentlich immer belächelt und nicht ernst genommen worden.“ (Klassenabstieg, Mann, 49 Jahre alt)

Ein anderer Teilnehmer arbeitet als Sicherheitstechniker in einem Krankenhaus. Er empfand früher vor allem die Distanz – schon allein räumlich – zu anderen Krankenhausbeschäftigten und insbesondere Ärzten und Ärztinnen als abwertend, wobei er auch anmerkt, dass sich dies über die Zeit hinweg verbessert habe: *„Das wird dann schon herausgeholt, dass Ärzte (...) ja die Halbgötter in Weiß, die sind wichtig, da gibt es dann Sachen, wie dass es früher einen eigenen Ärzte-Speisesaal in einem Krankenhaus gegeben hat und die anderen waren woanders und dass die Titel so wichtig waren.“* Beide Zitate zeigen auch auf, dass klassistisch geprägte Abwertungserfahrungen sich nicht immer nur aus der größtmöglichen Distanz zwischen Angehörigen der obersten und Angehörigen der untersten Klasse heraus formulieren. Vielmehr schildern die Betroffenen in den Interviews, dass sie diese Abwertungen mitunter von nur geringfügig bessergestellten Kolleg:innen oder Bekannten erlebten, wobei sich die Abwertung dennoch stets von oben nach unten richtete.

Es sind solche Erlebnisse in der Arbeit, in denen die Betroffenen selbst am stärksten Klassismus gegen sich festmachen können. Sie spiegeln die Entwertung von nicht-akademischen Berufen in einer zunehmend akademischer gewordenen Wissensgesellschaft wider, wie sie sich in den letzten Jahrzehnten auch in Österreich formiert hat. Insbesondere für Menschen mit niedrigen

Bildungsabschlüssen verschlechterte sich die Situation, wenn ihre formalen Qualifikationen nicht jenes Niveau erreichen, das *„für eine gleichberechtigte Teilhabe am Arbeitsmarkt und gesellschaftlichen Leben“* (Solga 2017: 447) notwendig ist. Zum einen sinken ihre Chancen auf adäquate, gesunderhaltende, finanziell absichernde Arbeitsverhältnisse, zum zweiten sinken ihre Chancen auf sozialen Aufstieg und zum dritten beschleunigen sich Abwertungs- und Stigmatisierungsprozesse, die sie in die Arbeitslosigkeit und in weiterer Folge an den Rand der Gesellschaft verdrängen. (vgl. Quenzel und Hurrelmann 2010; Solga 2017)

Abwertung von Dienstleistungsberufen in der Dienstleistungsgesellschaft

Gleichzeitig hat sich die Gesellschaft nicht nur zu einer *Wissensgesellschaft*, sondern auch zu einer *Dienstleistungsgesellschaft* entwickelt. Schon in den 1960er Jahren setzte dieser Strukturwandel ein, nicht nur in Österreich, sondern in praktisch allen westlichen Gesellschaften. War die Wirtschafts- und Beschäftigtenstruktur ehemals vor allem industriell und landwirtschaftlich geprägt, steht sie heute ganz im Zeichen von Dienstleistungsberufen. Noch 1950 war die Hälfte der Beschäftigten in Österreich im verarbeitenden Gewerbe und in der Industrie tätig, 2019 nur noch ein Viertel. Der Anteil an Beschäftigten in der Land- und Forstwirtschaft hat sich im selben Zeitraum von 12% auf 0,7% reduziert. Im Gegenzug hat sich der Anteil des Dienstleistungssektors seit 1950 von 39% auf 74% fast verdoppelt. (Statistik Austria 2021)

Auffällig in den Interviews war in diesem Zusammenhang, dass nun ausgerechnet Interviewteilnehmer:innen in Dienstleistungsberufen häufiger von Klassismuserfahrungen in Form eines abnehmenden Respekts berichteten. Ein Hausbesorger aus Wien erinnert sich beispielsweise zurück an seine Anfangsjahre vor 30 Jahren: *„(...) und vor allem waren die ersten zehn Jahre als Hausmeister, das war echt eine tolle Zeit, von der Gemeinschaft mit den Mietern auch.“* Vor fünfzehn Jahre ca. habe er aber gemerkt, wie die Wertschätzung ihm und seinem Beruf gegenüber immer mehr gesunken sei: *„Also wenn irgendwem was nicht passt (...), also es wird immer nur mehr vernadert bzw. halt angerufen in der Hausverwaltung, die Hausverwaltung soll sich gefälligst darum kümmern.“* Den Kontakt zwischen ihm und der Hausverwaltung empfindet er ebenfalls als abwertend:

„12 Jahre glaube ich arbeite ich mit der zusammen. Also mit meiner unmittelbaren Vorgesetzten, meiner Hausverwalterin, habe ich massive Probleme, also da komme ich mir tatsächlich vor wie, pff, ja, ein Lakai, ich will gar nicht von einer Wertschätzung reden, also Gespräche beginnen am Telefon mit ohne zu grüßen, warum

müssen Sie mähen und so blöde.“ (Klassenaufstieg, Mann, 55 Jahre alt)

Ein ehemaliger Schalterbediensteter bei der Post erinnert sich an fast tägliche Beleidigungen seitens Kund:innen in der Schlange: *„Ich bin, wenn dann am Abend Firmen gekommen sind, weil die Massensendungen und Pakete, die mehr gehabt haben, und wenn dann Einzelpersonen oder Privatpersonen dann da waren, die nur ein Packerl gehabt haben, also da waren schon sehr oft Unstimmigkeiten, weil es so langsam geht und, ja, das haben einige überhaupt nicht kapiert.“* (Klassenverbleib, Mann, 38 Jahre alt) Ein ehemaliger Gärtner erzählt über die Unsichtbarkeit, die er gespürt habe, wenn er bei seinen Kund:innen war: *„Also was ich mich schon erinnern kann, dass ich oftmals das Gefühl gehabt habe, wenn ich jetzt bei Kunden war, im Gartenbau jetzt, ja die sind zwar lieb und nett und freundlich mit Dir, aber du hast dann nur irgendeine Funktion oder eine Rolle und wirst als Mensch überhaupt nicht wahrgenommen.“* Aber nicht nur von Kund:innen fühlte er sich nicht wahrgenommen, sondern auch im privaten Kreis, *„ein Gärtner war kein Renommee, da bin ich schon immer wieder auch verarscht worden.“* (Klassenverbleib, Mann, 55 Jahre alt) Eine Freizeitpädagogin schildert sowohl Klassismus- als auch Rassismuserfahrungen – sie stammt ursprünglich aus Mazedonien: *„Wir hatten letztes Jahr im September zum Beispiel eine Mutter, die aus der Türkei stammt und die gemeint hat, sie möchte nicht, dass unsere Gesichter ihr Kind betreuen, vom Erscheinungsbild.“* (Klassenverbleib, Frau, 40 Jahre alt)

Auffällig an den meisten geschilderten Klassismuserfahrungen ist zunächst, dass diese nicht nur von Kolleg:innen oder Vorgesetzten ausgehen, sondern von Kund:innen, Gästen, Patient:innen oder ähnlichen Gruppen. Gerade in Dienstleistungsberufen ist eine Hierarchie durch die Beziehung zwischen Kundenschaft und Dienstleister:in bereits stark vorgegeben, die wiederum zu Abwertungen, Beleidigungen bis hin zu aggressivem Verhalten gewissermaßen einlädt. Diese höheren Diskriminierungsrisiken bestätigen sich auch in repräsentativen Daten: Im Österreichischen Arbeitsklima Index berichteten 2023 und 2024 Beschäftigte der beiden interpersonellen Erwerbsklassen nach Daniel Oesch – also sowohl soziokulturelle Expert:innen als auch Dienstleistungsarbeiter:innen – ca. doppelt so häufig als andere Erwerbsklassen von Übergriffen, Beleidigungen oder anderen zwischenmenschlichen Diskriminierungen in der Arbeit. Dienstleister:innen ohne höhere Ausbildungsabschlüsse berichteten dabei von besonders häufigen Diskriminierungserfahrungen. Zudem fällt auf, dass Diskriminierungserfahrungen, die mit externen Personen gemacht werden, ca. doppelt so häufig auf entweder Äußerlichkeiten (z.B. Gewicht, Tattoos) oder auf die eigene soziale Stellung oder Herkunft zurückgeführt wurden.

Auch die Interviews im Rahmen der vorliegenden Studie verdeutlichen, dass sich die Abwertung von Dienstleister:innen in erster Linie gegen scheinbar „einfache“ Dienstleistungsberufe richtet. Hinzu kommt, wie Kupfer et al. in einer Studie aus 2019 resümierten, *„dass es bei der Gruppe der Beschäftigten im unteren Dienstleistungsbereich kein positives, allgemeingesellschaftlich kommuniziertes und akzeptiertes Identifikationspotenzial gibt, über das diese große Gruppe einen anerkannten sozialen Status beziehen könnte, wie es der Produzentenstolz früherer Industriearbeiter bot. Das macht die Beschäftigten im sogenannten unteren Dienstleistungsbereich unsichtbar.“* (Kupfer et al. 2019: 7f.) Diese Ableitung verweist über die individuelle Ebene hinaus auf eine gesamtgesellschaftliche fehlende Wertschätzung gegenüber unteren Dienstleistungsberufen.

An dieser Stelle fällt nun noch etwas auf: Die zitierten Interviewpartner:innen arbeiteten als Hausbesorger, Gärtner, in der Zustellung, als Freizeitpädagogin. Es sind dies allesamt Berufe, die man Anfang 2020 während der ersten Phase der COVID19-Pandemie als „systemrelevant“ erkannt und anerkannt hat. Die Berufsliste geht darüber hinaus: Kassierer:innen im Supermarkt, Pflegekräfte in Krankenhäusern und Altenheimen, Reinigungskräfte, Berufsfahrer:innen, Lieferdienste – sie alle tragen mit ihrer Arbeit ganz wesentlich zur Sozialisation und Erziehung von Menschen, zur Aufrechterhaltung gesundheitlicher und hygienischer Standards oder zur Aufrechterhaltung von Mobilität, Schutz und Versorgung mit Gütern des täglichen Lebensunterhalt bei, nicht nur in Pandemiezeiten. (Mayer-Ahuja/Nachtwey 2021) So gesellschaftlich wertvoll diese Tätigkeiten sind, so wenig Wertschätzung erhalten diese Beschäftigtengruppen aber in der Regel, sei es finanziell oder symbolisch. Zudem haben sich die Arbeitsbedingungen durch die Pandemie und den zunehmenden Personalmangel in diesen Berufen seit 2020 deutlich verschlechtert. Wie wir in einer aktuellen Studie zeigen können, verstellt der Begriff der „Systemrelevanz“ aber den Blick auf die eigentlichen Differenzen, denn auch innerhalb der Gruppe der „systemrelevant“ Beschäftigten haben nicht alle Beschäftigten dieselben Einbußen und Verschlechterungen ihrer Arbeitsbedingungen erfahren. Es sind vielmehr erneut die Dienstleister:innen ohne höhere Ausbildungsabschlüsse, die keine Möglichkeiten auf Home Office hatten und haben, deren Bezahlung unterdurchschnittlich niedrig liegt und deren Arbeitsbelastungen stark zugenommen haben. (Schönherr/Zandonella 2024)

Mit Blick auf die bisherigen Ergebnisse zur Abwertung von nicht-akademischen Berufen in der Wissensgesellschaft und zur Abwertung von Dienstleistungsberufen in der Dienstleistungsgesellschaft – wo lässt sich der Klassismus, der von den Betroffenen geschildert wird, letztlich verorten? Einen zentralen Hinweis entnehmen wir dem bereits geschilderten Zitat eines Interviewpartners, der von seiner Arbeit als Gärtner erzählt: *„aber du hast dann nur irgendeine Funktion*

oder eine Rolle und wirst als Mensch überhaupt nicht wahrgenommen.“ Der fehlende Respekt und die fehlende Anerkennung der eigenen Arbeit und Leistung stellt im Kern das verbindende Element zwischen Klassismuserfahrungen von nicht-akademischen Beschäftigten und Beschäftigten im unteren Dienstleistungssektor dar. Dieser fehlende Respekt für die Leistung dieser Beschäftigten ist eng an eine Umdeutung des Leistungsbegriffs in den letzten Jahrzehnten gebunden. Wie wir in der Studie zu systemrelevant Beschäftigten ausführlicher besprechen, zählt seit den 1980er Jahren im Zuge der Durchsetzung eines neoliberalen Leistungsbegriffs immer weniger die Mühsal im Job oder der gesellschaftliche Nutzen des Berufs als wesentliche Leistung, sondern immer stärker das Marktergebnis, der erzielte Umsatz, die finanzielle Verantwortung und der Erfolg. Hinzu kam im Zuge der Bildungsexpansion der letzten fünf Jahrzehnte ein immer engerer Konnex zwischen dem Ansehen des Berufs und der dafür benötigten Qualifikation, wodurch vor allem „einfache“ Tätigkeiten entwertet wurden. Leistung leisten demnach die, die Erfolg haben, und Erfolg haben die, die Status haben. Schon 1986 waren die fünf angesehensten Berufe in Österreich allesamt akademische: Ärzte:innen, Richter:innen, Universitätsprofessor:innen, Apotheker:innen und Staatsanwält:innen. Hinzu kommt die Devaluation von jenen Tätigkeiten, die in erster Linie von Frauen (und heute kann man auch sagen: Migrant:innen) ausgeübt werden. (Schönherr/Zandonella 2024)

Diese kulturelle Abwertung von nicht-akademischen und „einfachen“ Dienstleistungsberufen trifft zwei Klassen: Produktionsarbeiter:innen und Dienstleistungsarbeiter:innen. Gerade für letztere hat der Wandel zur Dienstleistungsgesellschaft keine Verbesserungen gebracht: *„Kundennähe macht Tätigkeit nicht automatisch menschlicher, teilweise ist das Gegenteil der Fall: Der Arbeitnehmer wird zu einem »Diener zweier Herren« – des Arbeitgebers und des Kunden.“* (Nachtwey 2016: 71) Die Respektlosigkeit in Form einer fehlenden Zu- und Anerkennung von Leistung diesen Berufen gegenüber nehmen auch die Beschäftigten selbst am Ende des Tages als Klassismus wahr. Letztlich dient diese gesellschaftliche Abwertung und Unsichtbarkeit auch einem politischen Ziel: Sie ermöglicht die Aufrechterhaltung von systematisch schlechteren Arbeitsbedingungen, höheren Arbeitsloskeitsrisiken, geringeren Löhnen und steigender Prekarisierung in diesen beiden Erwerbsklassen. Dieser Konsens wurde in den letzten Jahrzehnten nur ein Mal kurz durchstoßen, als nämlich zu Beginn der COVID19-Pandemie nicht nur die Systemrelevanz einzelner Berufe, sondern damit auch deren belastende Arbeitsbedingungen in den Fokus rückten. Zu einer nachhaltigen Aufwertung dieser Berufe ist es aber genauso wenig gekommen wie zu besseren Arbeitsbedingungen. Die von Seiten der Politik versprochene nachhaltige Aufwertung und Besserstellung unterer Erwerbsklassen wurde nicht eingehalten.

Am Ende dieses Kapitels zu Klassismuserfahrungen in der Arbeitswelt soll der Blick noch auf einen weiteren Bereich gelegt werden, wo sich Ausgrenzungserfahrungen und Abwertungen in manchen Interviews besonders deutlich gezeigt haben. Die Interviews mit in der Arbeitswelt von Klassismus Betroffenen verweisen nämlich auch auf einen Bereich am untersten Rand der Dienstleistungsgesellschaft, am untersten Rand der Wissensgesellschaft. Klassismus zeigt sich an den Rändern des Arbeitsmarktes am stärksten, am unübersehbarsten dort, wo Erwerbsarbeit ihre integrative Funktion nicht mehr erfüllt – im Prekariat.

Klassismuserfahrungen und Prekarität

Die meisten der bisher zitierten Interviews waren mit Kindergartenpädagoginnen, Lehrerinnen, Hausmeistern, Post-Mitarbeitern, Elektrikern – Berufe in der Dienstleistungs- oder Produktionsarbeit, die nicht als prekär bezeichnet werden können. In den Biographien mancher Interviewpartner:innen aber gab es immer wieder solch prekäre Lebensphasen, die häufig von den Befragten selbst mit Klassismuserfahrungen in Zusammenhang gebracht wurden. Wir möchten daher abschließend für dieses Kapitel diesen Zusammenhang näher betrachten und die Frage stellen, ob sich der Begriff der „Prekarität“ unter Bezugnahme auf Klassismuserfahrungen besser verstehen und präzisieren lässt.

Zunächst die Klärung der Frage, was „prekäre Arbeit“ gemeinhin ausmacht. Vorab sei festgehalten: Nicht jedes prekäre Beschäftigungsverhältnis beinhaltet Klassismuserfahrungen und nicht jede Klassismuserfahrung findet ausschließlich in prekären Beschäftigungsverhältnissen statt, zumal der Begriff der Prekarität als zeitdiagnostischer Begriff in den Sozialwissenschaften zunehmend inflationär verwendet wird. Zu oft enden Schilderungen von steigenden Teilzeitquoten, der Etablierung von Minijobs, sich verfestigender Erwerbsarmut und stärker werdenden Flexibilisierungstendenzen im Begriff der „prekären Arbeitsverhältnisse“, ohne jedoch zu spezifizieren, worin die Prekarität genau besteht. Klar wird in diesen Zuschreibungen nur, dass sich Prekarität ganz offenkundig auf der anderen Seite des Normalarbeitsverhältnisses – verstanden als unbefristete Vollzeitstelle – abspiele, dort wo Arbeitsverhältnisse wenig Lohn einbringen und wenig soziale Absicherung. Prekäre Arbeit aber ist mehr als die Kehrseite von Normalarbeit: Im Kontext der Arbeitswelt spricht man von prekärer Arbeit, wenn Beschäftigungsverhältnisse durch niedrige Löhne, unsichere Verträge, fehlende soziale Absicherung, fehlende berufliche Perspektiven und mangelnde Mitbestimmung gekennzeichnet sind. Solche Arbeitsverhältnisse sind oft – nicht immer – durch befristete Verträge, Leiharbeit, Teilzeitarbeit, Werkverträge und/oder informelle Beschäftigung gekennzeichnet. (vgl. dazu: Castel/Dörre 2009) Mitunter werden heute auch private Verunsicherungen wie z.B. beengte Wohnsituationen, Diskriminierungserfahrungen in und außerhalb der Arbeitswelt, Sinnverluste u.ä. dem Bereich der

Prekarität zugerechnet, ohne zu spezifizieren, was davon Ursache und was Symptom ist. Pierre Bourdieu sprach Ende der 1990er Jahre sogar von einer „*Allgegenwart*“ der Prekarität, ein Jahr später von einem „*breitgefächerten Prekarisierungsstrom*“ als neue Herrschaftsform durch eine dauerhafte Verunsicherung der Arbeitnehmenden. (Bourdieu 1998)

Diese Allgemeinführung des Begriffs „Prekarität“ ist weder empirisch nachweisbar noch einer Klassenanalyse nützlich. Wenn man Prekarität als derart allgemein zeitdiagnostischen Begriff verwendet, dann trifft er vielleicht die subjektiven Wahrnehmungen von immer mehr Menschen, jedoch nicht immer deren tatsächliche Lebenssituationen. Hierin ähneln sich die diffuse Verwendung des Begriffs „Prekarität“ mit der oft ebenso diffusen Verwendung des Begriffs „Klassismus“: Beide werden zu oft als Beschreibung der Folgen des Kapitalismus herangezogen, um danach möglichst rasch in eine Kapitalismuskritik umzuschlagen.

Der Wortstamm des Wortes „Prekarität“ – „*precarius*“ – bedeutet „Lehengut“, „*erbettelt*“ bzw. „*auf Widerruf gewährt*“. Laut Klaus Dörre, der wesentlich zur Etablierung des Prekaritätsbegriffs im deutschsprachigen Raum beigetragen hat, bezeichnet Prekarität demnach „*ein unsicheres, instabiles, auf Widerruf gewährtes Verhältnis, das den Nehmer eines Gutes vom Geber abhängig macht.*“ (Dörre 2014) Davon grenzt er einen engeren Prekaritätsbegriff ab, der Prekarität als Spezialform atypischer Beschäftigungsverhältnisse versteht, wenn nämlich Arbeitsverhältnisse nicht dauerhaft existenzsichernd seien und somit die Möglichkeiten von Beschäftigten auf Entfaltung in der Arbeitstätigkeit, auf soziale Netzwerke, politische Beteiligung und die Lebensplanung einschränke.

Wir führten Interviews mit 20 Menschen, die sich selbst biografisch zwar der unteren Klasse zurechneten, aber in ganz unterschiedlichen Lebenssituationen waren – arbeitslose Menschen, Menschen mit Obdachlosigkeitserfahrungen, Menschen mit gesundheitlichen Problemen, pflegende Mütter von behinderten Kindern, Hilfsarbeiter:innen, Kellner:innen, Elementarpädagoginnen, Akademiker:innen. Sie alle machten nicht nur Klassismuserfahrungen in ihrem Leben, sie alle schilderten im Lauf der Interviews auch immer wieder Momente der Verunsicherungen in Verbindung mit instabilen Beschäftigungsverhältnissen. Nicht alle aber bezeichneten ihre berufliche Situation als prekär im Sinne der oben skizzierten Definitionen. Vielmehr zeigte sich die Prekarität in jenen Momenten im Arbeitsleben der Interviewten, in denen der Ausbeutungscharakter der Arbeit am sicht- und spürbarsten wurde.

„Ausbeutung“ ist auch im Klassismusdiskurs ein zentraler Begriff, „*weil er das Benutzen und Funktionalisieren von Menschen zu thematisieren erlaubt.*“ (Kemper/Weinbach 2009: 13) Was genau dabei allerdings als Ausbeutung gilt, bleibt weitestgehend offen. Für die von uns interviewten Menschen wurde der

Ausbeutungscharakter ihrer Arbeitsverhältnisse zumeist in jenen Momenten am sichtbarsten, wenn sie von ihren Arbeitgeber:innen gekündigt wurden. So erzählt ein ehemaliger Lagerist, der über eine Leiharbeitsfirma beschäftigt war, wie seine Firma ihn gekündigt hat als er in Krankenstand gehen musste aufgrund einer Wirbelsäulenerkrankung:

„(...) erst in der zweiten Krankenstandswoche hat mich dann die Firma angerufen, ich soll vorbeikommen und mit beiderseitigem Einverständnis die Kündigung unterschreiben, weil wenn ich nicht arbeiten kann, verdienen sie ja kein Geld mit mir und nachher können sie es auch nicht zahlen. (...) Ja, da habe ich sogar dann mit der Krankenkasse telefoniert, weil von der Arbeit her ist gesagt worden, ich kriege dann eh das Geld von der Krankenkasse, und die haben nachher gemeint gehabt, bei der Krankenkasse, ich soll auf keinen Fall unterschreiben, weil dann tu ich mich selber kündigen und das habe ich nachher dann auch machen lassen, nur hat das Ganze fast einen Monat gedauert, bis sie mich gekündigt haben. Na da ist es einfach darum gegangen, dass ich im Krankenstand war und ich ihnen kein Geld gebracht hätte.“ (Klassenverbleib, Mann, 40 Jahre alt)

Der Fall eines zweiten Arbeiters, der bis zu einem Arbeitsunfall in einer Tischlerei gearbeitet hat, verdeutlicht ebenfalls den ausbeuterischen Charakter von Arbeitsverhältnissen insbesondere in unteren Klassen. Er erzählt zunächst von seiner Arbeit, *„wachsen, ölen, lackieren, schleifen, alles Mögliche“*, zudem habe er für seine Chefin private Haushaltsaufgaben übernommen – *„dann Mähen im Garten und der Teich und ja, wie gesagt, die zwei Häuser, also ihre Mutter hat ein Haus gehabt, und dort Garten gemacht und so weiter, Müll entsorgen und alles, was die gebraucht haben.“* Zum Arbeitsunfall kam es, als ihm der zweite Chef mit einem Eisenschlögel die linke Hand zertrümmerte. Im Krankenhaus bekam er Besuch von den Chef:innen: *„Die haben einen Haufen Geschenke gebracht ins Spital. Und der Chef hat gefragt, bitte keine Klage machen oder sowas, weißt eh. Und Hauptsache, dass du - wir kümmern uns und kennen die Ärzte auch gut - dass du wieder fit bist und dass du wieder zu uns kommst.“* Auf Bitte des Chefs bestätigte er bei der Polizei, dass es sich um einen unabsichtlichen Arbeitsunfall handelte und verzichtete auf eine Anklage. *„Und ja, sobald das gekommen ist, schriftlich, haben sie mich gekündigt, vor Weihnachten habe ich den Brief gekriegt mit Kündigung. Nach acht Wochen haben sie mich gekündigt.“* (Klassenverbleib, Mann, 38 Jahre)

Es sind solche Vorfälle, die den Betroffenen ihre Diskriminierung aufgrund der Klassenherkunft oder Klassenposition erst richtig bewusst machen und gleichzeitig auch verdeutlichen, wie Klassismus und Ausbeutungsverhältnisse in der Arbeit zusammenhängen. Schon Marx wies auf den zentralen Gegensatz zwischen jenen der Bourgeoisie hin, die die Produktionsmittel besitzen, und jenen des Proletariats, die lediglich ihre Arbeitskraft besitzen und verkaufen müssen, eine *„Arbeitskraft selbst, die nur in seiner lebendigen Leiblichkeit existiert.“*

(Marx 1962, 183) Beschäftigte erarbeiten Wert, Besitzende eignen sich diesen an, dafür bezahlen sie Lohn. Ausbeutung für Marx ist nun jener Vorteil herrschender Klassen, sich aufgrund ihres Besitzes der Produktionsmittel den Mehrwert aneignen zu können, der nach Abzug der Entlohnung überbleibt. Dementsprechend sind nur solche Arbeitskräfte von Nutzen, die den Mehrwert der Unternehmen steigern können. Klassen sind für Marx dann jene gesellschaftlichen Gruppen, deren Beziehung zueinander letztlich durch diese Ausbeutungsverhältnisse strukturiert werden. Ist die „lebendige Leiblichkeit“ eingeschränkt, wie in den beiden zitierten Fällen, machen Arbeitnehmer:innen sehr schnell die Erfahrung, austauschbar zu sein. Hier zeigt sich die „*Brücke zwischen dem Glück der Starken*“ und „*der Not der Schwachen*“ vielleicht am klarsten. (Boltanski/Chiapello 2003: 398) In diesem Gefühl der raschen Ersetzbarkeit lässt sich der Klassismus vielleicht am ehesten verorten: Während gesundheitliche Beeinträchtigungen in mittleren und oberen Klassen mit Blick auf die Spezialkenntnisse der Beschäftigten seltener zu Kündigungen führen, während in Berufen der oberen Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft vielmehr auf den Erhalt der Arbeitskraft – sowohl verstanden als tatsächliche Arbeitsfähigkeit als auch der beschäftigten Arbeitskraft – geachtet wird, machen Lohnabhängige der unteren Klasse viel öfter diese Erfahrung der Austauschbarkeit. Statistisch zeigt sich das zum Beispiel daran, dass drei Viertel aller Leiharbeiter:innen³¹ 2023 in Gewerbe, Handwerk oder Industrie beschäftigt waren. (Statistik Austria 2024b)

Mit Blick auf die Schilderungen der Interviewpartner:innen plädieren wir dafür, prekäre Arbeit nicht mehr nur als „*unsicheres, instabiles, auf Widerruf gewährtes Verhältnis*“ oder als Spezialform atypischer Beschäftigungsverhältnisse (Niedriglohn, befristete und/oder geringfügige Arbeitsverhältnisse) zu verstehen, sondern den Begriff der Prekarität zu konkretisieren und auch als Folge von systematischen Verletzung des Arbeitsrechts sowie hohen Arbeitslosigkeitsrisiken in Kombination mit krankmachenden Arbeitsbedingungen und Arbeitsunfällen zu begreifen. Diese Form der Prekarität wird politisch ermöglicht und hergestellt, etwa indem es in Österreich keinen Kündigungsschutz im Krankenstand gibt. Körperlich krankmachende Arbeitsbedingungen, Berufskrankheiten und Arbeitsunfälle sind zwar kein Spezifikum unterer Erwerbsklassen, treten dort aber gehäuft auf. Der Klassismus – so unsere Interpretation – entsteht nun aus einer Kombination aus krankmachender Arbeit, fehlendem Kündigungsschutz und daher hohem Arbeitslosigkeitsrisiko

³¹ Gerade Leiharbeit steht im engen Zusammenhang mit dem Konzept der Austauschbarkeit, da sie strukturell darauf abzielt, Beschäftigte flexibel und kurzfristig einsetzbar zu machen, ohne ihnen langfristige Bindungen oder Sicherheiten zu bieten. Unternehmen nutzen Leiharbeit, um ihre Belegschaft an schwankende Marktbedingungen anzupassen, indem sie Arbeitskräfte bei Bedarf schnell einstellen und genauso rasch wieder abbauen können. Klaus Dörre argumentiert, dass Leiharbeit ein Instrument ist, das die Unsicherheit und Austauschbarkeit von Arbeitskräften systematisch verstärkt. In diesem Kontext sieht Dörre Leiharbeit als eine Schlüsselstrategie der sogenannten „Kapitalistischen Landnahme“, da sie nicht nur die Arbeitsmärkte flexibilisiert, sondern auch die soziale Absicherung und die Mitbestimmungsrechte von Beschäftigten unterminiert. (vgl. Dörre 2009)

sowie dem ökonomischen Zwang, rasch wieder eine neue Stelle anzunehmen in Bereichen, die körperliche Belastbarkeit voraussetzen. Der Interviewpartner mit der zertrümmerten Hand etwa erzählt, dass ihm empfohlen worden sei, den Zeigefinger zu amputieren und die Hand zu verschmälern. *„Und dann habe ich nachgefragt, wie lange würde das wieder dauern? Da haben sie gesagt, sechs Monate bis ein Jahr bis ich wieder fit bin und wieder Reha Zentrum. Dann habe ich gesagt, nein (lacht). Ich kann mir das nicht mehr leisten.“*

Prekäre Arbeitsbedingungen und Arbeitsverhältnisse kommen genauso wie Klassismuserfahrungen in der unteren Klasse am häufigsten vor. Lässt sich abschließend das Prekariat also vielleicht sogar als eigene Klasse begreifen?

Keine und keiner der zitierten Interviewpartner:innen leitete aus ihren Erlebnissen Handlungspotenziale oder solidarische Sichtweisen auf andere Lohnabhängige ab. Vielmehr werden prekäre Arbeitsbedingungen als fast schon natürlich gegeben und Benachteiligungen als individuelle Schicksalsschläge interpretiert. Nachtwey verweist darauf, dass es unterschiedliche Formen, Ausprägungen und dementsprechend auch unterschiedliche Erlebnisse in und mit prekären Verhältnissen gebe, die nicht nur *„von den Kontextbedingungen des Arbeitsmarktes und der eigenen Qualifikation, sondern auch von subjektiven Dispositionen“* abhängen. (Nachtwey 2016: 147) Insofern kann auch nicht von einer eigenständigen Klasse (auch im Sinne von bewusst wahrgenommener Klasse – das Wort „prekär“ fiel in keinem einzigen Interview) gesprochen werden, auch wenn sich die Klassismuserfahrungen durchaus ähneln.

3.4 Gesundheitssystem

Schon die Befragten der vorab durchgeführten Onlineumfrage nannten auf die Frage, wo sie sich aufgrund ihrer sozialen Herkunft oder sozialen Stellung diskriminiert gefühlt haben, auffällig oft das Gesundheitssystem. Die offenen Schilderungen in der Onlineumfrage liefern einen ersten Einblick, was Betroffene im Gesundheitssystem als klassistisch wahrnehmen. *„Ein Arzt (Orthopäde) fragte mich warum ich nicht arbeiten will und mit meiner Krankheit könnte ich ja in einer Fabrik arbeiten und nicht zuhause sitzen. Ich habe eine Wirbelsäulenerkrankung, zwei neue Hüften, schwere Arthrose in beiden Schultern“*, erzählt beispielsweise ein 55-jähriger Mann. Auffällig oft geht es um die ausbleibende oder Fehldiagnose einer Erkrankung: *„Aufgrund gesundheitlicher Probleme, für die ich aber keine Diagnose bekomme, wird mir immer wieder unterstellt, dass ich nicht arbeiten möchte. Das spiegelt sich bei Anträgen, die ich nicht stellen kann, weil ich eben keine Diagnose habe.“* Auch das Aussehen – und hier insbesondere Übergewicht – wird von Befragten, die eine Diskriminierung im Gesundheitssystem erlebten, als Merkmal angeführt: *„Dicke*

Menschen werden immer diskriminiert, vor allem in der Medizin werden sie nicht ernst genommen.“

Die vertiefenden qualitativen Interviews mit 20 Betroffenen liefern nun weitere Einblicke in Klassismuserfahrungen von Menschen im Gesundheitssystem.

Gesundheitssystem als Zwei-Klassen-System

Das Gesundheitssystem ist das einzige gesellschaftliche Teilsystem, in dem praktisch alle Befragten von sich aus eine Klassengesellschaft identifizierten. Meist wurde dabei ein „Zwei-Klassen-System“ kritisiert, das sich entlang der Einkommen und damit der Leistbarkeit von Gesundheitsdienstleistungen und entlang von Titeln und damit Bildungsabschlüssen formiere und mit Privilegien für obere und Nachteilen für untere soziale Klassen einhergehe. In keinem anderen Lebensbereich wurden von den Interviewpartner:innen so klar und deutlich die Privilegien mancher den Benachteiligungen vieler gegenübergestellt wie als es um das österreichische Gesundheitssystem ging. Kritisiert wurde dabei vor allem das System der Zusatzversicherungen und Wahlärzt:innen.

„(...) wenn man sich keine Zusatzversicherung leisten kann und dann quasi erste Klasse oder privat gehen kann, das ist natürlich dann schon eine Benachteiligung, weil heutzutage gibt es ja kaum mehr Ärzte auf Krankenschein. Und wenn man privat geht, natürlich hat man dann einen besseren Termin und einen schnelleren und wird auch länger angeschaut und so.“ (Klassenverbleib, Frau, 53 Jahre alt)

Dieser Eindruck der Interviewpartnerin wird auch von anderen Befragten geteilt. Ein älterer Mann etwa erzählt von seiner eigenen Geschichte und weist dabei auch auf die besondere Betroffenheit älterer Menschen in Österreich hin:

„Wenn du bei einem Arzt anrufst und sagst ‚Krankenkassa‘, kriegst du einen Termin in zwei Monaten. Wenn du sagst, du zahlst privat, kannst du morgen kommen. Und das ist, finde ich, das Allerschlimmste, was bei uns derzeit passiert. Und da sind so viele Leute davon betroffen und vor allem die älteren Menschen sind davon betroffen.“ (Klassenabstieg, Mann, 60 Jahre alt)

Ein anderer Teilnehmer bestätigt dies auf Basis seines eigenen Experiments, seiner, wenn man so will, eigenen Testingstudie:

„Es ist komisch, man ruft an derselben Stelle an und fragt nach, ob man einen Termin bekommt, sprich MRT, CT und so weiter. Man wird das mitgeteilt, ja in drei, vier, sechs Monaten bekommen Sie einen Termin. Und wenn man dann fragt: Und was kostet das wenn man privat zahlen würde, ja, das kostet so und so viel und sie würden innerhalb von drei Tagen den Termin bekommen. (...) Ist unsere Gesundheit unter dem Wirtschaftswert? Ja, das heißt, wenn ich geldliche Leistungen aus meiner Sicht leisten kann, dann kann ich

meine Gesundheit besser schützen.“ (Klassenverbleib, Mann, 47 Jahre alt)

Die Interviewpartner:innen sind mit ihren Einschätzungen und Erfahrungen nicht allein. Laut Austrian Health Report aus 2023 sind heute fast 80% der Menschen in Österreich der Meinung, dass es Menschen gibt, die es sich leisten können, in Österreich schneller behandelt werden. 45% befinden, dass nicht alle die gleiche Qualität bei Behandlungen bekommen. Und nur 25% empfinden das österreichische Gesundheitssystem als fair. (Sandoz 2023) Dabei beruht das österreichische Krankenversicherungssystem an und für sich auf dem Gleichheitsprinzip, d.h. alle Versicherten sollen die gleiche medizinische Versorgung erhalten. Dem steht jedoch das österreichische Wahlarztsystem entgegen, das in Europa singulär ist. Auch Ärzt:innen, die in öffentlichen Krankenanstalten angestellt sind, dürfen hierzulande eine private Ordination aufmachen. Wahlarztpatient:innen wiederum erhalten von der Krankenkassa bis zu 80% davon zurück, was die gleiche Behandlung bei Kassenärzt:innen gekostet hätte. *„Nirgendwo anders können Patient:innen zu privaten Ärzt:innen gehen und erhalten einen Teil des Honorars vom Staat zurück“*, sagte etwa Karin Eglau von der Gesundheit Österreich GmbH in einem Interview mit der Wiener Zeitung 2023. (Vasari 2023)

Die Zahl der Wahlärzt:innen nimmt konstant zu. Im Jahr 2000 gab es rund 4.700 Wahlärzt:innen in Österreich, 2010 waren es bereits 7.700 und 2020 fast 11.000. Die Zahl der Kassenärzt:innen blieb im selben Zeitraum hingegen gleich bei rund 7.000 während die Bevölkerung um fast 1 Mio. wuchs. (Quelle: Österreichische Ärztekammer) Laut Verband der Versicherungsunternehmen Österreichs haben heute 38 Prozent der Menschen in Österreich eine private Zusatzversicherung, auch genannt „Sonderklasse“. Sie erkaufen sich damit Privilegien ihrer Gesundheitsversorgung auf Kosten jener Menschen ohne finanziellen Spielraum, wie auch Thomas Czypionka, Leiter der Forschungsgruppe Gesundheitsökonomie und -politik am Institut für Höhere Studien, analysierte. Das österreichische Mischsystem aus öffentlicher und privater Gesundheitsversorgung folge seiner Einschätzung nach primär einer Sparlogik. Wenn mehr Wahlärzt:innen selbst ihr Honorar bestimmen können, müsse die öffentliche Hand weniger zahlen, durch Zusatzversicherungen würden Spitäler sogar dazuverdienen. Es sei, so Czypionka, ein System, das den Staat, Ärzt:innen sowie Spitäler begünstige. Auf der Strecke blieben jene Patient:innen, die sich die „Sonderklasse“ nicht leisten könnten. (Vasari 2023) Die Befragten schildern in den geführten Interviews immer wieder fehlende, eigentlich für sie nicht leistbare Angebote der Gesundheitsversorgung, etwa aufgrund hoher Selbstbehalte oder fehlendem Kostenersatz seitens der Krankenkassen (z.B. bei Zahnersatzbehandlungen oder Brillen oder Hörgeräte).

Problematisiert wird dieser fehlende Zugang zu einer adäquaten Behandlungsmöglichkeit von den Interviewpartner:innen aber nicht nur bei körperlichen, sondern auch psychischen Erkrankungen und Suchterkrankungen. So scheitere beispielsweise der Zugang zu einer Therapie an strukturellen Barrieren durch Kosten und fehlende Therapieplätze, wie ein spielsüchtiger Interviewpartner erzählt: *„Und dann kommt ein Arzt und sagt, ja, aber du musst 90 Euro zahlen für die Stunde beim Psychiater, weil für Leute wie dich gibt es keine Psychostunden auf Krankenschein. Zum Beispiel für einen Spielsüchtigen gibt es nämlich auch keine psychotherapeutischen Therapien auf Krankenschein, auch wenn es eine anerkannte Krankheit ist.“* (Klassenabstieg, Mann, 60 Jahre alt) Andere Teilnehmer:innen thematisierten nicht die fehlenden, sondern teuren Psychotherapien, zumal von den Krankenkassen finanzierte Therapieplätze erneut zu wenig vorhanden und dementsprechend mit langen Wartezeiten verbunden seien. Eine Teilnehmerin, die ihre Kindheit in den 1970er und 1980er Jahren in einer heiminternen Sonderschule verbringen musste – *„wir sind in diesen Schulen genauso geschlagen worden wenn wir nicht funktioniert haben“, „Gewalt war unter einander und auch von den Erziehern“, „es hat keinen Tag ohne irgendwelche Gewaltexzesse gegeben“* – sagt rückblickend, sie hätte nach der Schulzeit aufgrund einer posttraumatischen Belastungsstörung eigentlich dringend eine Psychotherapie benötigt, konnte sich diese aber nicht finanzieren: *„(...) und wenn man jemanden findet, dann muss man zahlen und ich meine, ein Mensch, dem 300 Euro im Monat zur freien Verfügung übrig bleiben, der kann sich keine Therapiesitzung, wo 50 Minuten 150 Euro kosten oder zum Teil auch mehr, wie soll denn das gehen?“* (Klassenverbleib, Frau, 55 Jahre alt) Erst im Lauf ihrer späteren Drogensucht als junge Erwachsene habe sie dann Anspruch auf einen bezahlten Therapieplatz erhalten: *„Ich muss Ihnen aber auch dazusagen, ich meine, darum habe ich gesagt, mir hat meine Drogensucht das Leben gerettet, ja, weil ich hätte mir zu diesem Zeitpunkt nie eine Psychotherapie zahlen können. Wissen Sie?“* (Klassenverbleib, Frau, 55 Jahre alt)

Aber nicht nur die Leistbarkeit erschwert Menschen unterer Klassen den Zugang zu notwendigen Therapien, sondern auch die aufgrund der fehlenden Plätze und langen Wartezeiten letztlich kaum vorhandene Wahlfreiheit des eigenen Therapeuten oder der eigenen Therapeutin. Wenn ein Platz frei wird, nimmt man den an, so die Meinung der Befragten.³² All dies führt letztlich zu

³² Dabei ist bekannt, dass gerade bei Einzelpsychotherapien das Vertrauensverhältnis zwischen Therapeut:in und Klient:in für den Erfolg der Therapie maßgeblich ist. In diesem Zusammenhang weiß man mittlerweile auch, dass der psychotherapeutische Prozess, der in einem Weltbild der Mittelschicht verwurzelt ist, den Bedürfnissen von Klient:innen mit niedrigem Einkommen nicht gerecht wird, etwa bei Depressionserkrankungen. (Falconnier 2009) Studien liefern zudem Hinweise darauf, dass Therapeut:innen mit eigenen Vorurteilen und Stereotypen konfrontiert werden wenn sie die Arbeit mit Klient:innen aus unteren Klassen aufnehmen. Smith (2005; 2009) beschreibt in diesem Kontext vor allem klassenbedingte Stereotype auf Seite der Therapeut:innen, die davon ausgehen, dass Klient:innen mit niedrigem Einkommen seltener von einer Psychotherapie profitieren und stattdessen eher auf unmittelbare materielle und praktische Hilfe ansprechen würden.

einer wenn nicht fehlenden dann zumindest als ungenügend zu charakterisierenden Situation für Menschen der unteren Klasse wenn es um benötigte psychotherapeutische Behandlungen geht. Ähnlich wie im restlichen Gesundheitssystem entsteht der Klassismus aus der Mischform zwischen privaten kostenintensiven Gesundheitsangeboten und öffentlichen, gratis, jedoch nicht im benötigten Ausmaß vorhandenen Kassenplätzen, die Erkrankte der unteren Klasse warten lassen und im therapeutischen Prozess benachteiligen. Oder wie ein Befragter, der selbst in einem psychotherapeutischen Setting gearbeitet hatte, zusammenfasst: *„Erstens einmal habe ich in so einem Institut gearbeitet gehabt und weiß auch, du kriegst 20 Minuten von der Krankenkassa, wenn du zum Institut kommst sind es nur mehr 10 Minuten und wenn du bei deinem Therapeuten drinnen bist sind es nur mehr 8 Minuten.“* (Klassenabstieg, Mann, 39 Jahre alt)

Die Nachteile im Gesundheitssystem beginnen aber nicht erst bei der Leistbarkeit bestimmter Gesundheitsleistungen, sondern schon bei der Terminvergabe, etwa für Operationstermine. Das derzeitige System befördert ein Zwei-Klassen-System, das sich vor allem entlang des verfügbaren Einkommens ausrichtet. Betroffen davon sind nicht nur Menschen der unteren Klasse – die Frage der Leistbarkeit von Zusatzversicherungen reicht weit in die Mittelklasse hinein. Dass Menschen der „Sonderklasse“ z.B. einen schnelleren Operationstermin bekommen als Menschen ohne private Zusatzversicherung ist Klassismus in jedem Aspekt der Definition – eine Diskriminierung von Menschen, die sich gegen deren Einkommenssituation, mangelnde Ressourcen sowie Lebensführung richtet. Noch dazu ist sie in manchen Bundesländern gesetzlich verboten³³.

Schon 2013 hat das IHS aber in einer Patient:innenbefragung festgestellt, dass Menschen mit einer privaten Zusatzversicherung eine mittlere Wartezeit von 4,3 Wochen auf eine Hüft-, Knie- bzw. Schultergelenksoperation in öffentlichen Krankenanstalten hatten, Patientinnen und Patienten ohne private Zusatzversicherung hingegen eine mediane Wartezeit von 13 Wochen, also drei Mal so lange. (Czypionka et al. 2013) Der Klassismus äußert sich also auch im Gesundheitsbereich zunächst in Form eines erschwerten – oder in diesem Fall: verlängerten und verschobenen – Zugangs zu adäquaten Dienstleistungen.

Während der Gesundheitsbereich der einzige Lebensbereich war, in dem die Befragten tatsächlich Klassismus auch auf struktureller Ebene identifizierten, überwogen in den Interviews dennoch die Klassismuserfahrungen im direkten

³³ Wie Spitäler Operationen organisieren, wird durch das föderale Krankenanstaltsgesetz geregelt, das sich aber von Bundesland zu Bundesland unterscheidet. Das oberösterreichische Krankenanstaltsgesetz hält z.B. in Paragraph 28 fest: „Die Terminvergabe hat ehestmöglich und ausschließlich nach medizinischen Gesichtspunkten sowie nach betriebsorganisatorischen und sozialen Aspekten zu erfolgen.“

(<https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=LrOO&Gesetzesnummer=10000568&FassungVom=2024-11-01>)

Kontakt mit dem Gesundheitspersonal. Die Bevorzugung Menschen höherer Klassen wird dabei schon im Wartezimmer beobachtet:

„(...) mein Bruder hat mir das einmal erzählt, dass er, als er dann seinen ersten Titel eintragen hat lassen und das irgendwie auch aufgeschienen ist auf der E-Card quasi, besser behandelt worden ist oder halt gleich anders angesprochen worden ist und so. Ich habe das bis jetzt noch nicht gemacht, also ich bin nach wie vor ohne Titel bei der Versicherung, zumindest werde ich beim Arzt, weil man wird ja dann, glaube ich, mit Titel aufgerufen, und das war bei mir noch nie. Darum wissen die Ärzte natürlich dann auch nicht, abgesehen von dem, wie man sich halt dann kleidet oder wie man sich halt artikuliert, was jetzt so die Herkunft ist. Es ist, das liegt auch wieder eher dann an mir, dass ich einfach das nie gelernt habe, dass ich halt so, ja, doch was fordere zum Beispiel.“ (Klassenaufstieg, Frau, 43 Jahre alt)

Auffällig an dieser Interviewpassage ist nicht nur der Hinweis auf eine Ungleichbehandlung im Wartezimmer entlang des formalen Bildungsabschlusses, sondern auch anderer gemeinhin mit Klasse assoziierter Merkmale wie z.B. Kleidung, Artikulation, Aussehen und Auftreten. Ähnlich wie die Schilderungen einer Benachteiligung bei Jobbewerbungen aufgrund von Übergewicht stellen manche Betroffene von selbst eine Verbindung her zwischen ihrem Gewicht und ihrer sozialen Stellung – wenngleich Klassismus und die Diskriminierung aufgrund von Übergewicht zwei unterschiedliche Diskriminierungsformen sind.

Klassismuserfahrungen im Gesundheitsbereich stellen sich für die Betroffenen oft als Abwertung, als Disziplinierung, aber vor allem als fehlende Aufmerksamkeit, als Nicht-Beachtung der eigenen Anliegen dar. Dies hat nicht nur emotionale Folgen für die Betroffenen, sondern auch gesundheitliche, wenn es dadurch zu Fehldiagnosen kommt. *„Ich habe bis sechs Jahre nichts reden können, was meine Eltern dann sehr verunsichert hat, Ärzte gegangen, Logopäden gegangen, die haben immer, oft gesagt gehabt, na der ist nur zu faul zum Reden und irgendwann hat ein Arzt dann entdeckt, na der kann gar keine Laute bilden, wenn das nicht geschlossen ist, nicht.“ (Klassenabstieg, Trans*ident, 55 Jahre alt)* Auch in diesem Zitat scheinen wieder jene Momente der Abwertung in Kombination mit Disziplinierung und fehlender Beachtung der Anliegen der Patient:innen durch, die für den Klassismus im Gesundheitssystem charakteristisch sind. Die Liste der in den Interviews geschilderten Fehldiagnosen reicht von der erwähnten Gaumenspalte über Bandscheibenvorfälle und Wirbelsäulenerkrankungen bis hin zu psychischen Erkrankungen, wobei letztere auch als Stigma korrekten Diagnosen entgegenstehen können, wie sich eine Befragte erinnert: *„Und was hat der Mann gemacht, der hat mich sofort auf die Psychiatrie und hat mich anstatt in die Neurologie in die Gastro einweisen lassen, weil ich gesagt habe, ich habe extreme Kopfschmerzen, also angefangen hat es mit extremen Kopfschmerzen und danach habe ich aufgrund der*

Kopfschmerzen erbrochen, er hat die Kopfschmerzen weggelassen und hat mich gleich auf die Gastro, weil alles andere ist sowieso nur psycho.“ (Klassenverbleib, Frau, 55 Jahre alt) Von den Interviewpartner:innen werden insbesondere diese Fehldiagnosen in Kombination mit der schlechten Behandlung (im doppelten Sinn des Wortes) seitens des Gesundheitspersonals mit ihrer sozialen Herkunft assoziiert und daher als Klassismus erlebt.

Für die Betroffenen begann damit meist ein Leidensweg auf der Suche nach einer zutreffenden Diagnose und adäquaten Behandlung ihrer Erkrankungen. Die Diagnosearbeit wird dabei auf die Erkrankten selbst abgeschoben. Sie erzählen beispielsweise davon, oft monatelang nach Gründen für ihre Erkrankungen recherchiert zu haben. Die erlebten Abweisungen führen zu einem empfundenen Kampf gegen das System (*„und ich Don Quichote renne dagegen“*) und zu verzögerten Diagnosen. Gleichzeitig führt der ökonomische Druck in unteren Klassen zu einer Verkürzung der Rekonvaleszenzzeiten, wenn beispielsweise längere Therapien nicht aufgenommen werden können.

Weder sind die Befragten mit diesen Erfahrungen noch mit ihren Schlussfolgerungen allein. Schon seit den 1980er Jahren haben Gesundheitsstudien wiederholt nachgewiesen, dass der sozioökonomische Status nicht nur eine zentrale Determinante des Gesundheitszustands, sondern in vielen Ländern ein ursächlicher und mitbestimmender Faktor für eine unterschiedliche Morbidität und letztlich Mortalität ist. Menschen mit niedrigerem sozioökonomischen Status haben im Vergleich zu wohlhabenderen Menschen eine kürzere Lebenserwartung und vor allem eine kürzere gesunde Lebenserwartung. (vgl. Black 1980; Phelan et al. 2010) Während die Datenlage für Österreich lückenhaft bis nicht vorhanden ist, hat das RKI mittlerweile für Deutschland nachgewiesen, dass Frauen und Männer, deren Einkommen unterhalb der Armutsrisikogrenze liegen, ein im Verhältnis zur höchsten Einkommensgruppe bis zu 2,7-fach höheres Sterberisiko haben. Oder anders gesagt: In der ärmsten Einkommensgruppe sterben 16% der Frauen und 31% der Männer vor dem 65. Lebensjahr und damit vor Pensionsantritt, in der wohlhabendsten Gruppe erreichen 93% der Frauen und 87% der Männer das Pensionsantrittsalter. Auch die Chancen auf ein gesundes Altern variieren stark zwischen den ärmsten und reichsten Haushalten: Wohlhabende Frauen leben 13 Jahre, wohlhabende Männer sogar 14 Jahre länger gesund als armutsgefährdete Menschen. (Lampert/Kroll 2014)

Die diskutierten Ursachen dafür sind zahlreich und komplex, als eine immer wiederkehrende wird jedoch eine Diskrepanz in der Behandlung und Pflege von Menschen der unteren Klasse im Vergleich zu Menschen der Mittel- und oberen Klassen angeführt. Diese resultiere auch, wie Studien nachweisen, aus impliziten Vorurteilen und Stereotypen des Gesundheitspersonals gegenüber Patient:innen mit niedrigem sozioökonomischem Status, oft mit nachteiligen

Folgen für die Gesundheitsversorgung. Eine US-amerikanische Metastudie aus 2017 kam auf Basis der Sichtung von mehreren Dutzenden Studien zum Schluss, dass Ärzt:innen und Pfleger:innen impliziten Vorurteilen bezüglich ethnischer Herkunft, Alter, Geschlecht und auch sozialem Status ihrer Patient:innen unterliegen und dass diese die Diagnose und das Niveau der Patient:innenversorgung negativ beeinflussen. Die Studie zeigte zudem, dass die soziale Herkunft und Stellung einer Person stärkere Vorurteile hervorrufen als andere Merkmale wie z.B. ein Migrationshintergrund. (Fitzgerald/Hurst 2017) Beyer et al. untersuchten zudem Faktoren, die die Diagnose und Behandlungsentscheidungen bei Nierenkrebs beeinflussen, und stellten fest, dass Bildungsniveau und soziale Stellung der Patient:innen am häufigsten zu Fehldiagnosen und Fehlentscheidungen seitens der behandelnden Ärzt:innen geführt haben. (Beyer et al. 2021) Auch die Patient:innenkommunikation wird durch Statusunterschiede gestört: Willems et al. stellten beispielsweise fest, dass Ärzt:innen Patient:innen mit niedrigem sozioökonomischem Status seltener alle relevanten Informationen weitergeben, sie seltener ins Gespräch miteinbeziehen und seltener Anweisungen zur Medikamenteneinnahme mitgeben. (Willems et al. 2005)

All diese Ergebnisse legen bereits einen offenkundigen Klassismus im Gesundheitsbereich nahe. Wir argumentieren, dass der Klassismus aber gerade im Kontext der zu Beginn des Kapitels skizzierten systemischen und von der Politik geförderten Ausdünnung der Gesundheitsversorgung mit Kassenärzt:innen gesehen werden muss. Diese führt dazu, dass Kassenärzt:innen immer mehr Patient:innen versorgen müssen, wie auch der Rechnungshof in einem Bericht zur ärztlichen Versorgung in Österreich 2021 feststellte. Nüchtern konstatierte dieser den inhärenten Klassismus und den Bruch mit dem Gleichheitsprinzip: *„Da den Wahlarztbereich verstärkt Personen mit höherer Kaufkraft beansprucht, führe eine Versorgung durch Wahlärztinnen und -ärzte unter Public-Health-Gesichtspunkten nicht zu einer Inanspruchnahme der Gesundheitsdienstleistungen nach ausschließlich medizinischen Bedarfskriterien.“* (Rechnungshof 2021: 101)

Klassistisch diskriminiert werden also Menschen, die sich keine Zusatzversicherung leisten können, weil *„das mit den Kassenärzten einfach nicht funktioniert, weil die weder die Zeit noch das Knowhow haben, sich mit jedem einzelnen anamnestisch wirklich auseinander zu setzen“*, wie eine Teilnehmerin erklärt. Auf die Art fördert Klassismus auch die unterschiedliche Lebenserwartung von reichen und wohlhabenden und armutsgefährdeten oder armen Bevölkerungsgruppen. Oder wie schon im ersten Zitat des Kapitels erwähnt: *„Und wenn man privat geht, natürlich hat man dann einen besseren Termin und einen schnelleren und wird auch länger angeschaut und so.“*

Klassismuserfahrungen bei Antrag auf Invaliditäts- bzw. Berufsunfähigkeitspension

Endgültig existenziell wird der Klassismus im Gesundheitssystem dann, wenn er an andere Teilsysteme anknüpft, etwa wenn es um die Frage der weiteren Arbeitsfähigkeit bzw. Arbeitsunfähigkeit geht. Wir argumentieren, dass sich der Klassismus in der Arbeitswelt überhaupt erst vor dem Hintergrund der Erfahrungen, die Menschen im Prozess der Abklärung ihrer Arbeitsfähigkeit nach Erkrankungen oder Arbeitsunfällen machen, vollständig verstehen lässt.

Grundsätzlich beginnt dieser Prozess mit der Erkrankung eines Arbeitnehmers oder einer Arbeitnehmerin und der anschließenden Arbeitslosigkeit. Anspruch auf Arbeitslosengeld bzw. Notstandshilfe haben dabei nur jene Arbeitslosen, die Arbeit suchen und arbeitsfähig sind, dem Arbeitsmarkt also zur Verfügung stehen. Hat das AMS nun Zweifel über die Arbeitsfähigkeit der arbeitssuchenden Person, sind diese verpflichtet, sich auf Anordnung der regionalen Geschäftsstelle des AMS im Wege des „Kompetenzzentrums Begutachtung“ ärztlich untersuchen zu lassen. Bereits vorliegende ärztliche Befunde zählen nicht, die Beurteilung der Arbeitsfähigkeit obliegt allein den zuständigen Sozialversicherungsträger:innen, zumeist der PVA („Gesundheitsstraße“ zwischen AMS und PVA). Bei einer Verweigerung dieser Überprüfung kommt es zu einer Sperre des Arbeitslosengeldes. Die Überprüfung resultiert in einem Attest, das dem AMS im Anschluss übermittelt wird und in der Regel eine Einschätzung, inwieweit eine Person arbeitsfähig ist, welchen Anforderungen sie gewachsen ist und Empfehlungen zur Rehabilitation enthält. Besteht nun laut PVA Arbeitsfähigkeit, erhält die arbeitssuchende Person weiterhin Arbeitslosengeld bzw. Notstandshilfe (sofern sie dem Arbeitsmarkt zur Verfügung steht), besteht Arbeitsunfähigkeit, wird ein Pensionsverfahren eingeleitet, das wiederum in der Zuerkennung einer frühzeitigen Pension oder eines Rehabilitationsgeldes enden kann. Bereits an dieser Stelle wird deutlich, welches Gewicht das Gutachten der PVA für die Betroffenen hat und mit welchen oft existenziellen Folgen dieses einzelne Gutachten verbunden ist.

Diesen ganzen Prozess und insbesondere die medizinische Abklärung der Arbeitsfähigkeit seitens der PVA erlebten alle Teilnehmer:innen, die damit Erfahrung gemacht haben, als zutiefst belastend, zeitintensiv, restriktiv, rigide und letztlich diskriminierend.

Auf Ebene der subjektiven Klassismuserfahrungen zeigt sich eine Trennlinie zwischen psychischen und körperlichen Beeinträchtigungen. Ein Interviewpartner schildert etwa seine Eindrücke aus der Sozialarbeit mit betroffenen Menschen: *„Und wenn der dann beim Pfuschen vom Gerüst runterfällt, und er hat keine private Versicherung, interessiert sich kein Schwein für den. Die fallen so in der Statistik nicht mehr auf. Und wenn der aber dann zur PVA geht und*

sagt, ich will in Pension gehen, sagen die, Sie können eh noch 500 Schritte gehen, Sie können noch irgendwo sitzende Arbeiten machen, und quälen den noch her, anstatt dass sie ihn in Pension schicken.“ Spannend an dieser Erzählung ist vor allem, dass der Interviewpartner aus seinen eigenen Beobachtungen auch Gruppen identifiziert, die seiner Ansicht nach im Prozess privilegiert werden, und daraus durchaus ein Klassenmodell ableitet. Er meint: „Burnout ist so ein Modewort bei den Reichen. Menschen, die unten bei den Arbeitern sind, die Maurer oder so, die reden nicht von Burnout. Aber die haben das alle. Die sind nämlich wirklich ausgebrannt von ihrem Job.“ (Klassenabstieg, Mann, 60 Jahre alt)

In einem anderen Fall wurde einem Interviewpartner die zugesprochene Frühpension wieder aberkannt. Er war zuletzt Verkäufer „im Bereich natürlich Farben, Deko“ aufgrund seiner Lehrausbildung als Maler, 2007 erkrankte er an Speicheldrüsenkrebs. 2012 wurde er, wie er geglaubt hat, „unbefristet pensioniert“. Die „Unbefristung“ endete „am 1. August 2019, wo mir, leider Gottes, ja, die Pension entzogen wurde.“ Daraufhin beginnt ein Rechtsstreit, erst nach „viereinhalb Jahren, im Dezember letzten Jahres, am 5. Dezember, habe ich dann, ja, einen telefonischen Anruf bekommen, seitens der PVA, wo mir mitgeteilt wurde, dass das Gericht rückwirkend verordnet hat, dass die Pension nach wie vor ausbezahlt werden muss.“ Diese viereinhalb Jahre jedoch waren für ihn sehr belastend. „Man bekommt dann quasi verordnet die Ärzte, man geht zu denen hin und auf einmal bist du top gesund“, erzählt er. Von seinen eigenen Ärzt:innen hingegen erfährt er Unverständnis – aber nicht ihm gegenüber, sondern gegenüber der PVA: „Jeder von denen schüttelt einfach den Kopf und fragt, wie ist das möglich, aber es ist leider, leider, leider möglich.“ Eine Ärztin sagt ihm sogar, „die sind echt bei Ihnen ganz ganz falsch, die suchen da den ganz ganz falschen Weg um Sie wieder in den Arbeitsmarkt herauf zu bringen.“ Über unterschiedliche Bewältigungs- und Umgangsstrategien mit Klassismus wird später im Bericht noch die Rede sein, jedoch zeigt das Beispiel dieses Interviewpartners, wie zermürend ein Rechtsstreit, wie belastend und langwierig ein Sich Wehren sein kann:

„Das war der Kampf, der mir persönlich, und natürlich meiner ganzen Familie, insbesondere meiner Frau, meinen Kindern, viel, viel entzogen hat, also ich war fast, nein wirklich, ich war unter dem Boden, aber ja, letztendlich, wo ich fast aufgegeben gehabt habe, ist Gott sei Dank mit dem dritten Anlauf, was Anwälte betrifft und so weiter, Frau Dr. (anonymisiert) aus Wien hat natürlich den Kampf, ja, gewonnen, den Kampf, also den Gerechtigkeitskampf, aus meiner Sicht, gewonnen.“ (Klassenverbleib, Mann, 47 Jahre alt)

Ein anderer arbeitsloser, mittlerweile notstandshilfebeziehender Interviewpartner, der u.a. als Taxifahrer, in einer Buchhandlung und zuletzt als Kellner gearbeitet hat, wurde 2010 auf der Straße von einem Auto angefahren

– „14.11. war der Verkehrsunfall und am 21.11. hatte ich keinen Job mehr und nur mehr 650 Euro.“ Durch den Unfall habe sich bei ihm die Wirbelsäule wie er sagt „komplett verschoben – Skoliose in jedem Wirbelsäulenabschnitt“, seitdem führe er ein Leben, „wie man es eigentlich vom Lockdown kennt.“ Eine genaue Diagnose erhielt er aber weder von der AUVA noch der PVA, seitdem lebe er „eigentlich ohne Diagnose und das war aber auch so der komplette Rückzug dann, ich war massiv depressiv, weil ich ja dagestanden bin in dem Wissen, ich brauche Hilfe, kriege aber keine.“ Gerade in dieser Phase habe er dann „wirklich oft wen gewünscht, der mich an der Hand nimmt und mit mir kämpft“. In dieser Phase habe er seine Beraterin am AMS als alleinige Unterstützung empfunden, „die hat, Gott sei Dank, Verständnis gehabt dafür, ohne irgendeiner Diagnose, ohne irgendwas, die war wirklich so, wo sie gesagt hat, ja, ich verstehe Sie.“ Die Abklärung seiner Arbeitsfähigkeit allerdings empfand er als unwürdig:

„(...) und auch jedes Ansuchen bei der PV oder bei der AUVA, also da muss man gute Nerven haben, weil du kommst dort hin, die horcht dir nicht zu. Das ist die Ärztin, die muss dich dann ärztlich beurteilen, die hört dir nicht zu und schreibt irgendwas auf weil es sowieso abgelehnt wird. (...) Also wenn du so einen Antrag stellst, du wirst in jedem Fall einmal abgelehnt, dann musst du vor das Sozialgericht, nur in meiner Position war das unmöglich für mich, das war schon schwierig diesen Antrag zu stellen, es war schon schwierig für mich, dort hin zu gehen, dann habe ich bemerkt gehabt, die interessiert das gar nicht, hat die Hälfte der Sachen – ‚ja, danke.‘ (...) Und die war so, na ja, eigentlich will ich gar nicht mehr mit-schreiben. Sage ich: hören Sie, schreiben Sie das auf und wirklich aber so.“ (Klassenabstieg, Trans*ident, 55 Jahre alt)

Der Interviewpartner glaubt, das „ist eine Systemfrage, die hat den Auftrag: ablehnen wenn er nicht querschnittsgelähmt ist.“ Er musste sich daraufhin weiterhin für Jobs bewerben, u.a. arbeitete er in Gärtnereien und im Einzelhandel, aber nie lange, dazwischen immer wieder Phasen der Arbeitslosigkeit. Er lernte dann privat einen Wahlarzt kennen, der ihm bestätigte: „Du hast mit dem keine Chance, Du musst irgendwas Psychisches machen, weil sonst, körperlich hast du keine Chance nicht.“

All die Schilderungen der Interviewpartner:innen, die zur Abklärung ihrer Arbeitsfähigkeit an die PVA verwiesen wurden, deuten auf massive Benachteiligungen im Abklärungsprozess hin. Die Betroffenen erleben diese, ähnlich wie im restlichen Gesundheitssystem, vor allem in Form der Nicht-Beachtung ihrer Anliegen und Erkrankungen. Die Folgen in diesem Fall sind existenziell, wenn körperlich schwer beeinträchtigten Betroffenen die Arbeitsfähigkeit attestiert wird und diese dann weiterhin dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen müssen, um Arbeitslosengeld oder Notstandshilfe zu beziehen.

Zudem gibt es auch nur wenige Informationen zu den Kriterien und Methoden, die im Rahmen der Begutachtung und Abklärung der Arbeitsfähigkeit seitens der PVA angewandt werden. Dies kritisierte auch der 2022 vom Sozialministerium herausgegebene wissenschaftliche Endbericht der FH Kärnten „Arbeits(un)fähig?“, der auf die Feststellung der Arbeitsfähigkeit von Menschen mit Behinderung fokussiert. Konkret kritisieren die Autor:innen, dass den Betroffenen *„die Kriterien und Befunde, aufgrund derer eine Feststellung von ‚Arbeits(un)fähigkeit‘ getroffen wird, von den Gutachter:innen nicht transparent gemacht“* werden, und weiter: *„Selbstbetroffene berichten (...), dass ihre Anwesenheit während der Begutachtung im Grunde nicht erforderlich gewesen wäre. Es habe nicht wirklich ein Dialog zwischen der zu begutachtenden Person und dem:der Gutachter:in stattgefunden. Der:die Gutachter:in habe über die Person befunden, ohne dass die Ergebnisse der Begutachtung kommuniziert und transparent gemacht worden seien. Der Bescheid der PVA sei lediglich per Post an die Person ergangen. Weiter schildern die Selbstbetroffenen, dass der:die Gutachter:in sich kaum Zeit für sie genommen, sondern den Kriterienkatalog schnell abgehandelt habe. Auch wurde die Begutachtung als angsteinflößend und lange vor dem Termin als beklemmend erlebt. Auch von ‚Traumatisierung‘ durch die Begutachtung ist in der qualitativen empirischen Forschung dieser Studie die Rede, die einer langen Aufarbeitung mit professioneller Unterstützung bedurft habe.“* (Arnold et al. 2022: 100)

Laut Bericht³⁴ wurden von 2010 bis 2019 rund 70.000 vom AMS eingeleitete Feststellungsverfahren der Arbeitsfähigkeit von arbeitssuchenden Personen durchgeführt, wobei hier auch mehrmalige Feststellungsverfahren einfließen. Insgesamt durchliefen zwischen 2010 und 2019 55.607 Arbeitssuchende ein Feststellungsverfahren ihrer Arbeitsfähigkeit. In zwei Drittel der Fälle wurde den Personen Arbeitsfähigkeit attestiert, in 14% der Fälle hingegen eine fehlende Arbeitsfähigkeit. In den restlichen Fällen wurde das Verfahren entweder abgebrochen oder verschoben, da Krankheit- oder Therapieverlauf abgewartet werden musste. Auffällig ist der hohe Anteil an Menschen mit maximal Lehrabschluss, die vom AMS zur PVA weiterverwiesen werden, 60% hatten maximal Pflichtschul- und 29% maximal Lehrabschluss. Leider liefert die Studie keine Hinweise darauf, ob sich der Ausgang des Verfahrens zwischen einzelnen Bildungsgruppen unterscheidet oder welche Berufsgruppen am häufigsten zur Feststellung ihrer Arbeitsfähigkeit an die PVA verwiesen werden. (Arnold et al. 2022: Kapitel 4)

Aus diesem Grund kann auch von uns bisher nur bilanziert werden, dass das Feststellungsverfahren der Arbeitsfähigkeit von Betroffenen als unangemessen

³⁴ Die Autor:innen merken an, dass der zentralste Datensatz zur Analyse der Feststellungsverfahren in der PVA verortet ist, diese der Bitte nach einem Datenauszug jedoch nicht nachkam.

empfundener wird und offenbar den Ansprüchen und Problematiken der Betroffenen nicht gerecht wird. Dass die Betroffenen – gesundheitlich beeinträchtigte Arbeitssuchende – zu fast 90% maximal Pflichtschul- oder Lehrabschluss aufweisen, bestätigt den bereits am Ende des Kapitels 3.3 festgestellten Zusammenhang aus krankmachender Arbeit, fehlendem Kündigungsschutz und daher hohem Arbeitslosigkeitsrisiko in der unteren Klasse. Um daraus auf Klassismus zu schließen, bräuchte es jedoch detaillierterer Zahlen zum Ausgang der Feststellungsverfahren entlang von Klassenindikatoren.

Solche lieferte Arbeitsminister Martin Kocher am 26. Juli 2021 in einer schriftlichen Beantwortung einer parlamentarischen Anfrage, die zwei Monate zuvor von Gerald Loacker und Fiona Fiedler (NEOS) unter dem Titel „Blackbox Arbeitsunfähigkeit“ eingebracht wurde. Auf die Fragen „Wie viele Personen erhielten in den vergangenen drei Jahren ein Gutachten der PVA, dass (sic) Ihnen Arbeitsfähigkeit attestierte (...)“ bzw. „Wie viele Personen erhielten in den vergangenen drei Jahren ein Gutachten der PVA, dass (sic) Ihnen Arbeitsunfähigkeit attestierte (...)“ lieferte der Arbeitsminister Zahlen des AMS: Demnach erhielten zwischen 2018 und 2020 12.883 Arbeitssuchende ein Gutachten der PVA, das ihnen Arbeitsfähigkeit attestierte, und 3.548 Personen ein Gutachten, das ihnen Arbeitsunfähigkeit bescheinigte. Interessant daran ist die Aufschlüsselung nach höchstem Bildungsabschluss der Personen: Denn während von den 418 Betroffenen mit akademischem Abschluss, 1.041 Betroffenen mit Matura und 572 Betroffenen mit mittlerem Abschluss ein Viertel ein Gutachten erhielten, das ihnen Arbeitsunfähigkeit bescheinigte, beläuft sich der Anteil unter den 4.299 Betroffenen mit maximal Lehrabschluss und den 10.101 Betroffenen mit maximal Pflichtschulabschluss nur auf ein Fünftel. Hinzu kommen klare Branchenunterschiede: Zieht man extraterritoriale Organisationen und Privathaushalte mit Hauspersonal ab, liegt die Rate an Bescheinigungen einer Arbeitsunfähigkeit mit 33% am höchsten im Unterrichtssektor gefolgt von 31% im Informations- und Kommunikationsbereich und 29% in der Energieversorgung. Bei rund 25% liegen die Anteile in der Erbringung von freiberuflichen, wissenschaftlichen oder technischen Dienstleistungen und im Gesundheits- und Sozialwesen. Am niedrigsten hingegen liegen die Anteile an attestierter Arbeitsunfähigkeit in der Land- und Forstwirtschaft (2%), in der Wasserversorgung bzw. Abwasser- und Abfallentsorgung (17%), im Bauwesen (17%) und in Handelsberufen (18%). Auch wenn der statistische Nachweis von klassistischer Diskriminierung unterer Erwerbsklassen im Feststellungsverfahren der Arbeits(un)fähigkeit damit noch nicht vollständig gegeben ist, möchten wir an dieser Stelle dennoch festhalten, dass die niedrigen Zuerkennungsraten der Diagnose „arbeitsunfähig“ unter Arbeitssuchenden mit niedrigeren formalen Bildungsabschlüssen und vor allem ehemaligen Beschäftigten in traditionellen Arbeiter:innenberufen (die nur einen Teil jener ausmachen, die sich unterhalb der Mittelklasse sehen) in Kombination mit den Schilderungen der

Interviewpartner:innen eine klassistische Benachteiligung im Feststellungsverfahren seitens der PVA nahelegen, wenngleich wir einschränkend festhalten, dass wir keine Interviews mit Menschen aus der oberen Klasse geführt haben, die arbeitslos und gesundheitlich so beeinträchtigt waren, dass sie sich der Überprüfung ihrer Arbeitsfähigkeit unterziehen mussten. Diese sind jedoch – das ist feststellbar – gesetzlich bevorteilt, sie erhalten z.B. einen sogenannten Berufsschutz, der unqualifizierten Beschäftigten gesetzlich vorenthalten wird. Der Berufsschutz soll gewährleisten, dass Beschäftigte mit höherer Qualifikation vor einem sozialen Abstieg bewahrt werden, da sie im Fall einer Arbeitslosigkeit nur auf Berufe mit vergleichbarem Ausbildungsniveau verwiesen werden können. Diese Regelung kann jedoch zu Ungleichheiten führen, wenn ungelernte Arbeitende in Hilfsarbeiter:innenjobs mit stärkeren gesundheitlichen Einschränkungen weiter auf solche Stellen vermittelt werden. (vgl. Reiter 2002; Reiter/Woltran 2010)

Was daran ist Klassismus? Der Klassismus zeigt sich – ähnlich wie in anderen Gesundheitsbereichen – in Form der Unterstellung, man sei nicht leistungswillig, in Form von Schuldzuweisungen an die Personen selbst, während die eigentlichen Anliegen und Symptome nicht oder nur ungenügend berücksichtigt werden, was wiederum zu Fehldiagnosen und falschen Attesten führt. Letztlich handelt es sich um eine spezifische Form der Disziplinierung, die die Betroffenen möglichst in ihren Berufen und Lebensumständen halten sollen, statt ihnen Leistungen aus der Sozial- oder Pensionsversicherung zuzuerkennen.

3.5 Andere Lebensbereiche

Die meisten Erzählungen der Interviewpartner:innen auf die Frage nach Klassismuserfahrungen bezogen sich auf die bisher dargestellten Lebensbereiche Kindheit und Schule, Arbeit und Arbeitslosigkeit sowie den Gesundheitsbereich. In den Interviews wurden zwar auch andere Lebensbereiche von uns adressiert, jedoch erinnerten sich nur wenige Interviewpartner:innen hier an für sie zumindest eindeutig in Erscheinung getretene Diskriminierungserfahrungen aufgrund ihrer Klassenherkunft oder Klassenposition. Dennoch lieferten manche Interviews Anhaltspunkte dafür, dass sich Klassismus auch in anderen Lebensbereichen abseits Schule, Arbeit und Gesundheitssystem äußern kann – im Wohnbereich, auf Banken und auf anderen Ämtern und Behörden abseits des AMS – die wir in diesem Kapitel zusammenfassen.

Einige Interviewpartner:innen empfanden diesbezüglich den schwierigen Zugang zu für sie leistbarem Wohnraum als Klassismus, als systematische Benachteiligung von Menschen mit niedrigen oder keinem Einkommen. Eine junge Frau, die zum Studium nach Wien kam, erinnert sich beispielsweise:

„Ich habe eben dann in einem Studentenheim gewohnt, bin dann aber sehr schnell ausgezogen, (...) ich war dann kurz alleine und dann bin ich aber mit zwei Freundinnen in eine WG gezogen und das war dann schon mal irgendwie einfach schwierig, weil das war so eine illegal untervermietete WG und da sind wir dann rausgeworfen worden und dann war da sehr viel Wechsel von Wohnung und immer wieder schauen, wie kommt man zu einer Wohnung und wie finanziert man das.“ (Klassenaufstieg, Frau, 35 Jahre)

Sie selber komme aus einer traditionellen Arbeiter:innenfamilie, die Eltern konnten sie während ihres Studiums nicht finanziell unterstützen – etwas, das fast alle Klassenaufsteiger:innen in den Interviews erzählten: *„Das war irgendwie so das was mich hauptsächlich beschäftigt hat, dieses Arbeiten müssen um halt überhaupt einmal das Wohnen zu finanzieren und dann sich irgendwie um das Studium zu kümmern.“* Eine andere Teilnehmerin erinnert sich, dass sie von den Eltern während ihres Studiums ebenfalls kaum finanziell unterstützt werden konnte, *„also ein bisschen was von zu Hause, aber nicht ausreichend um jetzt irgendwie, ja, Wohnung oder so zu finanzieren.“* Auch sie musste während ihres Studiums arbeiten, sie habe *„immer mehr zu arbeiten begonnen, dadurch hat sich mein Abschluss noch verzögert.“* (Klassenaufstieg, Frau, 43 Jahre alt)

Diese Zitate verweisen in erster Linie auf den Zusammenhang zwischen Wohnkosten und den auch dadurch erschwerten Chancen auf ein Studium für Kinder und Jugendliche aus der unteren Klasse. Dass laut letzter Studierenden-Sozialerhebung mehr als die Hälfte der Studierenden aus einer hohen oder gehobenen Schicht stammen, aber nur 16% aus Haushalten, in denen Bildungsstand und Berufsstatus der Eltern niedrig waren, liegt unserer Ansicht nach zwar ursächlich an der Ausgestaltung des derzeitigen Bildungssystems, den Bildungskosten und damit verbundenen Klassismen (siehe Kapitel 3.1), allerdings weisen unsere Interviews mit Bildungsaufsteiger:innen auch darauf hin, dass ein akademischer Bildungsweg gerade für junge Menschen aus der unteren Klasse mit deutlich mehr finanziellen und zeitlichen Belastungen einhergeht als für junge Menschen, deren Eltern bereits einen akademischen Weg eingeschlagen haben. Die Wohnkosten spielen dabei eine große Rolle für die Befragten. Immer wieder wurden in der Vergangenheit etwa Studiengebühren als zentrale Barriere für junge Menschen der unteren Klasse thematisiert – die mit einem Studium einhergehenden Wohn- und Lebenskosten aber blieben auch im Diskurs um Chancengerechtigkeit oft unerwähnt. Laut Studierenden-Sozialerhebung arbeiteten zuletzt zwei Drittel aller Studierenden neben dem Studium. Klassenunterschiede deuten sich dabei vor allem im Ausmaß der Nebenerwerbstätigkeit an: Ein Drittel der Studierenden aus Elternhaushalten ohne Matura arbeitete 20 Stunden oder mehr pro Woche, unter Akademiker:innen-Kindern waren es lediglich 18%. Auf die Art führen Wohnkosten und der damit entstehende Zwang zur Nebenerwerbstätigkeit gerade unter Studierenden aus

nicht-akademischen Familien zu verlängerten Studienzeiten. (Unger et al. 2020)

Die Wohnkosten sind aber nicht nur für Student:innen aus der unteren Klasse ein dringendes Thema. Die Wohnkosten führen genauso wie die nicht abschätzbare Entwicklung ebenjener zu einer massiven Verunsicherung in unteren Klassen, sogar Mittelklassen, ob und wie sie sich ihr Leben in den kommenden Jahren leisten können. Für niemanden der Interviewpartner:innen stellte sich dabei jemals die Frage des Immobilienerwerbs, zumal laut Österreichischer Nationalbank zwischen 2005 und 2022 die Immobilienpreise um 74% gestiegen sind, das real verfügbare Haushaltseinkommen pro Kopf im Vergleich dazu lediglich um 2%. Gestiegen sind im selben Zeitraum aber auch die Nettomieten um 74% sowie in Wien um 89%. (Fenz et al. 2023)

Gerade in urbanen Zentren werden die Wohnkosten ein zunehmend dringenderes Thema, an dem sich im Zuge der überproportionalen Steigerung der freien Mieten bei weniger steigenden Einkommen auch soziale Konflikte entzünden. Diese rühren zunächst aus einer Verunsicherung, insbesondere in den letzten Jahren der Teuerung. Eine Lehrerin und Mutter von zwei Töchtern erzählt deshalb: *„Klassischerweise und laut Einkommen bin ich mittlerweile, glaube ich, sogar Mittelschicht und relativ hoch angesiedelt, ja, gleichzeitig habe ich halt so eine Zweizimmerwohnung und meine Tochter hat echt kein eigenes Zimmer, weil ich traue mich das nicht, mir eine größere Wohnung zu nehmen und ich, ja, weiß nicht, wie sie mal wohnen wird, weil ich habe keine Ahnung, wie ich ihr eine Wohnung finanzieren soll.“* (Klassenaufstieg, Frau, 40 Jahre alt)

Diese Verunsicherungen unter Klassenaufsteiger:innen manifestieren sich unter Menschen, die sich heute der unteren Klasse zurechnen, mitunter als existenzielle Bedrohung. Ein Teilnehmer machte diesbezüglich auf die seiner Meinung nach nicht ausreichende Unterstützung für Menschen in absehbaren Notsituationen aufmerksam. Er selbst ist bereits seit mehr als zehn Jahren arbeitslos und lebt in einer für ihn derzeit noch leistbaren Wohnung, allerdings läuft der befristete Mietvertrag 2025 aus. Er sagt:

„Jetzt gibt es zwar relativ viele Angebote, für wenn man in einer Not-situation ist, aber für ein Amt bin ich das noch nicht, das heißt, wenn du irgendwie so taff bist, dass du dich irgendwie darauf vorbereiten könntest, kriegst du überhaupt keine Unterstützung. (...) Also das ist wirklich so, wo ich mir denke, aber ich kenne das eh schon, weil ich habe ja anno dazumal Wohnung gesucht gehabt und die haben mir immer empfohlen, dass ich mich quasi obdachlos melde und dann eine Wohnung kriege.“ (Klassenabstieg, Trans*ident, 55 Jahre alt)

Auf die Frage, wo er sich in der Gesellschaft sieht, sagt er: *„Ja, eigentlich am Praterstern. Obdachlos. (...) Weil ich nicht weiß, was nach 2025 ist - aber ich*

weiß, dass ich im Moment weder die körperlichen Ressourcen habe noch die finanziellen Ressourcen habe, dass ich einen Umzug mache.“

Zwei Interviewpartner:innen hatten selbst Erfahrungen mit Obdach- oder Wohnungslosigkeit. Einer von ihnen erinnert sich an eine Begegnung mit einer AMS-Beraterin, *„wie ich mich beim AMS arbeitslos gemeldet habe. Und die sagt, wo wohnen sie, und ich sage: Ich bin obdachlos. Sagt sie: Sie schauen gar nicht aus wie ein Obdachloser. Sage ich: Wie schaut denn ein Obdachloser aus?“* Er selbst analysiert, dass abseits solch negativer Vorurteile und Stereotype manche Teilsysteme wie z.B. die Arbeitsvermittlung beim AMS nicht oder nur unzureichend auf die Unterstützung von obdach- oder wohnungslosen Menschen hin ausgerichtet seien: *„Die kommt gar nicht auf die Idee, dass sie sich jetzt darum bemüht, einen richtigen Job zu finden oder sonst irgendwas (...). Die können damit nicht, vielleicht fehlt ihnen auch die Ausbildung und der Umgang mit diesen Menschen.“* Hinzu kommt die Diskriminierung seitens Unternehmen, wenn Bewerber:innen keine Wohnadresse, sondern zum Beispiel eine Meldeadresse in einem Notquartier angeben – *„nicht, dass du nicht einmal eine Antwort kriegst, sondern du kriegst sofort zurück, nein, können wir nicht einstellen, ohne dass die Leute mit dir jemals reden. Also alleine schon aufgrund des Wissens, was das für eine Adresse ist, wird man automatisch als disqualifiziert abgewertet.“* Abseits dieser negativen Vorurteile gegenüber obdachlosen Menschen aber schildert der Befragte Vorfälle und Aggressionen gegen obdachlose Menschen, die unserer Meinung nach den Klassismusbegriff erfüllen, ihn aufgrund der Härte und Schwere jedoch fast unzulänglich wirken lassen:

„Wenn man jetzt noch schaut auf die Straßen, wenn man einen Feldversuch machen würde und sich jetzt als Obdachloser auf die Mariahilfer Straße setzt, kriegt man richtig mit, was die Gesellschaft so von Obdachlosen denkt. Also, von Anspucken und Hintreten, von Jugendlichen, die sich treffen zum Obdachlosen jagen vor der Gruft. So richtig so Samstagabend Spaß, wir jagen jetzt ein paar Obdachlose durch Wien. Da passieren sehr viele Feindseligkeiten und Diskriminierung aufgrund natürlich der Herkunft.“ (Klassenabstieg, Mann, 60 Jahre alt)

Er selbst ist nun nicht mehr obdachlos, berichtet aber aus eigener Erfahrung von den fehlenden oder versperrten Zugangsmöglichkeiten zu Wohnraum, Arbeit oder Gesundheitsdienstleistungen wenn man obdachlos ist, arbeitslos ist oder schlichtweg auch nur geringe finanzielle Ressourcen hat. Er sei vom Notquartier in ein Männerheim gezogen – *„sechs Quadratmeter ohne eigene Dusche, ohne eigene Küche, ohne eigenes Klo“* – und von dort dann in ein Angebot des „Leistbaren Wohnens“, eine vom Fonds Soziales Wien (FSW) geförderte Betreuung mit dem Ziel, leistbaren Wohnraum für Menschen zu erschließen, die wenig Mittel zur Verfügung haben. Er sieht dieses Angebot aber kritisch:

„23 Quadratmeter um 400 Euro. All inclusive. Weil, 950 Euro Mindestsicherung ist das von leistbar auch entfernt. Aber man nennt das so, das Angebot, leistbares Wohnen. Mittlerweile zahlen die dort 460€ für dieselbe Leistung. Also, es ist schon teuer. Wobei, was dort niemand versteht ist, das wird gefördert, der Wohnplatz. Das heißt, diese 23 Quadratmeter können keine 460 Euro kosten. Da wird einfach mit Menschen, die keine andere Möglichkeit haben, Geld gemacht. Weil das ist auch die Aussage von dort, von Leuten dort. Ihr könnt ja ausziehen, wenn ihr wollt, aber ihr kriegt ja sowieso nirgends eine Wohnung. Das stimmt. Wenn du mit einem AMS Bescheid eine Wohnung suchst in Wien, ist völlig sinnlos. Völlig sinnlos. Oder, wenn du nicht einen Bürgen hast oder Geld auf der Seite hast, kriegst du nicht einmal einen Besichtigungstermin in Wien, für eine private Wohnung, oder von einem privaten Träger. Keine Chance. Du bist also echt auf die Hilfe und auf die Unterstützung der Wohnungslosenhilfe angewiesen. Ohne dem finden von tausend eine Wohnung und das durch Zufall.“ (Klassenabstieg, Mann, 60 Jahre alt)

Der Interviewpartner wies im Anschluss noch auf ein weiteres Stigma hin, insbesondere wenn es um den Zugang – also die Bewerbung – auf offene Arbeitsstellen oder Wohnungen geht: Das eines KSV-Eintrages.

Petra Wögerbauer, Leiterin des Kreditschutzverbands Nords, sagte 2021 in einem Interview: *„Insolvenz soll kein Stigma sein.“*³⁵ Die alltägliche Erfahrung von Menschen, die verschuldet oder in Privatinsolvenz waren, widerspricht dieser Aussage. Tatsächlich landen Menschen in Österreich relativ schnell auf den sogenannten „Bonitätslisten“ – alle, die einen Kredit bei einer Bank aufnehmen, werden dort erfasst. Wenn der Kredit abbezahlt ist, verschwindet der Eintrag in der Regel nach drei Monaten wieder. Wird der Kredit jedoch nicht rechtzeitig oder pünktlich bezahlt und man wird gemahnt, kann der Eintrag fünf Jahre bis zur vollständigen Tilgung bestehen bleiben. Bei Privatkonkurs wird der Eintrag erst nach sieben Jahren wieder gelöscht.

„Wenn du bei einer Bank einmal einen Kredit aufgenommen hast und nicht rechtzeitig zurückgezahlt hast, brauchst du bei keiner anderen Bank versuchen, ein Konto zu kriegen. Da hast du einen roten Punkt über dem KSV, der, ja, es werden halt die Rechte der Banken geschützt. Und das treibt natürlich dann viele Leute in die Illegalität. Und treibt die in Hände von Kredithaien. Und Wucherzinsen, auch die Banken, ja, ist auch eine Form von Diskriminierung. Nutzen ihr Konto dreimal so viel, wie sie verdienen. Was du Zinsen zahlst für das, sagt ja keiner. Und wie du das jemals wieder zurückzahlen sollst, sagt dir auch keiner.“ (Klassenabstieg, Mann, 60 Jahre alt)

Zuletzt wurden vereinzelt auch negative Erfahrungen auf Ämtern und Behörden geschildert, wobei die Befragten diese nicht immer auf ihre Klassenherkunft

³⁵ <https://www.derstandard.at/story/2000125188532/leiterin-beim-glaeubigerschutzverband-insolvenz-soll-kein-stigma-sein>

oder Klassenposition bezogen haben. Als Klassismus wahrgenommen wird dabei etwa die zunehmende Digitalisierung von Behördenwegen, *„weil man ja von der sozialen Teilhabe ausgeschlossen ist, wenn jemand, der sich eigentlich nicht damit beschäftigt hat, wenn jemand, der keinen Computer zu Hause hat, plötzlich alle Amtswege nur mehr digital erledigen kann.“* (Klassenverbleib, Mann, 38 Jahre alt) Ebenfalls als respektlos erlebt wird eine von einem Befragten so genannte „Du-Kultur“ auf Behörden und Ämtern – eine Kultur des Duzens, die sich jedoch nur gegenüber Menschen der unteren Klasse einstelle, wobei er dies vor allem bei Behördengängen von Menschen aus dem Ausland beobachte. Eine Interviewpartnerin wiederum schildert ihre unterschiedlichen Erfahrungen am Meldeamt in Wien und Salzburg bei Beantragung einer Anmeldebescheinigung, die sie brauchte, da sie als dem Ausland zugezogen ist:

„Und für meine Tochter haben wir es binnen der drei Tage, hat es drei Tage gedauert, wo wir das bekommen haben. Und in Wien hat es fast elf Monate gedauert, wo ich das bekommen habe, ja. (...) Also und auch die Leute auf den Ämtern nehmen sich Zeit, wenn man etwas nicht weiß, dass sie das erklären, dass sie nicht nur jemanden so behandeln und so mehr geduldig und entgegenkommend sind da die Leute, ja. (...) In Wien war es wirklich so, dort habe ich wirklich gehabt den Eindruck, da gehöre ich überhaupt nicht rein, in diese Stadt, ja.“ (Klassenaufstieg, Frau, 57 Jahre alt)

Insgesamt bleiben die Schilderungen von Klassismuserfahrungen in den Interviews zu anekdotisch, um daraus einen systematischen Klassismus seitens Ämtern und Behörden festzumachen. Dennoch erscheint uns insbesondere die letzte Erzählung als bemerkenswert: Zum einen, weil sie erneut auf einen im Lauf des Berichts schon immer wieder festgestellten Zusammenhang zwischen Klassismuserfahrungen und der Überlastung von Systemen, verstanden als: Systeme, in denen zu wenig Personal auf zu viele Klient:innen oder Kund:innen trifft, hinweist. Nicht der Prozess der Beantragung einer Anmeldebescheinigung öffnet hier die Tür zu potenziellen Diskriminierungen, denn die Interviewpartnerin macht in ein und demselben Prozess völlig unterschiedliche Erfahrungen, je nach Überlastung des Systems. Klassismus – wir behaupten: Diskriminierungen insgesamt – haben gerade in überhitzten Systemen eine sehr spezifische Funktion der Entlastung dieser Systeme. Zum zweiten aber verweist diese Erzählpassage auch auf einen Zusammenhang, der bisher noch kaum zur Sprache kam, in manchen Interviews jedoch dominierend war – der Zusammenhang zwischen Klassismus- und Rassismuserfahrungen.

3.6 Zum Zusammenhang zwischen Klassismus und Rassismus

Schon die Onlineumfrage zeigte zu Beginn der Studie, dass Klassismuserfahrungen mitunter auch im Zusammenhang mit Diskriminierungserfahrungen aufgrund anderer Merkmale stehen. Auffällig dabei war die Häufung von Antworten, die sich auf rassistische Diskriminierungserfahrungen bezogen. Auch wenn der Fragewortlaut der Umfrage an dieser Stelle explizit auf die Diskriminierung „*aufgrund Ihrer Klasse*“ abzielte, brechen in den Schilderungen der Betroffenen auch andere Abwertungserfahrungen durch. Wie nahe sich Rassismus und Klassismus manchmal stehen, zeigten z.B. die Schilderungen aus der Schulzeit: *„Auf Grund meiner Herkunft (Rumänien) wurde automatisch angenommen, dass Matura und Studium für mich nicht in Frage kämen“*, erzählte eine Befragte, während ein anderer sich erinnerte: *„Ich wurde als Jugo beschimpft, bereits in der Volksschule, damals wusste ich noch nicht einmal was das sein soll. Meine Mutter hat als Zimmermädchen gearbeitet und wir hatten wenig Geld, daher wurde ich aufgrund dessen auch oft gehänselt.“*

Auch in den qualitativen Interviews deuteten sich immer wieder Zusammenhänge zwischen Klassismus- und anderen Diskriminierungserfahrungen an, etwa aufgrund des Geschlechts, des Alters oder einer Behinderung. Die Befragten selbst stellten diese Zusammenhänge jedoch nur in den seltensten Fällen von sich aus her. Vielmehr grenzten sie Klassismuserfahrungen von anderen Diskriminierungserfahrungen ab, etwa indem sie meist erstere zunächst verneinten und dann von anderen Vorfällen berichteten. Anders verhielt es sich unter Befragten mit Migrationshintergrund: Sie schilderten auf die Frage nach Klassismuserfahrungen zumeist direkt und als erstes eigentliche Rassismuserfahrungen, die sie in ihrem Leben gemacht hätten. Selbst auf Nachfrage oder Hinweise unsererseits zu möglichen Zusammenhängen – etwa zu ihrer sozialen Herkunft oder Indikatoren ihrer sozialen Stellung – war die Trennung zwischen Klassismus- und Rassismuserfahrung für diese Befragten nur schwer zu bewerkstelligen. Alle Interviewpartner:innen mit Migrationshintergrund schilderten dabei in erster Linie Diskriminierungserfahrungen aufgrund ihrer Hautfarbe, ihres Akzents oder ihres Namens, Zusammenhänge zu ihrer sozialen Position oder sozialen Herkunft wurden nur indirekt vermutet oder lassen sich erst bei genauerem Hinsehen herauslesen. Intersektionale Zusammenhänge zeigten sich dabei bereits in der Onlineumfrage vor allem zwischen Klassismus- und Rassismuserfahrungen. Ein Drittel aller Befragten, die in der Umfrage angegeben haben, schon einmal Klassismuserfahrungen in ihrem Leben gemacht zu haben, sagten auch, schon einmal rassistisch diskriminiert worden zu sein. Aus diesem Grund wollten wir diesem scheinbar engen, aus Sicht der Betroffenen fast deckungsgleichen Zusammenhang zwischen Rassismus- und Klassismuserfahrungen näher nachgehen.

Dabei zeigen sich zunächst Ähnlichkeiten in der Art und Weise der erlebten Diskriminierungen, seien es Klassismus- oder Rassismuserfahrungen. Ämter und Behörden werden beispielsweise auch von Interviewpartner:innen mit Migrationshintergrund als disziplinierend erlebt, wobei ebenfalls Stereotype wie „ungebildet“ und „faul“ durchklingen. Eine Mutter etwa erzählt von ihrem Schwiegersohn, der aus dem Iran geflüchtet ist: *„Also, geht jetzt schon gar nicht mehr alleine zu den Ämtern, weil er redet zwar gut Deutsch, aber man merkt halt, dass er Ausländer ist. Also, wenn er halt nervös wird, kann er nicht mehr gut reden. (...) weil sie ihn halt einfach so als Ausländer behandeln. So quasi, du lern einmal Deutsch.“* (Klassenaufstieg, Frau, 48 Jahre alt)

In der Arbeitswelt werden rassistische Diskriminierungen ebenfalls ähnlich zu klassistischen als Abwertungen und als Infragestellung der Kompetenzen und Qualifikationen erlebt. So etwa das Beispiel eines 34-jährigen Mannes, der 2015 aus Syrien nach Österreich geflohen ist und einen Klassenabstieg erlebte. Er arbeitet als Kindergartenpädagoge, möchte den Beruf aber möglichst rasch wechseln weil er von Seiten der Eltern und Leiter:innen immer wieder rassistische Diskriminierung erlebe. Die Leiterin warf ihm beispielsweise vor, dass er Berichte nicht selbst verfasst habe, da sie ihm seine Deutschkenntnisse nicht abnehme. Eltern forderten, dass er nicht alleine mit den Kinder sein solle damit diese kein schlechtes Deutsch lernen. (Klassenabstieg, Mann, 34 Jahre alt) Seine Schilderungen beziehen sich fast ausschließlich auf solch rassistische Diskriminierungen und Vorurteile. Eine junge Frau etwa arbeitete früher als Kellnerin und erzählt, wie Gäste ihr gegenüber meinten *„mit der deutschen Sprache, ich soll nochmal in die Schule gehen, weil ich nicht sprechen kann.“* (Klassenverbleib, Frau, 40 Jahre alt) Diese Vorurteile bezüglich unzureichender Qualifikationen und indirekt auch unzureichender Leistungsfähigkeit beziehen sich aber nicht immer nur auf Deutschkenntnisse. Eine Teilnehmerin erinnert sich, als sie als Bildungsberaterin anfang zu arbeiten, *„(...) wo ich halt diesen Job bekommen habe, da hat es halt einige Mitarbeiter gegeben, die so, was will die da und warum haben wir die eingestellt, was suche ich dort überhaupt, wenn ich einmal nicht das Schulsystem kenne und alles so Drum und Dran, ja.“* (Klassenaufstieg, Frau, 57 Jahre alt). Hinzu kommt in der Arbeitswelt das höhere Ausbeutungsrisiko für Zuwanderer in prekären Arbeitsverhältnissen, wenn ihre Qualifikationen niedrig sind, aber auch wenn Qualifikationen nicht oder erst spät anerkannt werden sowie durch die enge gesetzliche Bindung von Arbeits- und Aufenthaltserlaubnissen.

In der Schule erlebten migrantische Kinder Rassismus vor allem in Form von Ausgrenzung, Abwertung, Mobbing und Stigmatisierung, erneut mit Ähnlichkeiten zu den Schilderungen von Klassismuserfahrungen anderer Teilnehmer:innen ohne Migrationshintergrund. Rassistische Diskriminierung von migrantischen Kindern und klassistische Diskriminierung von Kindern der

unteren Klasse ähneln sich auch im Moment der Platzzuweisung. Eine Frau aus Wien, die in jungen Jahren aus den Philippinen nach Österreich gekommen ist, erinnert sich: *„Und da hat schon angefangen, wenn wir einen Englischtest haben, die anderen Klassenkameraden sind neben mir gesessen, weil sie wollen, dass sie von mir abschreiben, weil ich da Englisch gekonnt habe. Und nach dieser Prüfung bin ich wieder alleine in meinem Sessel hinten und wenn ich dann Fragen habe, niemand hat mir geholfen.“* (Klassenverbleib, Frau, 42 Jahre alt)

Aber nicht nur die Arten der Diskriminierung ähneln sich, sondern auch der versuchte Umgang mit den potenziellen Diskriminierungsmerkmalen. Wichtig hier ist zu verstehen: Beide – sowohl Klassismus als auch Rassismus – setzen an von Menschen vergleichsweise einfach zuordenbaren Merkmalen an, die Betroffene nur schwer oder gar nicht verstecken können. Sowohl die soziale als auch eine ausländische Herkunft sind für Mitmenschen schnell erkennbar. Während eine ausländische Herkunft vor allem anhand von Merkmalen wie Name, Akzent oder Hautfarbe zugeschrieben wird, stellen experimentelle Studien sehr ähnliche Muster bei der Zuschreibung von sozialer Herkunft oder Stellung fest: Menschen erkennen die soziale Klasse anderer vergleichsweise schnell anhand von nonverbalen Hinweisen während sozialer Interaktionen (Kraus/Keltner 2009), der Sprechweise (Kraus et al. 2019) und Äußerlichkeiten wie z.B. Kleidung oder Frisur (Bjornsdottir/Rule 2017). Vor allem jüngere Studien legen den Schluss nahe, dass Körpermerkmale und insbesondere Gewicht, Körperhaltung und Kleidung besonders starke soziale Klassensignale darstellen (Hester & Hehman, 2023), die nur bedingt „versteckt“ werden können. Schon die Schilderungen der Interviewpartner:innen über ihre Versuche in der Kindheit, die eigene soziale Herkunft zu verheimlichen – von uns als „Statusversteckarbeit“ bezeichnet – zeigten, dass diese Versuche oft scheiterten.

Die migrantischen Befragten schildern immer wieder Versuche, diese Merkmale anzupassen, etwa in Form von Namenswechsel oder zusätzlichen Deutschkursen. Auch Klassismusbetroffene führen solche Strategien des Stigmanagements in den Interviews wiederholt an, etwa indem sie sich teure Kleidung kaufen, Dialekte ablegen oder ihren Habitus anpassen (vgl. Kapitel 4). Beiden gelingt das aber nicht immer, selbst der leichteste ausländische Akzent wird Betroffenen weiterhin negativ ausgelegt. Eine andere Hautfarbe kann hingegen gar nicht „abgelegt“ werden. Ausgerechnet eine Interviewpartner:in ohne Migrationshintergrund kann dies bestätigen, sie erzählt: *„Die einzigen blöden Kommentare, die früher immer gekommen sind, waren sehr ausländerfeindlich, weil sehr viele gedacht haben ich bin türkisch. (...) Ich und meine dunkle Tochter, beide was gekauft und dann gehen wir raus und dann rennt uns der Kaufhausdetektiv nach und sagt ‚Ausräumen!‘. Und die Zweite, sie sagt, ‚Die verstehen uns eh nicht, ruf die Polizei!‘. Und ich natürlich, aber in diesem*

Dialekt, und ich sage, ‚Depperte, (lacht) du greifst mich sicher nicht an‘.“ (Klassenverbleib, Frau, 53 Jahre alt)

Wie erklärt sich nun der starke Zusammenhang zwischen Klassismus und Rassismus? Wir halten fest, dass beide Diskriminierungsformen an sichtbaren Merkmalen ansetzen (etwa im Unterschied zu psychischen Beeinträchtigungen, Religionszugehörigkeit oder sexueller Orientierung). Dies ist aber auch im Fall von Sexismus, Altersdiskriminierung oder der Diskriminierung aufgrund einer körperlichen Behinderung der Fall, kann also noch keine Erklärung für den Zusammenhang sein. Hinzu kommt aber, dass Menschen mit Migrationshintergrund in der unteren Klasse überrepräsentiert sind. In der im Zuge der vorliegenden Studie durchgeführten Onlinebefragung ordnete sich mehr als ein Drittel (36%) aller Befragten mit sichtbarem Migrationshintergrund (aufgrund Hautfarbe oder Akzent) unterhalb der Mittelklasse zu, Befragte ohne Migrationshintergrund zu 25%. Auch repräsentative Daten zeigen, dass Zuwanderer im Schnitt eine niedrigere Klassenposition einnehmen: Laut Arbeitskräfteerhebung der Statistik Austria 2023 haben 40% der Dienstleistungsarbeiter:innen und 37% der Produktionsarbeiter:innen in Österreich einen Migrationshintergrund, im Schnitt aller Erwerbsklassen sind es 29%. Menschen mit Migrationshintergrund sind damit überdurchschnittlich häufig in unteren Klassen vertreten und erleben dort – auch seitens Kollegen und Kolleginnen derselben Klasse – häufiger Diskriminierungen in Form von Ausgrenzung und Abwertung, aber auch Ausnutzung und Ausbeutung. Aber auch außerhalb der Arbeitswelt schilderten unsere Interviewpartner:innen rassistische Diskriminierungen, die aus unserer Sicht ein zentrales Element gemeinsam haben zu Klassismuserfahrungen: nämlich jenes der unterstellten Ausnutzung des Sozialstaates.

Hier eine Erzählung einer jungen Zuwanderin, die mit 14 Jahren nach Österreich kam. Sie schildert ein Erlebnis aus ihrer Kindheit:

„(...) das war heftig, also meine Mutter war dabei, ich, mein Bruder, mein anderer Bruder und meine Mutter hat eine Freundin, die hat auch drei Kinder, ah nein, zwei Kinder, und diese Freundin musste arbeiten und meine Mutter musste dann auf die zwei Kinder aufpassen und wir waren spazieren und sie war mit uns fünf Kindern spazieren. Und eine alte Pensionistin hat mit meiner Mutter geschimpft, sie soll sich aus Österreich schleichen, weil sie nimmt nur ihre Pension, also meine Mutter nimmt nur ihre Pension, mit so viele Kinder.“ (Klassenverbleib, Frau, 42 Jahre alt)

Gerade der letzte Satz verweist auf einen Rassismus, der sich nicht mehr gegen kulturelle Unterschiede richtet, sondern auf das Merkmal der Leistung und des Leistungswillens. Hierin knüpft nun die rassistische Diskriminierung an eine klassistische an. Arbeitslosen etwa wird der Leistungswille abgesprochen, ihnen wird medial als auch politisch unterstellt, das Sozialsystem auszunutzen.

Beschäftigten in unteren Erwerbsklassen wird ihr gesellschaftlicher Beitrag ebenfalls abgesprochen, in der heutigen Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft wird als Leistung anerkannt was sich auch am Marktwert und an Bildungsabschlüssen messen lässt. Sogar Krankheiten werden im Gesundheitssystem umgedeutet als fehlende „Leistung“, wenn etwa übergewichtige Patient:innen ausschließlich in Richtung ihres Gewichts hin diagnostiziert werden. Die Zuschreibungen als „faul“, als „weniger leistungsfähig“, als weniger „leistungswillig“ prägen die meisten Klassismuserfahrungen, beginnend bereits im Schulsystem. Und sehr ähnliche Vorurteile, Stereotype und Abwertungen finden sich nun auch in den Schilderungen von Rassismuserfahrungen.

Diese Ähnlichkeiten sind dabei zwar nicht neu, haben aber seit den 2010er Jahren auch einen politischen Hintergrund. Das Kapitel „Integration“ des aktuellen Regierungsprogrammes etwa hält gleich zu Beginn fest, dass sich die österreichische Integrationspolitik weiterhin am Prinzip „Integration durch Leistung“ orientieren werde. Leistung, so im nächsten Absatz, zeige sich dabei durch Bildung und Arbeit. Das Credo „Integration durch Leistung“ hat frühere Integrationsvorstellungen in Österreich, die vor allem auf den Spracherwerb und die kulturelle Integration abzielten, abgelöst. Zeitlich ist diese Ablöse sogar ziemlich genau datierbar: Mit der Einrichtung eines Staatssekretariats für Integration im Jahr 2011 *„wurde ein meritokratischer Ansatz (...) zum expliziten Leitgesichtspunkt der Integrationspolitik auf Regierungsebene.“* (Gruber et al. 2016: 68) Dieser wirkt bis heute als Leitlinie, nicht zuletzt wenn es um das Staatsbürgerschaftsgesetz geht. Dadurch erklären sich auch die Ähnlichkeiten in den Schilderungen von Klassismus- und Rassismuserfahrungen unserer Interviewpartner:innen. Ähnlich wie z.B. bei Arbeitslosen setzt der gesellschaftliche Diskurs heute auch gegenüber Zuwander:innen im hohen Maße individuell an und nimmt vor allem deren Leistungsfähigkeit und Leistungswilligkeit scharf in den Blick. Auf die Art ist der Vorwurf des „Sozialschmarotzertums“ (und ähnlicher Schlagwörter) beidseitig verwendbar geworden: gegen Menschen der unteren Klassen und gegen Zuwander:innen, die in dieser Klasse ohnehin überrepräsentiert sind. Das Stereotyp der „faulen Arbeitslosen“ und das Stereotyp der „faulen Ausländer“ verstärken sich gewissermaßen. Klassenunterschiede bleiben ausgeblendet. Auf die Art trägt auch der Diskurs rund um Zuwanderung dazu bei, dass der Klassenbegriff heute kaum noch Verwendung findet. Die Ursachen und Folgen von Prekarisierungsprozessen für das Leben von Menschen werden nunmehr kulturalisiert, d.h. nicht mehr Klasse, sondern Zuwanderung und unterschiedliche Kulturen stehen hinter gesellschaftlichen Spannungen und Problematiken. Auf die Art dient auch Rassismus zur Aufrechterhaltung der Klassen- und individualisierten Leistungsgesellschaft. Zudem zeigt dieses Beispiel, wie der klassistische Vorwurf der fehlenden Leistungsbereitschaft und Ausnützung des Sozialsystems, der sich zu Beginn nur gegen eine einzelne Gruppe der untersten sozialen Klasse

richtete (Langzeitarbeitslose), unter neoliberalen Vorzeichen auch auf andere Gruppen ausgeweitet werden kann. Die aktuelle politische Debatte in Österreich rund um „freiwillige“ Teilzeitbeschäftigte und deren Leistungsbereitschaft ist damit genau vor diesem Hintergrund zu sehen, etwa wenn es heißt, es sei „asozial“, wenn Menschen zugunsten ihrer Work-Life-Balance in Teilzeit arbeiten³⁶ oder wenn politische Vorschläge gemacht werden, Familien- und Sozialleistungen zu aliquotieren.

³⁶ Der Standard (2025): Debatte nach Sager von Mikl-Leitner: Ist Teilzeit "asozial"? Online unter: <https://www.derstandard.at/story/3000000254622/debatte-nach-sager-von-mikl-leitner-ist-teilzeit-asozial?ref=artwh>

4 Umgang mit Klassismuserfahrungen

Gegen Diskriminierungen kann man sich wehren. Die meisten Betroffenen mit Diskriminierungserfahrungen – egal welcher Art – tun dies nicht. (vgl. dazu Schönherr et al. 2019). Auch die zwei häufigsten Reaktionen der Befragten in der Onlinebefragung waren beides Strategien zur Vermeidung von Diskriminierung – mehr als die Hälfte (zwischen 53% und 56%) der von Klassismus betroffenen Befragten sagte, sie versuchen diskriminierendes Verhalten zu ignorieren oder sie gehen solchen Situationen bestmöglich aus dem Weg. Andererseits sagen 47% und damit fast genauso viele, dass sie im konkreten Fall die Person auf ihr Verhalten aufmerksam machen.

Zu oft bleibt die sozialwissenschaftliche Beforschung von Diskriminierungserfahrungen auf ebenjene *Erfahrungen* beschränkt – als Abkürzung zur Beschreibung gesellschaftlicher Ungleichheitsprozesse – thematisiert aber die Bewältigungsstrategien von Betroffenen nicht mehr. Das auch vor dem Hintergrund, dass nicht jede erlebte Diskriminierung auch rechtlich ein Diskriminierungsfall ist (z.B. schwule oder lesbische Paare, denen ein Hotelzimmer storniert wird) und nicht jede rechtlich verbotene Diskriminierung den Betroffenen überhaupt bewusst ist. Trotzdem hat jede Diskriminierungserfahrung nachweislich negative Effekte auf die Selbstwirksamkeit, die psychische Gesundheit und das Stigmabewusstsein von betroffenen Gruppen.

Mit Blick auf die Erzählungen der für die vorliegende Studie interviewten Klassismus betroffenen gilt dies insbesondere für in der Gesetzgebung nicht erfasste, schützenswerte Merkmale. Menschen können sich daher aufgrund der fehlenden Regelung sowohl innerhalb als auch außerhalb der Arbeitswelt gegen Benachteiligungen aufgrund ihrer Klassenherkunft rechtlich nicht zur Wehr setzen. Personen oder Systeme, die diese Benachteiligungen in Gang setzen, können folglich auch nicht sanktioniert werden.

Wie gehen nun diese Menschen, die Diskriminierung erfahren haben, angesichts fehlender rechtlicher Möglichkeiten mit ihren Diskriminierungserfahrungen um?

Für uns war schon früh klar, dass im Rahmen der Interviews auch der Umgang mit Klassismuserfahrungen thematisiert werden muss. Die Interviewten schilderten auf diese Frage teils völlig konträre Reaktionen. Im Detail stellten sich fünf Reaktionsmuster auf Klassismuserfahrungen heraus.

4.1 Gegenwehr

Die erste Form des Umgangs mit Klassismuserfahrungen lässt sich als „Sich Wehren“ zusammenfassen. Sie stellt die einzige nach außen gerichtete, offensive Reaktion auf Klassismuserfahrungen dar, die im Wesentlichen darauf abzielt, eine Verhaltensänderung auf Seiten der Diskriminierenden zu bewirken. In den Interviews zeigen sich verschiedene Formen dieser Reaktion wie z.B. direktes Ansprechen, Adressieren der Situation selbst oder auch der Versuch, mit Unterstützung von Anlaufstellen wie z.B. Arbeiterkammern oder Gewerkschaften zu beeinspruchen.

Möglicherweise wichtig für diese Form der Reaktion ist, dass sie situationsabhängig erfolgt. Die Entscheidung dafür oder dagegen hängt auch davon ab, ob die Betroffenen einschätzen können und zum Schluss kommen, ob es in der jeweiligen Situation helfen würde sich zu wehren, sich dadurch nichts verändern würde oder ob es mit Nachteilen verbunden wäre. Wird die anhaltende Diskriminierung demgemäß als unwiderruflich eingeschätzt, entscheiden sich die Betroffenen dagegen.

Die Interviews deuten darauf hin, dass ein direktes Adressieren der erlebten Diskriminierung in erster Linie im Rahmen von zwischenmenschlicher Interaktion erfolgt. Systemische oder institutionelle Klassismuserfahrungen werden von den Befragten als nicht veränderbar wahrgenommen, weshalb in solchen Fällen eher resignativ mit Klassismuserfahrungen umgegangen wird.

Das direkte Adressieren – also die Gegenrede, die Zururedstellung – erfolgt dabei oft über die Anpassung an einen bürgerlichen Habitus, verstanden als mit der Mittel- bzw. Oberschicht verbundene Verhaltensweisen. Zum Teil wird dabei im Fall von Bildungsaufsteiger:innen auf den eigenen Bildungsabschluss verwiesen. Der Widerstand erfolgt vielfach in einem Rahmen, der mit der Mittel- bzw. Oberschicht verbundenen Verhaltensweisen assoziiert ist. Keine Beleidigungen, keine Beschimpfungen, keine Übergriffe sollen zur Wehr kommen – vor allem interviewte Bildungsaufsteiger:innen wehren sich in Form solcher Anpassungsstrategien. Vielmehr wird von den Betroffenen ad verbum versucht, sachlich und höflich zu bleiben:

„Wo ich mir einen Erfolg verspreche, oder wo ich einen Weg sehe, oder wo ich mir denke, OK, das könnte Sinn haben, da wehre ich mich, da drehe ich auf, da beschwere ich mich, versuche natürlich sachlich und fachlich zu bleiben. Aber wo ich mir denke, das hat eh keinen Sinn, da spare ich mir die Nerven.“ (Klassenaufstieg, Frau, 59)

Eine andere Teilnehmerin schildert, wie sich in einer U-Bahn-Station zur Wehr setzen wollte, es aber letztlich nicht getan hat, nachdem ein fremder Mann ihren behinderten Sohn beleidigte:

„Aber da muss man sich halt zurückhalten. Also, das erste ist, wenn der (Sohn) dabei ist, muss ich immer überlegen, so, was sage ich jetzt? Weil, ich weiß ganz genau, wenn ich mich jetzt noch einmischen anfangen und es ist halt das Problem, dass ich halt sehr gerne rede und auch sehr gerne dann auf die Punkte eingehe und vor allem, ich schimpfe jetzt nicht auf den anderen los. Also, ich will mich auch gar nicht so herablassend mit Schimpfwörtern jetzt, aber wo der zum Beispiel jetzt gesagt hat, geschissene Missgeburt, da war ich dann schon sehr beim Überlegen, so, was sage ich dem Gegenüber? (...) Weil, ich glaube, du musst genau die Situation sehen. So, kann ich mein Gegenüber belehren? Kann ich dem jetzt irgendwie vermitteln, dass das total scheiße ist, was der macht? Oder nimmt er das überhaupt nicht an, weil so, wie in dieser Situation mit diesem Mann, hätte es absolut nichts gebracht.“ (Klassenaufstieg, Frau, 48)

Die Unterstützung durch Einrichtungen findet sich in zwei Varianten: Zum einen finden wir Fälle, in denen sich die Betroffenen Unterstützung durch offizielle Interessensvertretungen holten (meist Arbeiterkammer und Gewerkschaft), zum anderen in Form einer Vernetzung mit anderen Betroffenen (z.B. Selbsthilfegruppen, Onlinenetzwerke). Auffällig aber war vor allem: Zwischenmenschliche Abwertungen führten *nie* zur Aufsuchung offizieller Hilfestellen. In den Interviews holten sich Klassismusbetroffene erst dann Unterstützung durch Interessensvertretungen, wenn sie Benachteiligungen im institutionellen Bereich erlebten, sei es durch die Arbeitsstelle, in der Schule oder auf Ämtern und Behörden. So beschreibt ein Interviewpartner, der in Folge eines Arbeitsunfalls gekündigt wurde, dass er sich an die Arbeiterkammer gewandt hat und dadurch zumindest den Erhalt eines Schadenersatzes erwirken konnte:

„Und nach dem Brief bin ich zur Arbeiterkammer gegangen, habe gesagt, ich wollte mich informieren, weil ich habe sowas noch nie gehabt, und habe mich nicht ausgekannt wie das läuft. Und dann wollte ich wissen, ob sie mir einfach so eine Kündigung geben können, obwohl ich gar nicht schuld bin. Und da hat mich der Sozialdienst von der Arbeiterkammer genommen und dann war ein Anwalt da und ich habe gesagt, ich fühle mich diskriminiert von meinem Chef, weil die wissen, dass ich nicht mehr so schwer heben kann, wie früher, die Tischplatten usw. Und deswegen haben sie mich jetzt gekündigt. (...) Und dann hat mir die Dame dort bei der Arbeiterkammer gesagt, ja, leider ist es so, gesetzlich dürfen sie dich kündigen und leider gibt es soziale Arbeitgeber und anscheinend ist er nicht sozial und ja. Die einzige Möglichkeit ist, sie können versuchen, Schadenersatz beim Schlichtungsgespräch. Dann haben wir zweimal Schlichtungsgespräch gehabt und dann hat sie mir den Schadenersatz von 2.000€ glaube ich, oder irgendwie, ausgezahlt. Die Ex-Chefin“. (Klassenverbleib, Mann, 38 Jahre alt)

In einem weiteren Fall beschrieb ein junger Interviewpartner aus Syrien, wie er nach wiederholter Diskriminierung durch Kolleg:innen im Kindergarten wo er arbeitete (primär aufgrund seiner ausländischen Herkunft) auch und vor allem dank der Hilfe und Unterstützung durch Freund:innen den Kontakt zu Anlaufstellen wie ZARA oder die Wiener Antidiskriminierungsstellen gefunden habe. Gerade Bekannte stellen für Betroffene oft eine wichtige Ressource dar.

Umgekehrt werden offizielle Anlaufstellen dann negativ beurteilt, wenn sich Betroffene informieren und wehren wollten und sich dort schlecht behandelt fühlten. Eine Interviewpartnerin erinnert sich zurück, als ihrem Haushalt der Strom abgestellt wurde, nachdem ihrem Sohn mit geistiger Behinderung auf offener Straße eine neue, deutlich teurere Energieversorgung verkauft wurde. Die Familie wandte sich an die Arbeiterkammer, die ihnen aber nicht geholfen habe: *„Wir haben ja die Arbeiterkammer eingeschaltet und gesagt, du, helfst uns, weil das kann ja nicht sein.“* Zu hören bekommen hat die Mutter: *„Wir haben damit nichts zu tun.“*

Die Verfügung über Ressourcen ist eine zentrale Voraussetzung für die Möglichkeit einer offensiven Reaktion. Anlaufstellen könnten diese Ressourcen zumindest kurzfristig bieten. Sich wehren setzt je nach Situation zeitliche, sprachliche und emotionale Ressourcen voraus sowie den Zugang zu entsprechender Information und Rechtssicherheit, wie eine Befragte im folgenden Interviewauszug schildert:

„Es hat mir schon geholfen, so Beratungen, Coaches an der Seite oder so. So zum Beispiel bin ich in einer ziemlichen Krise, in der ich war, bin ich zu der ProMente gegangen. Und da ist auch finanziell mit der Scheidung und so war das schwierig. Und ja, die hat mir so genau meine Rechte und meine Möglichkeiten gesagt und das hat mir schon geholfen. Da habe ich mich gestärkt gefühlt und da habe ich mich dann auch gescheit gewehrt. Ja, also es ist so ein bisschen so ein Rückhalt, ja, wo ich mir denke, wenn ich um meine Rechte genau Bescheid weiß und weiß, ich bin im Recht, dann wehre ich mich auch.“ (Klassenaufstieg, Frau, 59 Jahre alt)

Fehlt die Unterstützung offizieller Anlaufstellen, wird als nächstes die Unterstützung in Form einer kollektiven Selbstermächtigung gesucht. So beschreibt dieselbe Mutter, die zudem mit Mobbing durch Nachbar:innen aufgrund des von der Stadt Wien gewährten Behindertenparkplatzes für ihren Sohn konfrontiert war, die wechselseitige Unterstützung durch ein Kollektiv anderer Betroffener mittels Vernetzung über Selbsthilfegruppen und sozialer Medien:

„Ich glaube, dass das sehr wohl, jetzt, durch das, dass alles in den Medien breitgetreten wird, ob das jetzt Facebook, TikTok, keine Ahnung, die ganzen Plattformen, die es halt gibt, jeder, bevor er redet, schreibt zuerst. Also, wir haben da so viele

Meldungen und auch in unseren Behindertengruppen, wo wir drinnen sind und auch auf meinem Blog ist das halt einfach so, wenn du dann irgendwas schreibst, also diese Geschichten zum Besten gibst, dann schreiben halt die Leute dazu, ja, mir ist das, das, das passiert. Und dann siehst du eigentlich, du bist nicht alleine.“
(Klassenaufstieg, Frau, 48 Jahre alt)

4.2 Habitusanpassung

Eine weitere Strategie, um mit Klassismuserfahrungen umzugehen, zeigt sich in Form einer Anpassung des eigenen Verhaltens und Auftretens. Im Unterschied zur Gegenwehr ist diese Form aber eher nach innen gerichtet, d.h. der Konflikt wird nicht externalisiert und nach außen getragen, angesprochen, beansprucht, sondern potenzielle Klassismuserfahrungen werden durch eine Veränderung des eigenen Verhaltens vermieden. Betroffene versuchen, sich durch eine Angleichung an Verhaltens- und Sprachweisen höherer Klassen und damit potenziell diskriminierender Gruppen vor (weiterer) Diskriminierung zu schützen. Die Anpassung erfolgt auf unterschiedliche Arten, z.B. durch Konsum (Kauf von teurer Kleidung, Autos, Uhren etc.), Anpassung der Sprache (z.B. Ablegen des Dialekts), Anpassung des Auftretens oder auch den Erwerb von Bildungszertifikaten. Diese Form der Habitusanpassung stellt eine gängige Form von Stigmamanagement dar, wie sie bereits Goffman beschrieben hat. (Goffman 1963) Es geht den Betroffenen um eine Informationskontrolle über nach außen sichtbare Merkmale, die diskriminierendes Verhalten auslösen könnten. Diese Strategie erfolgt zumeist auf Basis früherer Diskriminierungserfahrungen und mit dem Ziel, eine erneute Diskriminierung zu vermeiden. So schildert ein Befragter, der in der Schulzeit mit Diskriminierung konfrontiert war, weil seine Eltern sich keine Markenkleidung leisten konnten, dass er sich um sein allererstes Gehalt zunächst einmal Markenkleidung gekauft hat:

IP: „Ja, also Kindheit bin ich gehänselt worden von anderen, unter anderem eben auch wegen Klamotten und so. Weil meine Eltern sind jetzt nicht gerade diejenigen gewesen, wo sie da viel Geld oder was ausgegeben haben, weil sind halt so wie Hausbauern und solche Sachen, sind halt im Vordergrund gewesen und da habe ich dann teilweise von meinem älteren Bruder oder gar von Bekannten die Kleidung dann tragen müssen und das ist halt damals noch ziemlich arg gewesen, sage ich mal. Das war dann auch, wo ich, sobald ich angefangen habe, zu arbeiten, bin ich nachher mal die ersten paar Jahre habe ich Geld für Markenklamotten ausgegeben.“

I: „OK. Damit Sie nicht mehr gehänselt werden?“

IP: „Genau, ja.“ (Klassenverbleib, Mann, 40 Jahre alt)

Eine andere Befragte schildert die Anpassung an ihr neues soziales Umfeld, also sie zum Studium zugelassen wurde und die ersten Lehrveranstaltungen an der Universität besucht hat:

„Wo ich das Gefühl habe, das liegt halt an mir, also das ist, dass ich halt mich nicht einbringe, jetzt zum Beispiel in einem Seminar oder so, weil ich halt das Gefühl habe, ich spreche anders. Also ich habe mich extrem angepasst, also ich spreche auch nach wie vor nicht Dialekt (lacht), sondern jeder glaubt immer, ich bin aus Wien. Das dauert immer sehr lange bis ich in den Dialekt wechsle mit jemandem, das heißt, ich habe mich so extrem überangepasst, weil ich am Anfang so das Gefühl gehabt habe, ich passe überhaupt nicht rein und ich kann da nicht mitreden und ich falle halt extrem auf und es fällt auch sehr auf, dass ich vieles nicht weiß oder dass ich viel, also Allgemeinbildung mir fehlt oder einfach, ja, Bildung oder Wissen fehlt.“ (Klassenaufstieg, Frau, 43 Jahre alt)

4.3 Situationsvermeidung

Die dritte Form des Umgangs mit Klassismuserfahrungen stellt die Situationsvermeidung dar. Auch diese Reaktion ist auf den ersten Blick eher nach innen gerichtet. Zentral ist dabei aber, dass die Betroffenen versuchen, Klassismuserfahrungen möglichst zu vermeiden, indem sie gezielt Situationen aus dem Weg gehen, in denen sie Diskriminierung erfahren könnten. Befragte erzählen zum Beispiel, dass sie infolge von Diskriminierungserfahrungen den Arzt gewechselt haben, Behördengänge meiden oder versuchen sie online zu erledigen. Ähnlich wie im Fall der Habitusanpassung knüpft diese Strategie dabei in allen Fällen an bestehende Diskriminierungserfahrungen an mit dem Ziel, erneute Diskriminierung vermeiden, und ähnlich wie die Habitusanpassung erfolgt diese Reaktionsform eher seitens Klassenaufsteiger:innen.

Auch hier zeigen sich in den Interviews unterschiedliche Varianten. So schilderte eine Befragte, dass sie in der Schulzeit versucht habe, so oft wie möglich dem Turnunterricht fernzubleiben, um der Diskriminierung durch Mitschüler:innen zu entgehen, weil ihre Familie sich kein Turngewand leisten konnte:

„Und oft haben wir uns dann gar nicht mehr fragen getraut, also, dass wir irgendwelche Schulsachen brauchen, weil wir ja gewusst haben, dass kein Geld da war. Und dann bist du halt in der Teufelsspirale drinnen, gehst du jetzt in die Schule ohne die Sachen, gehst du jetzt zum Turnen und hast kein Turngewand, oder gehst du zum Turnen, hast ein Turngewand, was eigentlich nicht ein Turngewand ist, lässt du dich auslachen. Also, du hast dich halt immer so, wir waren da immer so mittendrin in der Schwebe. Beim Turnen war es dann wirklich so, dass sie oft gesagt haben, OK, Kopfwahl, lauter solche Mädchengeschichten halt, dass ich

halt nicht mitturnen habe brauchen, weil ich halt keine Turnschuhe gehabt habe. Weil ich halt keine schönen Gymnastikhosen gehabt habe, die damals so modern waren. Also, die bunten und das Neon Zeug und das alles. Aber das, ja, es ist schwierig. Es war sehr schwierig.“ (Klassenaufstieg, Frau, 48 Jahre alt)

In anderen Momenten erzählen Betroffene, dass sie sich zum Beispiel auch aus Gesprächen herausnehmen, in denen ihre Klassenherkunft sichtbar werden würde. Diese Art der Situationsvermeidung hat dabei nicht nur den Hintergrund, potenzielle Diskriminierungen zu vermeiden, sondern steht auch im starken Zusammenhang mit Scham:

„Ich meine, es war heute zum Beispiel, ja, das klingt dann alles irgendwie so ein bisschen selbstbemitleidend (lacht), heute war irgendwie so eine Situation in der Arbeit, so zu Mittag ging es um Kindheitserinnerungen und Eis und wie viel das Eis gekostet hat und was es jetzt kostet (lacht), dann hat ein Kollege gesagt, so, ja, er hat das immer gratis bekommen, weil der Vater war irgendwie Notar vom Tichy und deswegen und er kannte auch noch den Sohn von irgendeinem anderen Eissalonbesitzer und so (lacht). Also das sind dann so Dinge, wo ich dann ja eher nichts erzähle (lacht), mittlerweile schon teilweise bewusster, aber halt sehr viel, ja, einfach nicht so mitrede. Das hat sich jetzt schon extrem gebessert, in den letzten 20 Jahren, aber so einfach viel mit Scham oder wie viel gebe ich jetzt von mir preis. Und wie viel erzähle ich jetzt von mir, hat das vielleicht dann irgendwie Nachteile dann auch, wenn ich da jetzt erzähle, dass, keine Ahnung, ich habe halt im Feld Steine klaben müssen, damit ich dann halt eine Kugel Eis bekommen habe oder so irgendwie, also das sind so Episoden, wo es einem irgendwie bewusst wird, ja, OK, und das zieht sich dann natürlich bis heute durch.“ (Klassenaufstieg, Frau, 43 Jahre alt)

Eine weitere Variante der Situationsvermeidung findet sich in der Suche nach einem ähnlichen sozialen Umfeld nach der Schulzeit. Auch dies stellt Situationsvermeidung dar, indem durch die möglichst homogene Zusammensetzung des eigenen sozialen Umfeldes das Risiko von Abwertungen im Privatbereich reduziert werden soll. Gleichzeitig ermöglicht diese Strategie auch eine Form der kollektiven Selbstermächtigung in Form des Austauschs über ähnliche Erfahrungen. Eine junge Interviewpartnerin etwa beschreibt, dass sie sich im Studium mit anderen Studierenden, die wie sie über geringe finanzielle Ressourcen verfügt haben, zu einer Gruppe zusammengefunden habe:

„Und da habe ich nirgendwo irgendwie gespürt, ich gehöre da nicht dazu oder so jetzt, als Arbeiterkind, da haben wir eher noch mehr zusammengeholfen. Ich meine, wenn die eine überhaupt kein Geld mehr gehabt hat, da ist es mehreren so gegangen

(lacht). Ja, dann haben wir halt zusammengekratzt, dass sie halt auch einen Kaffee trinken hat können. Also, da war das kein Problem irgendwie. Da waren mehrere, die halt sehr sparen haben müssen und sich das, um das Studium machen zu können.“ (Klassenaufstieg, Frau, 35 Jahre alt)

4.4 Zielorientiertes Hinnehmen

Die vierte Form des Umgangs mit Klassismuserfahrungen stellt das „zielorientierte Hinnehmen“ dar. Charakteristisch dafür ist eine – zumindest im Rückblick von den Betroffenen so konstatierte – nach außen gerichtete scheinbare Gleichgültigkeit angesichts von Diskriminierungserlebnissen, die stets auch mit strategischen Erwägungen verbunden ist. Diese Art des zielorientierten Hinnehmens von klassistischen Abwertungen erfolgt auch dann, wenn negative Konsequenzen bei einer offensiven Gegenreaktion befürchtet werden. Der scheinbaren Gleichgültigkeit liegt die Erwägung zugrunde, dass man die Situation ohnehin nicht positiv beeinflussen oder verändern könne und es daher keinen Sinn ergeben würde sich darüber zu ärgern.

Das scheinbar gleichgültige oder ruhige Auftreten der Betroffenen erfolgt mitunter durchaus auch mit dem Ziel, die Diskriminierung zu beenden oder negative Konsequenzen zu vermeiden, die durch eine offensive Reaktion befürchtet werden. Dahinter steht die Überlegung, dass eine emotionale Reaktion die diskriminierenden Personen eher dazu ermuntern würde weiterzumachen. Die Betroffenen gehen also implizit davon aus, dass diese Form von Klassismus für die diskriminierenden Personen eine Art „Unterhaltung“ darstellt, die v.a. durch eine emotionale Reaktion ihrerseits aufrechterhalten würde. Dementsprechend findet sich diese Form des Umgangs in den Interviews auch eher im Jugendalter, insbesondere in Ausbildungskontexten. So schildert ein Befragter, der in der Schule Diskriminierung durch Mitschüler:innen erfahren hat, weil er keine Markenkleidung getragen hat:

„Mit der Zeit stumpft man, ich sage mal, stumpft man ein bisschen ab und ignoriert das Ganze einfach, man reagiert einfach nimmer drauf, dann wird es für die anderen auch langweilig und wenn man natürlich dann aufbrausend wird oder anfängt zu weinen oder so, das taugt denen natürlich und dann tun sie noch mehr weiter. Und wie ich das nachher mal rausgekriegt habe, dann habe ich so gemerkt, passt, einfach reden lassen und habe gar nicht groß zugehört oder sonst was. Aber getroffen hat es mich natürlich trotzdem.“ (Klassenverbleib, Mann, 40 Jahre alt)

Sich zu beschwichtigen wird von den Befragten auch als Möglichkeit beschrieben, die Situation für sich selbst psychisch erträglicher zu machen, wie der folgende Interviewauszug einer Befragten illustriert, die ihren Umgang mit materieller Deprivation schildert:

„Man denkt ja dann nicht täglich drüber nach, dass man weniger hat wie andere. Aber natürlich hin und wieder einmal ist es dann schon aufgefallen. Also hat man schon drüber nachgedacht und so. Aber wenn man immer die ganzen Situationen negativ bewertet und immer nur in dieser Negativspirale ist, dann kriegt man auch nur Depressionen oder kommt nicht raus.“ (Klassenverbleib, Frau, 53 Jahre alt)

Das Ziel der nach innen gerichteten Gleichgültigkeit ist also nicht nur, eine weitere Diskriminierung zu hemmen, sondern die psychischen Auswirkungen davon für sich selbst möglichst gering zu halten, indem eine innere Distanz zur eigenen prekären Lage aufgebaut wird.

4.5 Resignatives Hinnehmen

Im Unterschied zum zielorientierten Hinnehmen, das durchaus noch Momente des strategischen Umgangs mit Klassismuserfahrungen besitzt, erfolgt das rein resignative Hinnehmen gewissermaßen alternativlos und steht in engem Zusammenhang mit Gefühlen von Scham, Resignation und/oder Ohnmacht. Die Befragten beschreiben, dass sie die Diskriminierung reaktionslos über sich ergehen lassen, weil sie keine Möglichkeiten sehen oder auch Ressourcen fehlen, um auf die Klassismuserfahrungen aktiv zu reagieren. Besonders häufig werden Klassismuserfahrungen im Kindheits- und Jugendalter derart resignativ hingenommen, zumal Betroffene oft nicht wissen, wie sie sich wehren könnten. Trifft dieses Nicht-Wissen auf Scham, bleibt Klassismusopfern oft nur das Hinnehmen der Diskriminierung. Auf die Frage, ob sie sich im Zuge der Abwertungen seitens Schulkolleg:innen an ihre Eltern gewandt habe, antwortete eine Betroffene: *„Nein. Nein. Nein, gar nicht. Also das war eher nur so wirklich, OK, gar nicht reden oder halt, also sehr viel einfach sich schämen.“* (Klassenaufstieg, Frau, 43 Jahre alt) Das reine Hinnehmen heißt nicht automatisch, dass die erlebten Diskriminierungen schnell wieder vergessen werden, im Gegenteil: *„Na ich habe das, ich habe mich immer, ich bin kein Mensch, der das gleich von heute auf morgen vergisst. Ich glaube, monate-, jahrelang mit mir mitgetragen und natürlich auch geärgert.“* (Klassenverbleib, Frau, 40 Jahre alt)

4.6 Zusammenfassung der Reaktionen auf Klassismus

Ein Zusammenhang zwischen spezifischen Reaktionsformen zeigte sich bereits in der Onlinebefragung, nämlich zu bestimmten Formen von Klassismus. Befragte, die Beleidigungen und Abwertungen aufgrund ihrer Klassenherkunft oder Klassenposition erleben, lassen diese in der Regel unangesprochen, d.h. sie ignorieren sie, ziehen sich zurück, versuchen zumeist, Situationen zu vermeiden, in denen sie abschätzigen Kommentaren potenziell ausgesetzt wären. Erleben Befragte hingegen Klassismus auf Ämtern und in Behörden oder aber

in Form von Policing, tendieren sie eher dazu, sich gegen die Diskriminierung zu wehren oder sie zumindest zu thematisieren.

Neben der Einschätzung der Erfolgsaussichten kommt den Ressourcen auf Seiten der Betroffenen erhebliche Bedeutung zu. Sich gegen Klassismus zu wehren setzt in vielen Fällen voraus, dass die Betroffenen den Zugang zu Wissen über ihre Möglichkeiten und Rechte haben sowie darüber, an wen sie sich mit ihren Anliegen wenden können. Gesichertes Wissen und Klarheit über die rechtliche Lage begünstigen, dass Betroffene sich wehren.

Die Interviews deuten am Ende auch an manchen Stellen darauf hin, dass Verhaltensmuster im Umgang mit Klassismus- und anderen Diskriminierungserfahrungen zum Teil bereits in der Kindheit erlernt werden. Auf die Frage, ob sich ihre Reaktionen über die Zeit hinweg verändert hätten, sagten einige Befragte, dass sie im Lauf ihres Lebens erst lernen mussten, sich adäquat zu wehren. Die Reaktionsweisen zentraler Bezugspersonen wie z.B. Eltern oder Großeltern auf Klassismus prägt demzufolge potenziell auch das eigene Verhalten. So schildert eine Befragte, wie sich der Umgang ihrer Mutter und Großmutter mit Klassismuserfahrungen in ihrer eigenen Verhaltensweise niedergeschlagen hat:

„Das mit Beschwerden oder zur Wehr setzen, das habe ich eigentlich erst dann so ab 30 gemacht. Vorher bin ich eigentlich immer dann ausgewichen, vermieden, halt nicht mehr hingegangen. Und das ist ein Muster, das meine Mutter auch gemacht hat und meine Großmutter auch gemacht hat. [...] Es war immer die Devise unserer Großmutter, tut nicht streiten, nicht auffallen, nicht beschweren, nicht aufdrehen oder so, also friedlich sein, stillhalten. Ja, sicherlich, durch ihre Geschichte, und das hat meine Mutter auch weiter gemacht. [...] ich habe sicherlich das Muster so drinnen, nicht auffallen, nicht aufdrehen, eher defensiv.“ (Klassenverbleib, Frau, 56 Jahre alt)

Gleichzeitig veranschaulicht der Interviewauszug, dass sich Reaktionen auf Klassismuserfahrungen im Laufe des Lebens ändern können. Mehrere Befragte erzählen, dass sie in der Kindheit und Jugend eher passiv auf Klassismus reagiert haben und erst im Erwachsenenalter begonnen haben sich aktiv dagegen zu wehren. Als Gründe für eine solche Veränderung werden im Rahmen der Interviews v.a. der Erwerb sprachlicher Kompetenzen aber auch von mehr Selbstvertrauen oder auch mehr Gelassenheit in Bezug darauf was andere über einen denken genannt.

5 Abschließender Blick auf Klassengesellschaft und Klassenidentität

Anschließend an frühere Forschungsarbeiten verweisen auch die Ergebnisse der vorliegenden Studie darauf, dass soziale Klassen und Klassenverhältnisse nach wie vor in Institutionen, alltäglichen Interaktionen und Individuen verankert ist. Dies gilt unabhängig davon, ob Klassenkonzepte Teil des öffentlichen Diskurses oder Bezugsrahmen für unser Verständnis von Gesellschaft sind. Allerdings werden soziale Klassen und Klassenunterschiede heutzutage kaum öffentlich thematisiert. Doch wie erschließt sich die Klassengesellschaft dann für die Menschen heute? Diese Frage stand zwar nicht im Zentrum unserer Studie, wir haben sie in den Interviews aber dennoch thematisiert.

Zunächst sei festgehalten: Fast alle Interviewpartner:innen nickten, begrüßten und bejahten letztlich die Frage, ob sie mit dem Begriff der „Klasse“ oder „Klassengesellschaft“ etwas anfangen könnten. Die von den Interviewpartner:innen geschilderten Beschreibungen der Klassenstruktur unserer Gesellschaft sind dabei aber gleichzeitig von beträchtlicher Bandbreite geprägt und umfassen letztlich meistens nur vage Vorstellungen von sozialen Hierarchien bis hin zu vereinzelt mehr oder weniger sicheren Verwendungen klassentheoretischer Terminologien. *„Es gibt schon irgendwie diese Hierarchien“*, antwortete etwa ein 48-jähriger Mann, der einen Klassenabstieg erlebte, und *„Wir sind eine Klassengesellschaft. Wir sind 100% eine Klassengesellschaft.“* eine gleichaltrige Frau, die einen Klassenaufstieg an sich festmachte.

Der Großteil der Schilderungen unserer Interviewpartner:innen liegt zwischen diesen beiden Polen. Letztlich verdichten sich alle auf ein „unten“, eine „Mitte“ und ein „oben“. Eine solche Dreiteilung lag auch unserer Studie zugrunde und finden wir auch in der Forschung, theoretisch zuletzt ausgearbeitet bei Andreas Reckwitz (2017). Im Verständnis dieser drei Gruppen sind sich unsere Interviewteilnehmer:innen ebenfalls weitgehend einig.

Wir haben die Interviewpartner:innen am Ende der Interviews gebeten, ihre eigene Sicht auf die österreichische Gesellschaft und die unterschiedlichen Klassen zu schildern. Schnell waren sich die meisten einig, dass es eine breite Klasse in der Mitte gebe, von der sich unter- und oberhalb jeweils kleinere Gruppen abheben. Die „Unteren“, so die Interviewpartner:innen, seien ihrer Meinung nach charakterisiert durch mannigfaltige Exklusionen. Hierzu zählen die Befragten all jene Menschen, die von Erwerbsarbeit, ausreichendem Einkommen, Wohnraum, Gesundheit, sozialen Beziehungen oder auch von einem gesicherten Aufenthaltsstatus ausgeschlossen sind. Oder wie es eine Befragte formulierte: *„Das sind dann die, die nichts und niemand mehr haben“*.

Die „Mitte“ wurde von den Interviewpartner:innen in erster Linie über Lohnarbeit und Einkommen definiert, bei Klassenaufsteiger:innen unter unseren Interviewpartner:innen spielte zudem die formale Bildung eine wichtige Rolle. Arbeit und Einkommen ermöglichen es den Menschen demnach, *„für sich selbst sorgen zu können“* und gewährleisten damit auch die Teilhabe an anerkannten Aktivitäten, ein gewisses Maß an Selbstbestimmung und stellen sicher, dass nicht jede unvorhergesehene Ausgabe existenzbedrohend ist. Diese mittlere Klasse wird dabei sehr breit gefasst, sie macht nach Ansicht der Befragten also die Mehrheit der Gesellschaft aus. Die „Mitte“ sei demnach *„die Klasse der Arbeitnehmerschaft.“* (Klassenverbleib, Frau, 55 Jahre alt), *„die Klasse der ASVGler“* (Klassenverbleib, Mann, 63 Jahre alt), und *„die können sich auch leisten, dass sie auf Urlaub fahren, können den Kindern einiges ermöglichen, können ins Restaurant gehen, vielleicht auch irgendwelche, bisschen teureren Hobbys. Sind auch Leute, die, also, wenn jetzt die Waschmaschine eingeht, wird es jetzt nicht gleich brenzlig.“* (Klassenaufstieg, Frau, 57 Jahre alt)

Anschließend an den fehlenden politischen, medialen und auch sozialwissenschaftlichen Diskurs darüber ist die obere Klasse auch bei unseren Interviewteilnehmer:innen kaum benannt, geschweige denn ausdifferenziert. Es sind die Reichsten der Gesellschaft, die aber nicht weiter fassbar sind. Auch Beziehungen zwischen den Klassen stellten nur jene Interviewpartner:innen her, die entsprechend politisch sozialisiert oder im weitesten Sinne sozialwissenschaftlich ausgebildet sind. Für die überwiegende Mehrzahl aber steht *„das Glück des Starken“* nicht mit der *„Not des Schwachen“* (Boltanski/Chiapello 2003: 398) in Verbindung.

Sowohl die Beschreibungen dieser drei Klassen „unten“, „Mitte“ und „oben“ als auch die Verortung der eigenen Position in der österreichischen Gesellschaft fällt außerdem jenen Interviewpartner:innen schwerer, die nicht in Österreich aufgewachsen sind. In ihren Schilderungen beziehen sie sich immer wieder auf die sozialen Hierarchien ihrer Herkunftsländer und gewinnen aus dem Vergleich Erkenntnisse über die Klassenstruktur jener hiesigen Gesellschaft, von der sie nun Teil sind. Diesem „lauten Denken“ in den geführten Interviews beizuwohnen hat nochmals eindrücklich gezeigt, wie Menschen in Klassengesellschaften hineinwachsen und wie klassenspezifische Erfahrungen in Kindheit und Jugend ein zumindest implizites Verständnis für gesellschaftliche Strukturen und Prozesse formen (vgl. dazu Kapitel 3.1). Gleichzeitig war an diesen Stellen auch nicht zu überhören, wie schwierig es ist, sich diese Strukturen und Prozesse individuell zu erschließen wenn ein gemeinsamer, d.h. konsensualer und auch politisch und in Medien kommunizierter Bezugsrahmen hierfür fehlt.

Schon die Selbstverortung der 665 Befragten in der Onlineumfrage hat gezeigt, dass die eigene Klassenzugehörigkeit von 95% der Befragten zugeordnet werden kann, dass für diese Zuordnung traditionelle Merkmale wie formale Bildung,

Einkommen und Beruf herangezogen werden und dass die subjektive Position im Großen und Ganzen mit der objektiv messbaren Position übereinstimmt (Kapitel 2.1). Dies gilt aber nicht nur für die Teilnehmer:innen der vorliegenden Studie, auch bevölkerungsrepräsentative Befragungen kommen hier zu ähnlichen Ergebnissen (zuletzt für Österreich: Zandonella 2024). Dieselbe Selbstverortung gelang auch den Teilnehmer:innen in den qualitativen Interviews, wobei sie sich vor allem an den zuvor grob ausgemachten drei Klassen orientierten. *„In dieser mittleren Schicht irgendwo, eher so mehr unten wie oben“*, antwortete etwa eine 57-jährige Frau, die einen Klassenaufstieg erlebte. *„Also ich gehöre sicher nicht oben hin, ich gehöre nicht unten hin, also ich bin mittel.“*, resümierte ein 55-jähriger Mann, der ebenfalls einen Klassenaufstieg erlebte. *„Ganz unten, mittlerweile“* benannte hingegen ein 37-jähriger arbeitsloser Mann seine gesellschaftliche Position.

Hervor sticht vor allem die normative Orientierung an der Mitte: In dieser Mitte können die Menschen nicht nur für sich selbst sorgen und ein als angemessen anerkanntes Leben führen – sie gelten auch als anständig und werden respektiert. Sich als arm und dennoch anständig wahrzunehmen, gelingt in einer Gesellschaft, die geprägt ist durch die Illusionen von Klassenlosigkeit, Chancengleichheit und Meritokratie demgegenüber immer weniger (siehe hierzu auch Raey 2010).

Ähnlich wie die soziale Position ihrer Herkunftsfamilie bzw. ihrer Kindheit erschließen unsere Interviewpartner:innen auch ihre aktuelle Position allen voran induktiv aus der eigenen Lebenswelt und im sozialen Vergleich: Wo stehe ich mit meinen finanziellen Mitteln, meiner formalen Bildung, meinem Beruf, der Anerkennung dafür, meiner Wohnung oder meiner Gesundheit im Vergleich zu anderen Menschen in meinem Umfeld und im Vergleich zur gesellschaftlichen Norm?

Einzig die bereits zuvor angesprochenen linkspolitisch sozialisierten bzw. geistes- oder sozialwissenschaftlich studierten Teilnehmer:innen können darüber hinaus auf einen Bezugsrahmen zurückgreifen, aus dem sie ihre soziale Position auch deduktiv ableiten: *„So unteres bis mittleres Mittelfeld. Also, auch jetzt so vom Einkommen her, kann ich relativ gut damit leben. Ich habe aber Bekannte, Freunde, die eine wesentlich, sagen wir einmal, höhere soziale Stellung haben. Wie zum Beispiel ein Arzt.“* reflektierte beispielsweise eine 35-jährige Aufsteigerin aus der unteren Klasse. Sie endet ihre Schilderung mit: *„Ja ein Klassenbewusstsein eben und Solidarität bei den Arbeitskämpfen.“* Eine andere Interviewpartnerin führte noch aus:

„Also jetzt soziale Schicht umfasst ein bisschen mehr, also halt die Vermögens- und Einkommenssituation und auf der anderen Seite dieser, ja, Habitus einfach, auch wie vernetzt ist man oder welchen Einfluss kann man nehmen auf gesellschaftliche

Entwicklungen also so. Und das hängt natürlich mit Bildung zusammen, aber auch viel wieder mit, ja, Herkunft und Familie.“
(Klassenaufstieg, Frau, 43 Jahre alt)

Dem Großteil unserer Interviewteilnehmer:innen fehlt aber ein solcher Bezugsrahmen. Gesellschaftliche Klasse wird heute in erster Linie individuell erfahren und verarbeitet, wenn überhaupt. Zwar kommen die Menschen – wenn darauf angesprochen – in ihrer Auseinandersetzung mit Klasse zu ähnlichen Konzeptionen und einem ähnlichen Verständnis gesellschaftlicher Strukturen – in der „*demobilisierten Klassengesellschaft*“ (Dörre 2024) bleiben sie damit aber gemeinsam einsam. Nachgefragt, ob es anderen Menschen in Österreich ähnlich gehe wie ihnen, wichen die meisten Befragten aus – sie wissen es nicht, wahrscheinlich aber nicht, anderen gehe es noch viel schlechter. Die „Anderen“ waren dabei zumeist Ausländer:innen, oder wie es ein Befragter betitelte: die „*Ausländerschicht*“. Man selbst aber sei – trotz aller Widrigkeiten und Diskriminierungserfahrungen – dort wo man hingehöre. „Doxa“ (altgriechisch für „Meinung“) nannte Pierre Bourdieu diese Überzeugungen der Gesellschaft über ihre Gesellschaft, die fast schon als natürlich wahr- und hingenommen wird, die nicht mehr hinterfragt, kritisiert oder als veränderbar, sondern als wirklich und wahr angenommen wird. (Bourdieu 1985) All das hat in den letzten Jahrzehnten auch zur „Naturalisierung“ von Klassen geführt: Klassenbezogene Strukturen, Prozesse und Ungleichheiten werden als gegeben betrachtet, jedoch kaum beachtet oder hinterfragt.

Allein gelassen waren unsere Interviewpartner:innen daher auch mit ihren Klassismuserfahrungen – diese sind derzeit weder in einen klassenpolitischen Diskurs von Herrschaft und Ausbeutung noch in einen identitätspolitischen Diskurs von Diskriminierung eingebettet. Damit verbleibt auch der Umgang mit diesen Erfahrungen auf der individuellen Ebene, teils ist ihr Bezug zur Klasse gänzlich verloren gegangen. In diesem Zusammenhang möchten wir abschließend noch darauf hinweisen, dass es nicht ausreichen wird, die Folgen der Klassengesellschaft allein im Rahmen von Gleichstellung zu verhandeln. „Klasse“ als Begriff ist im Gleichstellungskontext mancherorts auch zum Warnsignal geworden, insbesondere wenn allein die Einteilung und Benennung gesellschaftlicher Gruppen in ein „unten“, „Mitte“, „oben“ als skandalös und diskriminierend empfunden wird: *„Eigentlich hasse ich den Begriff Klasse, weil er diskriminierend ist. Für mich sind wir alle gleich, ich glaube, jeder Mensch hat die gleiche Klasse.“* (Klassenverbleib, Frau, 53 Jahre alt) Der aktuelle Klassismuskurs beruft sich vor allem auf diese individuellen Erfahrungen. Formale Gleichheit hat bislang schon nicht ausgereicht, um die Klassenstrukturen unserer Gesellschaft nachhaltig zu verändern. Erst der Klassenbezug und mit ihm der kritische Blick auf Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse eröffnen eine zielführende Auseinandersetzung mit den Ursachen und den Auswirkungen klassistischer Diskriminierung.

6 Fazit

Der vorliegende Bericht untersuchte Klassismus als besondere Form von Diskriminierung, wobei der Fokus auf den subjektiven Erfahrungen von Menschen mit aus ihrer Sicht klassistischen Abwertungen lag, die sich aufgrund ihrer Klassenherkunft oder sozialen Position benachteiligt fühlten. Die Studie fokussierte dabei auf Menschen, die sich der unteren Klasse zuordneten. „Unten“ ist dabei keine Zuschreibung unsererseits, sondern wir beforschten in der vorliegenden Studie Menschen, die sich selbst entweder heute unterhalb der Mittelklasse sehen oder die ihre Kindheit und ihr Aufwachsen unterhalb der Mittelklasse verorteten. Die 20 Interviews umfassten daher eine ganze Bandbreite an gesellschaftlichen Gruppen: Obdachlose, Arbeitslose, Arme oder Armutsgefährdete, aber auch Facharbeiter:innen, einfache Angestellte, Bildungsaufsteiger:innen und sogar Führungskräfte.

Die Studie analysierte Diskriminierungserfahrungen aufgrund der sozialen Klasse in Bereichen wie Bildung, Arbeitswelt, Gesundheitssystem und Wohnen, basierend auf Interviews und einer Onlineumfrage, die Klassismuserfahrungen beleuchtete. Soziale Klassen wurden von uns als Gruppen mit ähnlichen Ressourcen, Arbeitsbedingungen und Lebensstilen definiert. Im Bericht wird eine klare Unterscheidung zwischen *Klassismuserfahrungen* und Klassismus vorgenommen.

- Als Klassismus begreifen wir die Abwertung, Benachteiligung, Ungleichbehandlung von Personen aufgrund ihrer Klassenherkunft oder damit assoziierter Merkmale, wobei sich diese auf ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital beziehen. Als Abwertung oder Diskriminierung verstehen wir in diesem Zusammenhang die ungerechtfertigte Ungleichbehandlung von Personen aufgrund persönlicher Merkmale und damit assoziierter Zugehörigkeiten zu einer unteren sozialen Klasse.
- Der Bericht unterscheidet davon aber *Klassismuserfahrungen*, die sich auch unabhängig von den sozioökonomischen Hintergründen der Personen einstellen konnten. Solche subjektiven Erfahrungen von Abwertungen oder Diskriminierungen aufgrund der eigenen Klassenherkunft oder Klassenposition standen im Fokus der durchgeführten Studie.

Die vorliegende Studie beansprucht keine letztgültigen Urteile über klassistische Praktiken, Regelungen oder Gesetze. Primäres Ziel der Studie war es, *Klassismuserfahrungen* von Menschen in persönlichen Interviews zu erheben. Wir führten Interviews mit zwanzig Teilnehmer:innen einer zuvor österreichweit durchgeführten Onlineumfrage, die zwar breit beworben wurde aber keine repräsentativen Schlussfolgerungen zulässt. Allein dadurch ergibt sich die Limitation, dass nur über jene persönlichen Klassismuserfahrungen berichtet

werden kann, die auch bewusst und erinnerlich von den zwanzig Betroffenen erlebt wurden, gleichzeitig gestehen wir ein, dass nicht jede klassistische Diskriminierung von Betroffenen auch immer als solche wahrgenommen wird. Nichtsdestotrotz war es unser Anspruch, wenn möglich, auch auf potenziell klassistische Strukturen, konkreter: klassistische Gesetze, Regelungen und Prozesse in der heutigen österreichischen Gesellschaft zumindest hinzuweisen.

Ein Hauptergebnis der Studie lautet: Klassismus verläuft meist subtil – und Diskriminierungen aufgrund der sozialen Herkunft oder Stellung sind für Betroffene nur schwer fassbar, haben aber tiefgreifende Auswirkungen auf das Selbstbewusstsein und das Leben der Betroffenen, zumal Klassismus häufig soziale Aufstiege negativ beeinträchtigt bis verunmöglicht („Gatekeeper-Funktion“). Besonders häufige Themen in den Interviews waren die Kindheit, das Aufwachsen und die Erfahrungen in der Schulzeit. Schon in der Kindheit machten viele Interviewpartner:innen erstmals Erfahrungen mit sozialer Ungleichheit, oft basierend auf den ökonomischen Ressourcen ihrer Familien. Die Interviews zeigten zudem, dass finanzielle Barrieren besonders in der Schulzeit eine Rolle spielten. Auffällig war, dass Kinder aus unteren Klassen von ihren Mitschüler:innen und Lehrkräften in eine untergeordnete Position gedrängt werden. Diese sozialen Differenzierungen basieren auf Merkmalen wie Kleidung, Sprache oder das Fehlen bestimmter Statussymbole. Solche Erfahrungen führten zu einem Gefühl der sozialen Distanz und förderten bei den Kindern emotionale Belastungen wie z.B. Schamgefühle.

Klassismuserfahrungen werden aber auch nach der Schulzeit gemacht. Arbeitslose der unteren sozialen Klasse erlebten eine starke Benachteiligung bei der Jobsuche. In den Interviews berichteten Betroffene z.B., dass sie aufgrund ihrer Erscheinung oder schlichtweg aufgrund der Dauer ihrer Arbeitslosigkeit bei Vorstellungsgesprächen abgelehnt wurden.

Besonders schwierig ist die Situation für Menschen mit gesundheitlichen Einschränkungen. Diese erleben zusätzliche Benachteiligungen, da Arbeitgeber:innen oft entweder nicht bereit sind, sie einzustellen, oder sie in Tätigkeiten anstellen möchten, die ihre gesundheitlichen Einschränkungen nicht berücksichtigen.

Im Arbeitsumfeld erlebten unsere Interviewpartner:innen, die sich unterhalb der Mittelklasse sahen, eine Abwertung bzw. eine zunehmende Respektlosigkeit gegenüber ihren Berufstätigkeiten. Dies gilt vor allem für nicht-akademische und manuelle sowie sog. „einfache“ Dienstleistungsberufe. Die Interviewpartner:innen, die in solchen Berufen tätig sind, berichteten von Abschätzigkeiten, die oft mit einer fehlenden Anerkennung und fehlendem Respekt verbunden ist.

Die von den Interviewpartner:innen geschilderten Klassismuserfahrungen reichten aber über die Lebensbereiche „Schule“ und „Arbeit“ hinaus. So wurden in den Interviews auch Klassismuserfahrungen im Gesundheitsbereich, beim Zugang zu Wohnraum oder im privaten Bereich der Betroffenen berichtet.

Am Ende dieses Berichts bleibt festzuhalten, dass Klassismus – losgelöst von der Erfahrung der Betroffenen – nicht nur als abwertende Diskriminierungsform gegen untere soziale Klassen begriffen werden sollte, sondern auch einen gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang aufweist, wenn etwa die Verantwortung für soziale Probleme wie Armut oder Arbeitslosigkeit den Menschen der unteren Klasse zugeschrieben und individuell behandelt werden anstatt sie als strukturelle Probleme zu begreifen. Gleichzeitig ist Klassismus nicht beschränkt auf Arme, Armutsgefährdete und Arbeitslose. Die meisten Interviewpartner:innen, die sich unterhalb der Mitte sahen, waren in unserer Befragung erwerbstätig, hatten also ein Erwerbseinkommen, und fühlten sich dennoch in ihrem Lebenslauf irgendwann mal aufgrund ihrer sozialen Stellung diskriminiert.

Abschließend sei festgehalten, dass offenkundig ist, dass viele Menschen in Österreich täglich Benachteiligungen aufgrund ihrer Klassenherkunft oder Klassenposition erleben – darüber zu reden beginnen sie aber erst nach wiederholter Nachfrage. Die wenigsten der von uns interviewten Menschen führten ihre privaten Verletzungen zunächst auf ihre Klassenherkunft oder Klassenposition zurück. Eine kollektive Identifikation und Auseinandersetzung mit klassenursächlichen Abwertungen ist heutzutage weitestgehend verschwunden. In dieser heutigen Gesellschaft wird soziale Ungleichheit immer seltener als Ergebnis von Klassenkonflikten wahrgenommen, sondern eher als individuelles Problem und/oder als unhinterfragbarer und nicht veränderbarer Zustand, als Notwendigkeit für den kapitalistischen Wachstumszwang. In einer solch demobilisierten Klassengesellschaft werden die sozialen Kämpfe nicht mehr als klassenbasierte Konflikte, sondern vielmehr als Fragen der individuellen Verantwortung oder der Leistungsfähigkeit interpretiert, auch von Betroffenen selbst.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Th. (2019): *Minima Moralia. Reflexionen aus einem beschädigten Leben*, Frankfurt a. M. 2019
- Altieri, R. (2022): *#Klassenschranken. Beobachtungen zum Klassismus*. Buchner Verlag
- Altreiter, Carina (2019): Subjekt ohne Klasse? Zur sozialen Genese von Arbeitskraft in aktuellen Debatten um eine Subjektivierung von Arbeit. *AIS-Studien*, 12(1), 103-118
- Angel, Stefan (2012): Der Zusammenhang von sozialer Klassenzugehörigkeit und dauerhaften Armutslagen in Österreich 1996 bis 2008. *Kurswechsel*, (3), 30 - 39.
- Arbeitsmarktservice Österreich (2023): Zur Arbeitsmarktsituation von Personen mit gesundheitlichen Vermittlungseinschränkungen.
- Arbeitsmarktservice Österreich (2024): Geschäftsbericht 2023.
- Arnold, H; Dungs, S.; Hagendorfer-Jauk, G.; Mark, AT; Müller-Riedlhuber, H; Perchtaler, M; Pichler, C; Reiche, R. (2022): Studie „Arbeits(un)fähig?“ Wissenschaftlicher Endbericht. Hrsg.: Bundesministerium für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz. Wien 2022.
- Baumert, Jürgen / Dumont, Hanna / Becker, Michael / Neumann, Marko / Bachsleitner, Anna / Köller, Olaf / Maaz, Kai (2018): Soziokulturelle und geschlechtsspezifische Selektivität von Übergangsberechtigungen für die gymnasiale Oberstufe in mehr- und zweigliedrigen Schulsystemen. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 70, 593-628.
- Bernard M, Fankhänel T, Riedel-Heller SG, Luck-Sikorski C. (2019): Does weight-related stigmatisation and discrimination depend on educational attainment and level of income? A systematic review. *BMJ Open*.
- Beyer K, Barod R, Fox L, et al (2021). The current evidence for factors that influence treatment decision making in localized kidney cancer: a mixed methods systematic review. *J Urol* 2021; 206:827–39
- Bjornsdottir, R. T., & Rule, N. (2017): The Visibility of Social Class From Facial Cues. *Journal of Personality and Social Psychology*, 113, 530–546.
- Black, D. (1980): *Inequalities in health: the black report*. London Penguin 1980.
- BMBWF (Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung, Hg.) (2021): *Nationaler Bildungsbericht Österreich 2021*. Wien: BMBWF.
- Boltanski, L./Chiapello, E. (2003): *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz 2003, S. 398

- Bourdieu, P. (1985): Sozialer Raum und „Klassen“. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1985
- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1998): »Prekarität ist überall«, in ders.: Gegenfeuer. Wortmeldungen Im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion, Konstanz: UVK.
- Bourdieu Pierre (1987): What makes a social class? On the theoretical and practical existence of groups. Berkeley J Sociology 1987;32: S. 1–17.
- Bourdieu, Pierre (2001): Die konservative Schule. Die soziale Chancengleichheit gegenüber Schule und Kultur. Steinrück, Margareta (Hg.): Pierre Bourdieu. Wie die Kultur zum Bauern kommt. Über Bildung, Schule und Politik. Hamburg: VSA, 25-52.
- Brandmiller, Cornelius / Dumont, Hanna / Becker, Michael (2020): Teacher perceptions of learning motivation and classroom behavior. The role of student characteristics. In: Contemporary educational psychology 63, 101893.
- Bunch, C. & Myron, N. (1974): Class and Feminism. Baltimore: Diana Press.
- Castel, Robert/Dörre, Klaus (Hrsg.) (2009): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung – Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt am Main/ New York: Campus.
- Castro Varela, M. d. M. (2014). Bildungsprivilegien für alle! migrazine.at <http://www.migrazine.at/artikel/bildungsprivilegien-f-r-alle>. (Zugriff am 2. Mai 2024).
- Charlesworth, Simon (2000): A phenomenology of working class experience. Cambridge: University Press.
- Chassé, K. A. (2016): Doing Class. Wie werden Menschen zum „Prekariat“ gemacht? In K. Fereidooni & A. P. Zeoli (Hrsg.), Managing Diversity: Die diversitätsbewusste Ausrichtung des Bildungs- und Kulturwesens, der Wirtschaft und Verwaltung (S. 35–51). Springer Fachmedien.
- Cheek, N. N., Bandt-Law, B., Sinclair, S. (2023): People believe sexual harassment and domestic violence are less harmful for women in poverty. Journal of Experimental Social Psychology, 107, 104472.
- Clark, T. N., and S. M. Lipset (1991) “Are Social Classes Dying?” International Sociology 6 (4): 397–410.
- Czypionka, Thomas; Kraus, Markus; Röhring, Gerald (2013): Wartezeiten auf Elektivoperationen – Neues zur Frage der Transparenz?. Health System Watch 2.

D’Hooge, L., Achterberg, P. and T. Reeskens. (2018). “Imagining Class: A Study Into Material Social Class Position, Subjective Identification, and Voting Behavior Across Europe.” *Social Science Research* 70: 71–89.

Dachverband der Sozialversicherungsträger (2024): Statistisches Handbuch der österreichischen Sozialversicherung 2023. Online unter: <https://www.sozialversicherung.at/cdscontent/load?contentid=10008.781985&version=1698241161>

Dörre, Klaus (2009): Zeitarbeit aus der Perspektive der Wissenschaft. »Leiharbeit ist eine prekäre Beschäftigungsform«. In: BrandAktuell, Arbeitsmarktpolitischer Service der LASA Brandenburg GmbH, 4/2009, H. S. 13.

Dörre, Klaus (2014): Prekarität als Konzept kritischer Gesellschaftsanalyse – Zwischenbilanz und Ausblick. (Ethik und Gesellschaft 2/2014: Prekäre Arbeit). Download unter: http://www.ethik-und-gesellschaft.de/mm/EuG-2-2014_Dorre.pdf (Zugriff am 5. Mai 2024).

Dörre, Klaus (2024): Die demobilisierte Klassengesellschaft. Begriffe, Theorie, Analysen, Politik – Projekt Klassenanalyse Jena, Band 1 (unveröffentlicht)

Ehs, Tamara / Zandonella, Martina (2020): Die Auswirkungen von sozialer Ungleichheit in Wien. Wien: Arbeiterkammer & Stadt Wien: Kultur.

Elenbaas Laura (2019): Perceived access to resources and young children’s fairness judgments. In: *Journal of Experimental Child Psychology* 18, 104667.

Elenbaas Laura / Rizzo, Michael / Killen, Melanie (2020): A developmental science perspective on social inequality. In: *Current Directions in Psychological Science* 29(6), 610-616.

Falconnier L. (2009): Socioeconomic status in the treatment of depression. *American Journal of Orthopsychiatry*. 2009;79(2):148–158.

Felbiger, Johann (1774): Allgemeine Schulordnung für die deutschen Normal-Haupt- und Trivialschulen in sämtlichen Kaiserl. Königl. Erbländern. Wien. <https://www.digital.wienbibliothek.at/urn/urn:nbn:at:AT-WBR-51686>

Fenz, G.; Fritzer, F.; Schneider, M.; Wagner, K. (2023): Trendwende am Immobilienmarkt in Österreich. Onlinebeitrag der Österreichische Nationalbank, online unter: <https://www.oenb.at/Presse/thema-im-fokus/2023/trendwende-am-immobilienmarkt-in-oesterreich.html>

Fitzgerald C, Hurst S. (2017): Implicit bias in healthcare professionals: a systematic review. *BMC Med Ethics* 2017

Geißler, Rainer (2014): Die Sozialstruktur Deutschlands, 7. Auflage, Wiesbaden: VS

- Giel, K., Thiel, A., Teufel, M., Mayer, J., & Zipfel, S. (2010). Weight bias in work settings – a qualitative review. *Obesity Facts*, 3(1), 33–40 (DOI:10.1159/000276992)
- Gilbert, D. (2002): *The American Class Structure: In An Age of Growing Inequality*. Belmont, CA: Wadsworth
- Goffman, Erving (1963): *Stigma; notes on the management of spoiled identity*. Englewood Cliffs, N.J.: Prentice-Hall
- Gruber, O.; Mattes, A.; Stadlmair, J. (2016): Die meritokratische Neugestaltung der österreichischen Integrationspolitik zwischen Rhetorik und Policy. In: *Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft (ÖZP)*, 45(1), 65-79
- Gurr, Thomas; Jungbauer-Gans, Monika (2013): „Stigma consciousness among the unemployed and prejudices against them. Development of two scales for the 7th wave of the panel study ‚Labour Market and Social Security (PASS)‘”, *Journal for Labour Market Research* 46: 335–351.
- Haberfellner, R; Sturm, R. (2014): *Zur Akademisierung der Berufswelt: Europäische und österreichische Entwicklungen im Kontext von Wissensgesellschaft, Wissensarbeit und Wissensökonomie*. AMS report No. 106
- Hartmann, Michael (2008): *Elitensoziologie. Eine Einführung*. Frankfurt am Main: Campus.
- Heckhausen, Jutta (2021): Societal constraints and individual agency: Navigating educational transitions for upward mobility. In: *Journal of Youth and Adolescence* 50(3), 437-445.
- Helbig, Marcel / Morar, Tatiana (2018): Why teachers assign socially unequal marks. A case for establishing tertiary origin effects in the model of primary and secondary effects of educational research. In: *International Journal of Learning, Teaching and Educational Research* 17, 1-25.
- Hester, N., & Hehman, E. (2023): Dress is a Fundamental Component of Person Perception. *Personality and Social Psychology Review*.
- Hipp, Lena (2016) : *Ungleichheiten und Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt, Aus Politik und Zeitgeschichte*, ISSN 2194-3621, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn, Vol. 66, Iss. 9, pp. 42-48
- Hofmann, Julia; Weiss, Hilde (2018): Measuring social classes Empirical research on social classes in Austria (1945-1990). *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*.
- Hormel, Ulrike/Scherr, Albert (2010): Einleitung. Diskriminierung als gesellschaftliches Phänomen. In Ulrike Hormel & Albert Scherr (Hrsg.), *Diskriminierung* (S. 7–20). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Kemper, A.; Weinbach, H. (2009): Klassismus. Eine Einführung. Unrast, Münster.
- Kemper, Andreas (2015): „Klassismus!“ heißt Angriff. Warum wir von Klassismus sprechen sollten – und warum dies bisher nicht geschah. In: Kurswechsel 4/2015: 25-31
- Kemper, Andreas (2020): Klassismus - Soziale Herkunft als Diskriminierungsmerkmal? Vortrag am 22. Oktober 2020 an der Hochschule Zittau/Görlitz. Zitiert nach vhs Görlitz (15.2.2021): Klassismus - Vortrag von Andreas Kemper. YouTube. Online unter: <https://www.youtube.com/watch?v=sjHaiYzoXtU> (zuletzt abgerufen November 2023)
- Kemper, Andreas (o.D.): Class / Klassismus. Zwischen den Stühlen. Blogbeitrag. Online unter: <https://andreaskemper.org/klassismus/> (zuletzt abgerufen Dezember 2023)
- Klein, Markus / Barg, Katherin / Kühhirt, Michael (2019): Inequality of educational opportunity in East and West Germany. In Sociological Science 6, 1-26.
- Kraus, M. W., & Keltner, D. (2009): Signs of Socioeconomic Status: A Thin-Slicing Approach. Psychological Science, 20(1), 99–106.
- Kraus, M. W., Torrez, B., Park, J. W., & Ghayebi, F. (2019): Evidence for the reproduction of social class in brief speech. Proceedings of the National Academy of Sciences, 116(46), 22998–23003.
- Kritzing, Sylvia; Aichholzer, Julian; Glavanovits, Josef; Hajdinjak, Sanja; Klaiher, Judith; Seewann, Lena; Friesl, Christian; Zulehner, Paul (2019). European Values Study 1990-2018 Austria Longitudinal Data (SUF edition)
- Kuhn, Anette (1995): Family Secrets: Acts of Memory and Imagination, London: Verso.
- Kupfer, A/ Eckert, F./ Krause, I. (2019): Beruf(en) im Verkauf. Analyse subjektiver Bedeutungen von Arbeit als Beitrag zur sozialen Ungleichheitsforschung.
- Lamei, Nadja / Blüher, Marlene / Sina-Tabue, Magdalena / Heuberger, Richard / Karaca, Nühübe / Oismüller, Anneliese / Korunovska, Jana / Wittmann, Lena (2024): Lebensbedingungen, Armut und soziale Ausgrenzung. In: BMSGPK (Hg.): Sozialbericht 2024, Band II: Sozialpolitische Analysen. Wien: BMSGPK.
- Lampert T, Kroll LE (2014): Soziale Unterschiede in der Mortalität und Lebenserwartung. Hrsg. Robert Koch-Institut, Berlin. GBE kompakt 5(2)
- Lischewski, A. (2014): Kritik, die ungehört verhallt. In: Migrazine Ausgabe 2014/2. Online unter: <https://migrazine.at/artikel/kritik-die-ungeh-rt-verhallt>
- Luck-Sikorski, Claudia (2017): Stigmatisierung und internalisiertes Stigma bei Adipositas. Interventionsmöglichkeiten. In: Rose, Lotte/Schorb, Friedrich (Hg.).

Fat-Studies in Deutschland. Hohes Körpergewicht zwischen Diskriminierung und Anerkennung. Weinheim, Basel: Belz Juventa. S. 86 – 96.

Marx, Karl (1962): Das Kapital. Kritik der politischen Oekonomie. In: Karl Marx und Friedrich Engels Werke 1867, Band 23 (MEW23), Berlin: Dietz Verlag 1962.

Mayer-Ahuja, Nicole/Nachtwey, Oliver (Hg.) (2021): Verkannte Leistungsträger:innen. Berichte aus der Klassengesellschaft. Frankfurt/Main, Suhrkamp.

McCrory Calarco, Jessica (2018): Negotiating Opportunities. How the middle class secures advantages in school. Oxford: University Press.

Meier, L. und Böttcher, P. (2022): Bov Bjerg: »Die Perspektive von unten ist einfach die interessantere«. Interview mit Bov Bjerg geführt von Louisa Meier und Philipp Böttcher. In: Jacobin 2022, online unter: <https://www.jacobin.de/artikel/bov-bjerg-die-perspektive-von-unten-ist-einfach-die-interessantere-interview-auerhaus-serpentina-eribon>

Meulenbelt, A. (1988): Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus und Klassismus. Rowohlt Verlag, Reinbek.

Mistry Rashmita / Brown Christia / White Elizabeth / Chow, Kirby / Gillen-O’Neel Cari (2015): Elementary school children’s reasoning about social class: A mixed-methods study. In: Child Development 86(5), 1653–1671.

Moosbrugger, Robert / Bacher, Johann (2018): The end of educational mobility: Toward a two-class structure in Austria’s educational system? In: International Journal of Sociology 48(3), 274-293.

Moser, Johannes (1993): Jeder, der will, kann arbeiten. Die kulturelle Bedeutung von Arbeit und Arbeitslosigkeit. Wien, Zürich: Europaverlag.

Muckenhuber, M. (2023): Immobilien Report: Österreichischer Immobilienmarkt extrem konzentriert. In: Momentum Institut Immobilienreport 2023

Müters S, Michalski N, Hoebel J (2023): Aktualisierung der Berechnungsgrundlagen für den Index des sozioökonomischen Status in der Studie Gesundheit in Deutschland aktuell (GEDA) 2019/2020-EHIS. Robert Koch-Institut, Berlin. S: 1-7. DOI 10.25646/11444

Nachtwey, O. (2016): Die Abstiegsgesellschaft. Frankfurt: Suhrkamp

Neckel, Sighard (1991): Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit. Frankfurt am Main: Campus.

Neuenschwander, Markus / Nägele, Christof (2017): Bildungsverläufe von der Einschulung bis in den ersten Arbeitsmarkt. Theoretische Ansätze, empirische Befunde und Beispiele. Wiesbaden: Springer.

OECD (2018): A Broken Social Elevator? How to Promote Social Mobility. Overview and Main Findings. Online unter:

https://www.un.org/development/desa/dspd/wp-content/uploads/sites/22/2018/09/OECD_Social-mobility-2018-Overview-MainFindings.pdf (letzter Zugriff: 1.3. 2024)

OECD (2021): Education at a glance 2021: OECD Indicators. Paris: OECD Publishing.

Oesch, D (2006a): Redrawing the Class Map. Stratification and Institutions in Britain, Germany, Sweden and Switzerland. London: Palgrave Macmillan.

Oesch, D (2006b): Coming to Grips with a Changing Class Structure: An Analysis of Employment Stratification in Britain, Germany, Sweden and Switzerland. *International Sociology* 21 (2): 263–288. DOI: 10.1177/0268580906061379.

Phelan, J. C., Link, B. G., & Tehranifar, P. (2010): Social conditions as fundamental causes of health inequalities: theory, evidence, and policy implications. *Journal of health and social behavior*, 51(1_suppl), 28-40.

Pinel, Elizabeth C. (1999): „Stigma Consciousness. The Psychological Legacy of Social Stereotypes“, *Journal of Personality and Social Psychology* 76: 114–128.

Pinel, Elizabeth C.; Warner, Leah R.; Chua, Poh-Pheng (2005): „Getting There is Only Half the Battle: Stigma Consciousness and Maintaining Diversity in Higher Education“, *Journal of Social Issues* 61: 481–506.

Quenzel, G./Hurrelmann, K. (2010): Bildungsverlierer. Neue soziale Ungleichheiten in der Wissensgesellschaft. In: Quenzel, G./Hurrelmann, K. (Hrsg.): *Bildungsverlierer. Neue Ungleichheiten*. Wiesbaden: VS, 11-33.

Raey, Diane (1997): Feminist theory, habitus, and social class: Disrupting notions of classlessness. In: *Women's Studies International Forum* 20(2), 225-233.

Raey, Diane (2005): Beyond consciousness? The psychic landscape of social class. In: *Sociology* 39(5), 911-928.

Raey, Diane (2009): Identity making in schools and classrooms. In: Wehterell, Margaret / Mohanty, Chandra (Eds.): *The Sage Handbook of Identities*. London: Sage Publications, 277-293.

Reay, Diane (2017): *Miseducation. Inequality, education, and the working classes*. Bristol: Policy Press.

Rechnungshof (2021): Ärztliche Versorgung im niedergelassenen Bereich. Bericht des Rechnungshofes. Reihe BUND 2021/30. Wien, September 2021

Reckwitz, Andreas (2017): *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin.

Reiter, Gerald (2002): Kurzbericht: Teilpensionen. In: WISO 25. Jg. (2002), Nr. 2

Reiter, Gerald; Woltran, Iris (2010): Alterssicherung und Armutsgefährdung in Österreich. In: WISO 33. Jg. (2010), Nr. 3

Roehling, M. V. (2002): Weight discrimination in the American workplace: Ethical issues and analysis. *Journal of Business Ethics*, 40(2), 177-189.

Sandoz (2023): Austrian Health Report. Online unter <https://austrianhealthreport.at/projects/versorgung-zufriedenheit-2023/>

Sayer, Andrew (2005): *The moral significance of class*. Cambridge: University Press.

Scherr, A. (2008): Diskriminierung: eine eigenständige Kategorie für die soziologische Analyse der (Re-)Produktion sozialer Ungleichheiten in der Einwanderungsgesellschaft? In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2* (S. 2007-2017). Frankfurt am Main: Campus Verl.

Schmidt, Andreas (2024): Wer vertritt uns eigentlich? Online unter: <https://www.derpragmaticus.com/r/nationalrat-wer-vertritt-uns-eigentlich>

Schönherr D, Leibetseder B (2019): Soziale Stellung und Diskriminierungserfahrungen. Sonderauswertung der Studie „Diskriminierungserfahrungen in Österreich“. Arbeiterkammer Wien 2019.

Schönherr D, Zandonella M, Schenk K (2021): AK-Schulkostenstudie 2020/21: Schule, Unterricht und Kinderbetreuung in der Corona- Pandemie.

Schönherr, D. (2020): Diskriminierungserfahrungen von Frauen in Österreich. Sonderauswertung der Studie „Diskriminierungserfahrungen in Österreich“. Online unter: https://wien.arbeiterkammer.at/service/studien/Frauen/Diskriminierungserfahrungen_von_Frauen.pdf

Schönherr, D. (2021): Zur Situation von Arbeitslosen in Österreich. SORA, Wien.

Schönherr, D., Leibetseder, B., Moser, W. & Hofinger, C. (2019): Diskriminierungserfahrungen in Österreich. Erleben von Ungleichbehandlung, Benachteiligung und Herabwürdigung in den Bereichen Arbeit, Wohnen, medizinische Dienstleistungen und Ausbildung, SORA – Institute for Social Research and Consulting.

Schönherr, D.; Glaser, H. (2023): Zwischen Fördern und Fordern: Auswirkungen individueller Beratungs- und Vermittlungsstrategien auf die Beschäftigungschancen arbeitssuchender Menschen.

- Schönherr, D./Glaser, H. (2024): Schulkostenstudie 2023/24. Studie im Auftrag der Arbeiterkammer Wien. Wien: 2024
- Schönherr, D./Zandonella, M. (2024): Systemrelevant Beschäftigte. Arbeitsbedingungen von „Essential Workers“ in Österreich seit 2020. (unveröffentlicht)
- Schönherr, D.; Zandonella, M. (2018). Arbeitssituation von LSBTI-Personen in Österreich. Studie im Auftrag der Arbeiterkammer Wien.
- Sennett, Richard / Cob, Jonathan (1972): The hidden injuries of class. New York: Verso.
- Smith L. (2005): Psychotherapy, classism, and the poor: Conspicuous by their absence. *American Psychologist*. 2005;60:687–696.
- Smith L. (2009): Enhancing training and practice in the context of poverty. *Training and Education in Professional Psychology*. 2009;3:84–93.
- Solga, H. (2017): Bildungsarmut und Ausbildungslosigkeit in der Bildungs- und Wissensgesellschaft. In: Becker, R. (Hrsg.): *Lehrbuch der Bildungssoziologie*. Wiesbaden: VS, 443-485.
- Sozialwissenschaftliche Studiengesellschaft (2020): "Unemployment and Job Security 1992", <https://doi.org/10.11587/NK4C3K>, AUSSDA, V1
- Statistik Austria (2021): Bildung in Zahlen 2019/20. Schlüsselindikatoren und Analysen.
- Statistik Austria (2022): Arbeitsunfälle und Arbeitsbezogene Gesundheitsprobleme. Modul der Arbeitskräfteerhebung 2020.
- Statistik Austria (2024a): Erwerbstätige – Merkmale. Online unter: <https://www.statistik.at/statistiken/arbeitsmarkt/erwerbstaetigkeit/erwerbstaetige-merkmale>
- Statistik Austria (2024b): Jahresdurchschnittsbestand der überlassenen Arbeitskräfte nach Sparten für den Zeitraum 1. Juli des Vorjahres bis 30. Juni des Erhebungsjahres
- Thompson, W. & Hickey, J. (2005): *Society in Focus*. Boston, MA: Pearson, Allyn & Bacon
- Tobisch, Anita / Dresel Markus (2017): Negatively or positively biased? Dependencies of teachers' judgments and expectations based on students' ethnic and social backgrounds. In: *Social Psychology of Education* 20, 731-752.
- Unger, Martin; Binder, David; Dibiasi, Anna; Engleder, Judith; Schubert, Nina; Terzieva, Berta; Thaler, Bianca; Zaussinger, Sarah; Zucha, Vlasta: (2020): *Studierenden-Sozialerhebung 2019. Kernbericht*.

- Van Brakel, Wim H. van (2006): „Measuring health-related stigma – a literature review”, *Psychology, health & medicine* 11: 307–334. van den Berg, Gerard J.; van der Klaauw, Bas; van Ours, Jan C. (2004): „Punitive Sanctions and the Transition Rate from Welfare to Work”, *Journal of Labor Economics* 22: 211–241.
- Van der Waal, J., P. Achterberg, and D. Houtman (2007). “Class is Not Dead – It Has Been Buried Alive: Class Voting and Cultural Voting in Postwar Western Societies (1956–1990).” *Politics & Society* 35 (3): 403–426.
- Van der Werfhorst, Herman (2018): Early tracking and socioeconomic inequality in academic achievement: Studying reforms in nine countries. In: *Research in Social Stratification and Mobility* 58, 22–32.
- Vasari, Bernd (2023): Privatpatient:innen ruinieren das Gesundheitssystem. In: *Wiener Zeitung*, online unter: <https://www.wienerzeitung.at/a/privatpatient-innen-ruinieren-das-gesundheitssystem#infos-und-quellen>
- Vasilyeva Nadya / Gopnik Alison / Lombrozo Tania (2018): The development of structural thinking about social categories. In: *Developmental Psychology* 54(9), 1735–1744.
- Vedder, Günther; Vedder, Margrit (2012): Able-Bodyism, Lookism und Diversity Management. In: R. Ortlieb & B. Sieben (Hg.), *Geschenkt wird einer nichts – oder doch? Festschrift für Gertraude Krell*. München/Mering: Rainer Hampp. S. 163–168.
- Walkerdine, Valerie (1997): *Daddy’s girl: Young girls and popular culture*. London: Macmillan Press.
- Walkerdine, Valerie (2010): Communal beings and affect – an exploration of trauma in an ex-industrial community. In: *Body & Society* 16(1), 91–116.
- Watson, Lisa/Levit, Tatiana/Lavack, Anne (2018): Obesity and Stigmatization at Work. In: Thomson, S. Bruce/Grandy, Gina (Hg.). *Stigmas at Work*. Palgrave Explorations in Workplace Stigma. New York: Palgrave Mcmillan. S.11 – 34.
- Willems S, De Maesschalck S, Deveugele M, et al (2005): Socio-economic status of the patient and doctor–patient communication: does it make a difference? *Patient Educ Couns* 2005;56:139–46
- Wimmer, C./Oberwimmer, K. (2021): Indikatoren C: Prozesse des Schulsystems. In: *Nationaler Bildungsbericht Österreich 2021*. Hg. v. Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung. Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung. Wien.
- Zandonella, Martina; Schönherr, Daniel (2023): Umverteilung – So denken die Vielen. Steuer-, arbeitsmarkt- & sozialpolitische Vorhaben aus Sicht der Bevölkerung. SORA Endbericht.

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Subjektive Klassenzuordnung	37
Tabelle 2: Stichprobe der qualitativen Interviews	54

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Sozioökonomischer Status nach subjektiver Klassenzugehörigkeit	35
Abbildung 2: Klassenschema nach Daniel Oesch	38
Abbildung 3: Klassismuserfahrungen in Form persönlicher Abwertungen	42
Abbildung 4: Wo haben Sie klassistische Abwertungen erlebt?	43
Abbildung 5: Weitere Klassismuserfahrungen	45
Abbildung 6: Klassismuserfahrungen und Stigmabewusstsein nach subjektiver Klassenzugehörigkeit	47
Abbildung 7: Subjektive Klassenmobilität	50

Daten zur Untersuchung

Thema	Klassismuserfahrungen in Österreich
Auftraggeber:innen	Arbeiterkammer Wien Gleichbehandlungsanwaltschaft
Beauftragtes Institut	FORESIGHT Research Hofinger GmbH
Wissenschaftliche Leitung	Daniel Schönherr
Autor:innen	Daniel Schönherr Martina Zandonella Saskja Schindler
Erhebungsgebiet	Österreich
Methodik der Studie	Sekundärdatenauswertungen, Onlinebefragung (n=665 Befragte) und qualitative Interviews (n=20, 1.625 Minuten bzw. 523 Seiten Transkripte)
Erhebungszeitraum	2023/2024

KURZBIOGRAFIEN



Mag. DANIEL SCHÖNHERR

Sozialwissenschaftler und Senior Researcher bei FORESIGHT Research Hofinger GmbH

Zu den Forschungsschwerpunkten zählen u.a.: Arbeitszufriedenheit und Qualität von Arbeit, Arbeitslosigkeit und Arbeitsmarktintegration sowie Ursachen und Folgen von Diskriminierungserfahrungen und sozialer Ungleichheit.



Mag.ª MARTINA ZANDONELLA

Sozialwissenschaftlerin und Senior Researcher bei FORESIGHT Research Hofinger GmbH

Zu den Forschungsschwerpunkten zählen Demokratie und Beteiligung, v.a. im Kontext von Schule, Arbeit und sozialer Ungleichheit.



Dr.in SASKJA SCHINDLER

Sozialwissenschaftlerin und Researcher bei FORESIGHT Research Hofinger GmbH.

Zu den Forschungsschwerpunkten zählen Arbeitssoziologie, Einstellungsforschung und soziale Ungleichheit.



Dr.in CARINA ALTREITER

Soziologin und Referentin in der Abteilung Frauen und Gleichstellungspolitik in der Arbeiterkammer Wien.

Zu ihren Arbeitsschwerpunkten zählen Arbeit und soziale Ungleichheit, Klassenverhältnisse sowie Geschlechtergerechtigkeit im Kontext von Klimakrise und sozial-ökologischem Wandel.



Dr.in ALEXANDRA KÖNIG

Politikwissenschaftlerin und Referentin für Öffentlichkeitsarbeit bei der Gleichbehandlungsanwaltschaft.

Ihre inhaltlichen Themenschwerpunkte liegen an der Schnittstelle von Geschlechterforschung, Critical Race Theory und Critical Legal Studies.



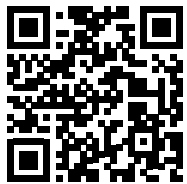
ALLE RATGEBER ZUM DOWNLOADEN

<https://wien.arbeiterkammer.at/service/Ratgeber/index.html>



BERATUNGSTERMIN VEREINBAREN UNTER

<https://wien.arbeiterkammer.at/ueberuns/kontakt/index.html>



ALLE STUDIEN ZUM DOWNLOADEN

<https://emedien.arbeiterkammer.at/>



WEITERE SERVICES UND INFORMATIONEN UNTER

<https://wien.arbeiterkammer.at/>

FOTOCREDITS

Porträtfotos Daniel Schönherr, Martina Zandonella & Saskja Schindler: © Mat Stefanic,
Porträtfoto Carina Altreiter: © Lisi Specht, Porträtfoto Alexandra König: private Aufnahme

DER DIREKTE WEG ZU UNSEREN PUBLIKATIONEN

<https://wissenschaft.arbeiterkammer.at/>

<https://emedien.arbeiterkammer.at/>

ZITIERFÄHIGER LINK ZUR STUDIE

<https://emedien.arbeiterkammer.at/resolver?urn=urn:nbn:at:at-akw:g-7163004>

CREATIVE COMMONS CC BY-SA

Sofern nicht anders ausgewiesen, steht der Inhalt dieses Werks unter der Creative Commons
Lizenz CC BY-SA 4.0 zur Verfügung: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>



Bei Verwendung von Textteilen wird um Zusendung eines Belegexemplars an die AK Wien /
Abteilung Frauen und Gleichstellungspolitik ersucht.

IMPRESSUM

Medieninhaberin: Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien,
Prinz-Eugen-Straße 20–22, 1040 Wien, Telefon: (01) 501 65 0

Offenlegung gem. § 25 MedienG: siehe wien.arbeiterkammer.at/impressum

Auftraggeberin: AK Wien / Abt. Frauen und Gleichstellungspolitik

Rückfragen an: Carina Altreiter (carina.altreiter@akwien.at)

Gestaltung: Alexander Ullrich | A SQUARED

Illustrationen: Daniel Schönherr

Verlags- und Herstellungsort: Wien

Druck: AK Wien

ISBN: 978-3-7063-1134-2

© 2025 AK Wien



ZUHAUSE IN DER ARBEITSWELT

Die Homepage der AK ist rund um die Uhr für Sie da. Ob Onlineratgeber, Servicerechner oder Broschüren: Mit unseren Servicetipps zu Arbeitsrecht, Konsumentenschutz, Bildung oder Wohnen sind Sie immer auf dem letzten Stand.

Unser Angebot für Sie auf
wien.arbeiterkammer.at



GERECHTIGKEIT MUSS SEIN

KLASSISMUSERFAHRUNGEN IN ÖSTERREICH

Zur Abwertung von Menschen aufgrund ihrer sozialen Klasse

Oktober 2025

